Digitized by Google

Germ. sen. 411.

Digitized by Google

Digitized by Google

R

Digitized by Google

Die deutſche Nation

und

ihre Schickſale

Von

Nikolaus Vogt

Frankfurt am Main
in der Andreäiſchen Buchhandlung
1810

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri, sine cupiditate, sine impotentia quieti securique, nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum, quod, ut superiores agant, non per injurias assequuntur, prompta tamen omnibus arma, et si res poscat, exercitus plurimum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama.

Tacitus.

Digitized by Google

Inhalt.

NB. Die mit einem * bezeichneten Kapitel ſind aus den europäiſchen Staatsrelationen genommen.

Einleitung und Schema der deutſchen Geſchichte . S. 1

I. Kapitel. Ueber die Grenzen Deutſchlands * . 27

II. Die Häuſer und die Nationen, oder die natürlichſte Friedensbaſis * 29

III. Von dem Urſprunge der Deutſchen * . . . 38

IV. Von den Sitten der Deutſchen 41

V. Warum die Deutſchen ſo viele Achtung für das weibliche Geſchlecht hatten 43

VI. Worin die politiſche Größe eines Volks beſtehe . 44

VII. Worin ſich die Verfaſſungen der Deutſchen von jenen der alten Völker unterſchieden * . . 45

VIII. Ueber die Uneinigkeit der Deutſchen * . . 49

IX. Warum die Römer den Main zur Operationslinie gegen die Deutſchen wählten * . . . 57

X. Warum die Deutſchen nichts deſto weniger über die Römer ſiegten * 62

Digitized by Google

XI. Wie ſchwer es ſey, gegen den Zeitgeiſt zu arbeiten * S. 67
XII. Was heißt das: den Zeitgeiſt bilden * . . . 70
XIII. Warum die Einfälle der Barbaren in das römiſche Reich ſo allgemein und zerſtörend waren * . . 77
XIV Fortſetzung davon * 79
XV. Warum die deutſchen Völker ihre Verfaſſung auf Grund und Boden anlegten * 81
XVI. Von den Majoraten und Fideikommiſſen * . . 83
XVII. Von dem Adel * 87
XVIII. Von dem Heerbanne und der Fehde * . . . 88
XIX. Warum unter den Deutſchen die Geiſtlichkeit bald ſo mächtig wurde 91
XX. Wie Kronen erhalten und verloren werden * . . 93
XXI. Das Reich Karls des Großen * . . . 97
XXII. Daß der Regierungswechſel von einem großen zu einem ſchwachen Fürſten meiſtens gefährlich wird * 99
XXIII. Daß, wenn ein Fürſt jedem gefallen will, er am Ende allen mißfallen müſſe * . . . 101
XXIV. Wie in einem Staate gleich bey der erſten Anlage der Partheygeiſt organiſirt werden kann * . 103
XXV. Wie die deutſchen Staatsbeamten und Generäle endlich Landesherren wurden * 108
XXVI. Wie die gemeinen Bürger ſich ſelbſt um ihre Freyheit brachten * 113
XXVII. Wie die Biſchöffe und Aebte Landesherren wurden * 116

Digitized by Google

XXVIII. Daß es gut iſt, wenn ein Staat National-
güter hat * . . . . . . S. 118

XXIX. Wie in Deutſchland Kurfürſten, und wie die
deutſche Kaiſerwürde wahlbar wurden . . 124

XXX. Von den Reichsſtädten * 126

XXXI. Von dem Städte- oder Hanſebund * . . 130

XXXII. Von den Landſtänden * 150

XXXIII. Von den Domkapiteln * 156

XXXIV. Daß die Kaiſerkrone die Haupturſache der
künftigen Schwäche der deutſchen Regenten wurde 163

XXXV. Daß, wenn eine Regierungsform in ihren
Grundprinzipien verdorben iſt, ſelbe auch die
klügſten Regenten nicht mehr erhalten können * . 165

XXXVI. Wie mitten unter der Anarchie noch ein deut-
ſches Reich beſtehen konnte * 169

XXXVII. Wie Rudolph von Habsburg die
deutſche Nation erheben wollte 171

XXXVIII. Ueber den Charakter der deutſchen Reichs-
verfaſſung * 172

XXXIX. Ueber die Größe der deutſchen Nation . . 174

XL. Von der deutſchen Sprache 176

XLI. Daß die Erwerbung fremder Reiche ſowohl den
erwerbenden deutſchen Familien als der Nation
ſelbſt ſchädlich wurde 178

XLII. Warum der Proteſtantismus in Deutſchland ſo
großen Fortgang haben konnte . . . 181

Digitized by Google

XLIII. Ueber den Geiſt des Proteſtantismus und deſſen Verhältniſſe zur allgemeinen Chriſtenheit * S. 184
XLIV. So ſehr der Proteſtantismus die Aufklärung in Europa befördert haben mag, ſo nachtheilig wirkte er auf die deutſche Verfaſſung . . 193
XLV. Daß es die Klugheit erfordere, ſich zuweilen blödſinnig zu ſtellen * 197
XLVI. Wallenſtein * 207
XLVII. Von politiſchen und unpolitiſchen Prophezeyungen * 214
XLVIII. Guſtav Adolph, oder von der neuen Kriegskunſt 230
XLIX. Ueber die Länge des dreyßigjährigen Kriegs und die Schwierigkeit der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen 232
L. Was war der Kurfürſt Erzkanzler im deutſchen Reiche * 237
LI. Das Syſtem des Kardinals Richelieu . . 263
LII. Warum Frankreich Bayern groß zu machen ſuchte . 265
LIII. Ueber den Pfalzbayriſchen Familienvertrag vom Jahr 1724 * 267
LIV. Daß es hauptſächlich von einer klugen oder unklugen Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder ſchwach wird * 290
LV. Der Prinz Eugen 305
LVI. Das politiſche Teſtament des Prinzen Eugen * . 307
LVII. Wie ein großes Weib die öſterreichiſche Monarchie und damit die deutſche Reichsverfaſſung rettete * 322

Digitized by Google

LVIII. Wie ſich bey dem Achner Frieden das politiſche Syſtem in Deutſchland und Europa verändert habe . . . . S. 334
LIX. Wie ein Kurfürſt von Brandenburg ſich gegen ganz Europa vertheidigen konnte . . . 336
LX. Die Reformen Josephs II. * . . . 339
LXI. Von der politiſchen Aufklärung * . . . 348
LXII. Von der Toleranz * 375
LXIII. Daß ein Fürſt nur das Große der Regierungsgeſchäfte leiten ſoll 383
LXIV. Wie ein obwohl ſchwacher Fürſt doch eine glänzende Regierung haben kann . . . 385
LXV. Wie Deutſchland die franzöſiſche Revolution befördern half 387
LXVI. Daß die militäriſche Operationslinie am Rhein eigentlich über das Schickſal Deutſchlands und Europens entſchied 388
LXVII. Daß der Friede von Lüneville und der darauf erfolgte Reichsdeputationsſchluß ſchon die Grundfeſte des deutſchen Reichs erſchüttert habe * . 391
LXVIII. Ueber die mißliche Lage der ſüdlichen Reichsſtände nach dem Deputationsſchluſſe * . . 394
LXIX. Deutſchland konnte ſich nur durch Bündniſſe erhalten * 400
LXX. Die Gänſeprediger * 403
LXXI. Der Schlendrian * 404

Digitized by Google

LXXII. In wie weit können Schulen den Nationalgeiſt bilden * . . . . S. 415
LXXIII. Daß, wenn Oeſterreich oder Preußen in den letzten Kriegen gegen Frankreich auch geſiegt hätten, Deutſchland doch nie zu ſeiner alten Verfaſſung gekommen wäre 427
LXXIV. Was hat Deutſchland von dem rheiniſchen Bunde zu erwarten 430
LXXV. Napoleon und die Prinzeſſin Louiſe . . 439

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Große Geſchichtſchreiber haben entweder fortlaufende Geſchichten der Völker geſchrieben, oder nur einzelne Bemerkungen darüber hinterlaſſen. Im erſtern Falle wird es dem Leſer ſelbſt heimgeſtellt, die Anwendung davon zu machen; im letztern greift der Geſchichtſchreiber demſelben vor, oder giebt ihm wenigſtens Anlaß, ſeine Betrachtungen auf die Hauptpunkte derſelben zu fixiren. In dieſer Hinſicht ſind die Bemerkungen des Xenophon und Ariſtoteles über die griechiſche, des Machiavelli und Montesquieu über die römiſche, des Mably über die franzöſiſche Geſchichte mit Beyfall aufgenommen worden, und ſowohl Staatsmänner als Gelehrte haben ſelbe mit Vortheil benutzt.

Dieſen großen Muſtern zu Folge will ich Bemerkungen über die deutſche Geſchichte herausgeben, nicht nur weil ich ſie im Allgemeinen für ſehr nützlich halte, ſondern weil die deutſche Nation gleichſam die Mutter und der Vereinigungspunkt faſt aller europäiſchen Völker war. Die deutſche Geſchichte giebt uns einen ſo reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen und Anwendungen, daß ich dergleichen keinen bey den übrigen Völkern anzutreffen glaube. Sie iſt die Geſchichte eines Volks, welches alle Arten von Staatsverfaſſungen unter ſich begriff, und zugleich

Digitized by Google

der Centralpunkt war, worin ſich die übrigen Nationen berührten. Daher kam es denn auch, daß ſeine Staatsgeſetze zugleich Völkergeſetze, und ſeine Ländergeſchichten zugleich Univerſalgeſchichten wurden.

Ich werde mich in dieſen Bemerkungen hauptſächlich an den politiſchen Theil halten, nichts deſto weniger mir auch erlauben, zuweilen ins religiöſe, ſittliche und wiſſenſchaftliche Gebieth zu ſtreifen, weil eins mit dem andern in genauer Verbindung ſteht, eins in das andere einwirkt und davon ſeine Wechſelwirkung erhält. Ich werde mich auch nicht, in der Folge der Bemerkungen, an die Chronologie binden, ſondern ſelbe, wie ſie mir eine Stelle oder Begebenheit angiebt, ohne chronologiſche Ordnung, einrücken. Damit aber der Leſer doch einen allgemeinen Ueberblick über die deutſche Geſchichte und deren Hauptepochen habe, will ich folgendes Schema vorausſchicken. Seine Rubriken werden mir Stoff genug zu Bemerkungen geben, welche jetzt um ſo nützlicher und zweckmäßiger ſeyn können, weil die deutſche Nation durch Auflöſung ihrer alten Reichsverfaſſung eine neue politiſche Richtung erhalten muß. Ich werde darin ſowohl auf ihre Tugenden als Fehler aufmerkſam machen, auf daß unſere Nachkömmlinge die erſteren befolgen, die letztern vermeiden mögen.

Erſte Epoche.

Aelteſter Zuſtand von Deutſchland.

I. Grenzen von Deutſchland.
  a. Gegen Gallien der Rhein;
  b. gegen Rhätien die Donau;
  c. gegen Sarmatien und Dacien Gebirge.

Germania omnis a Gallis Rhaetisque Rheno et Dambio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur. **Tacitus.**

II. Seine Völker.
  a. Die Heſſen, hernach Franken;
  b. die Herusker, hernach Sachſen;
  c. die Schwaben;
  d. die Bayern.

Eaque vera et antiqua nomina. Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis, invento nomine, Germani vocarentur.

III. Seine Verfaſſung.
  A. Organiſation und Unterabtheilung:
    a. In Wehren und Höfe.

Colunt discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, suam quisque sedem, suos penates regit

    b. In Gauen und Hundreden.

Centeni singulis ex pagis comites sunt.

    c. In Herzog- und Fürſtenthümer.

De minoribus principes consultant, de majoribus omnes.

Digitized by Google

B. Vertheilung der Staatsgewalt.

a. Geſetzgebende.

De minoribus principes — de majoribus omnes.

b. Richterliche.

Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Distinctio poenarum ex delicto.

c. Die vollſtreckende oder königliche.

Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. Neć regibus infinita aut libera potestas.

d. Die geiſtliche oder prieſterliche.

Silentium per sacerdotes, quibus tum coërcendi jus.

e. Der Heerbann.

Non casus, non fortuitá conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates. Acies per cunèos componitur. Centeni ex singūlis pagis sunt.

f. Lehenſyſtem.

Principes pro victoria, comites pro Principe pugnant. Exigunt enim principis sui liberalitate illum bellatorem equum victricemque frameam. Gradus quin etiam Comitatus habet judicio ejus, quem sequuntur.

IV. Sitten und Gebräuche:

a. Religion.

Ceterum, nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem assimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos et nemora consecrant.

b. Ehe und Keuſchheit.

Quamquam severa illic matrimonia. Nec ullam morum partem magis laudaveris.

c. Tapferkeit.

Donec exsanguis senectus tam durae virtuti impares faciat.

d. Gaſtfreyheit.

Quemcunque mortalium arcere tecto, nefas habetur. pro fortuna quisque apparatis epulis excipit.

e. Freyheitsliebe.

Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec ut jussi conveniunt, sed et alter et tertius dies cunctatione coëuntium absumitur.

f. Aufrichtigkeit.

Gens non astuta nec callida aperit secreta pectoris.

Zweyte Epoche.

Zuſtand von Deutſchland unter den Römern.

I. Kriege mit den Römern.

a. Der Cimbriſche;

b. mit Julius Cäſar;

c. mit Druſus und Germanicus,

d. mit den folgenden Imperatoren;

e. mit Julianus ꝛc.

II. Anſtalten der Römer in Deutſchland.

a. Provincialabtheilung.

α. Provincia Belgica prima.

Metropolis civitas Trevirorum.

Civitas Mediomatriciorum, Mettis.

— Leucorum, Tullo.

— Verodunensium.

β. Provincia Germania prima.

Metropolis, civitas Moguntiacensium.

Civitas Argentoracensium.

— Nemetum.

— Vangionum.

Digitized by Google

γ. Provincia Germania secunda.
Metropolis, civitas Agrippinensium.
— Tungrorum.

b. Chriſtliche Religion.
α. Einführung durch die XXII Legion und Miſſionen.
β. Bißthümer nach der römiſchen Provinzialabtheilung.

c. Anbau.
α. Städte und Feſtungen.
β. Brücken und Heerwege.
γ. Waſſerleitungen und Anbau des Landes.

Dritte Epoche.

Zuſtand von Deutſchland unter den Franken. Größe und Glanz des Reichs.

I. Durch der Franken Siege und Eroberungen.
1. Unter dem Merovingiſchen Geſchlechte. Chlodwig.
2. Unter dem Carolingiſchen.
a. Unter den Majorn Domus.
b. Unter Pipin und Karl Martel.
c. Unter Karl dem Großen.

II. Durch die Staatsverfaſſung.
1. Eintheilung und Unterordnung des fränkiſchen Reichs.
a. In Freyhöfe.
Quicunque liber quatuor manſos de proprietate habere videtur, in hoſtem (folglich auch) ad mallum veniat. Capit. an. 807.
b. In Hundreden und Gauen.
Regnum per comitatus dividitur, comitatus in hundredas, hundredas in villas.
Du Cange voce Hundreda.
c. In Grafſchaften und Herzogthümer.

Digitized by Google

Ideo tibi actionem comitatus, ducatus, principatus — commiſsimus. Form. Marculf.

d. In Reiche.

Nach dem Teſtamente Karls des Großen und dem Verdüner Vertrag, in die Königreiche Deutſchland, Frankreich und Italien.

e. Alle unter Einem Kaiſerthume.

In nomine Patris et Filii et Spiritus ſancti, Carolus Sereniſsimus Auguſtus, a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator, Romanorum gubernans imperium, qui et per miſericordiam Dei rex Francorum et Longobardorum.

2. Vertheilung der Staatsgewalt.

a. Geſetzgebende.

Placita duo per annum, unum quando ordinabatur ſtatus totius regni, in quo generalitas univerſorum — ſeniores propter concilium ordinandum, minores propter ſuſcipiendum. Aliud placitum propter dona generaliter danda cum ſenioribus tantum et praecipuis conſiliariis. Hincmar C. 29.

b. Richterliche.

α. Niedere.

Ideo tibi actionem comitatus etc. commiſsimus, ut eos recto tramite ſecundum legem et conſuetudinem eorum regas. Marculf. form.

β. Höhere.

Ut epiſcopi, abbates et potentiores quique, ſi cauſam inter ſe habuerint et ſe pacificare noluerint, ad noſtram jubentur venire praeſentiam, neque illorum contentio alibi finiatur. Cap. an. 783.

c. Vollſtreckende.

Ipſe rex ſedebat in ſella regia, praecipiebatque, quidquid a Francis decretum erat.

Digitized by Google

d. Heerbann.

α. Gemeine Soldaten.

In primis quicunque beneficia habere videtur — quicunque liber quatuor mansos de proprietate habere videtur, in hostem pergat. Cap.

β. Grafen und Herzoge.

Unde cum senioribus suis servitium praestent. Cap. an. 801.

γ. Lehenleute.

Cum senioribus suis in hostem pergat. Cap. an 807.

δ. Der König oder Kaiſer.

Rex vero Saxoniam bello aggredi statuit.

e. Geiſtliche Gewalt.

α. Kirchengewalt.

A. Der Pfarrer und Dekanen.

B. Der Biſchöffe und Erzbiſchöffe.

C. Des Pabſtes.

Duces metropolitanis, comites episcopis, centenarii et vicarii parochis aut plebanis comparantur. Walafrid.

β. Ihr Verhältniß zur Staatsgewalt.

A. In Hinſicht der oberſten Staatsgewalt.

Deinde inquirat missus ab universis, qualiter unusquisque officium sibi commissum secundum voluntatem ac jussionem nostram administret in populo. Cap. an. 783. Ut Episcopi cum comitibus stent, et comites cum episcopis, ut uterque pleniter ministerium facere possit. Cap. an. 806.

B. In Hinſicht der weltlichen Gerichtsbarkeit.

Ut episcopi, abbates etc. — si causas inter se habuerint, ad nostram jubeantur venire praesentiam. Cap. an. 802.

Digitized by Google

C. In Hinſicht der Heerbannespflicht.

Ut homines suos bene armatos nobiscum aut quibus jusserimus, dirigant. Cap. an. incerti.

D. In Hinſicht der Anſetzung der Biſchöffe.

Rhabano successit Carolus magis ex voluntate regis, quam ex electione populi. Serarius.

E. In Hinſicht der Kirchenſachen.

In tertia turma (Concilii) sederunt comites et judices, in mandandis legibus decretantes. — Ut sancirent Capitula pro utilitate ecclesiae.

f. Der Hof — Pallaſt.

α. Die Hofämter.

Apocrisarius, quem nostrates Capellanum vel palatii custodem appellant, omnem clerum palatii regebat. Cui sociebatur summus Cancellarius, qui a secretis appellabatur. Post eos sacrum pallatium per hos ministros disponebatur, per Camerarium videlicet, et Comitem palatii, Seneschalcum, buticularium, et comitem stabuli, mansionarium, venatores principales quatuor, ſalconarium unum.

Hincmar de ord. palatii.

β. Die Sendgrafen.

Deinde inquirant missi ab universis.

Cap. an. 783.

III. Durch die Kultur.

1. Des Ackerbaues, der Handwerker und Künſte.

Capit. de villis.

2. Der Wiſſenſchaften und Sprache.

3. Der Sitten.

Digitized by Google

Vierte Epoche.

Verfall des Reichs unter den ſchwachen Nachfolgern Karls des Großen.

I. Verfall der höchſten Staatsgewalt.

1. Durch bürgerliche Kriege;
2. durch die Reichsabtheilungen.
   a. Verdüner Vertrag.
   b. Lotharingiſches und burgundiſches Reich.
3. Durch die Einfälle fremder Völker.
4. Durch Zulaſſungen und Schenkungen an die großen Vaſallen.

Ut antea inauditum, ut villas regias fidelibus suis tradidit in possessiones sempiternas. Tegan.
Auditum habemus, qualiter et comites et alii homines, qui nostra beneficia habere videntur, comparant sibi proprietates de ipso nostro beneficio.
Capit. L. III. cap. 19. 20.

5. Durch die Fehden und Räubereyen.

Ut rapinae et depraedationes, quae quasi legitimo jure hactenus factae sunt — penitus interdicantur.
Convent. apud. Marsnam.

6. Durch Errichtung von Schlöſſern und feſten Burgen.

Castella et firmitates — sine nostro verbo fecerunt.
Cap. Carol. Calv.

7. Durch die gemeinen Freyen ſelbſt.
   a. Entweder daß ſie ſich der Heerbannespflicht entzogen;

Sunt enim qui dicunt, se esse homines Pipini aut Clodovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium dominorum suorum, quando alii pagenses in hostem pergere debent. Cap. an. 811.

Digitized by Google

b. oder um ruhiger zu ſeyn, ihre Freygüter als Lehen auftrugen.

Ut absque omni molestia ac famulatu possideant. Cap. an. 801.

II. Uebergang der höchſten Staatsgewalt in die Hände der großen Vaſallen und Geiſtlichen.

1. Der geſetzgebenden.

Ut nostri fideles, unusquisque in suo ordine et statu veraciter sint de nobis — et illorum communi concilio — ad restitutionem ecclesiae et statum regni adsensum praebebimus, in hoc et illi etiam nobis fideles et obedientes ac veri adjutores atque cooperatores. Pact. confluentin.

2. Der richterlichen:

a. Entweder durch Schenkungen:

Penitus ingredi judiciaria potestas aut missi nostri discurrentes non praesumant. Chron. Lauris.

b. oder durch Gewalt.

Quia vicini et circumjacentes multas depraedationes — sustinent. Cap. Carol. Calv.

c. oder durch Erbſchaft und Erbfolge.

Comparant sibi proprietates de ipso nostro beneficio.

3. Der vollſtreckenden.

Ingredi potestas missi nostri non praesumant.

III. Zunahme der Gewalt der Geiſtlichen und Päbſte.

1. Durch die Schwäche der Regierung.

Ut nostro auxilio suffulti, quod vestra auctoritas exposcit, famulante. Cap. an. 823.

2. Durch die Reichthümer und Macht der Biſchöffe und Klöſter.

Digitized by Google

Ecce pauper remanſit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus, nisi soli episcopi regnant; periit honor noster et translatus est ad episcopos Civitatum.

Carl. Mart. apud Gregor. tur.

3. Durch die falſchen Decretalen.

De libro collectarum epistolarum Richolfus Episcopus Moguntinus — istas regiones repleri fecit.

Hincmar.

4. Durch den Einfluß der Geiſtlichen wegen ihrer Wiſſenſchaft und Staatskenntniß.

Et ipse Hatto — post regem imperium tenuerunt.

5. Durch die vielen Stiftungen.

Profluus ditator ecclesiarum, clericorum nutritor.

Greg. tur.

6. Durch die Meynungen des Volks.

Sunt haec ecclesiae data, ut mihi veniam obtineant apud Deum.

7. Durch das Anſehen der Päbſte.

Quare servanda est cum mansuetudine humilitas, ut, licet vix ferendum ab illa sancta sede imponatur jugum, conferamus et pia devotione toleremus.

Conc. tribur.

Digitized by Google

Fünfte Epoche.

Konflikt der Reichsgewalt mit der Anarchie oder der Gewalt der Stände unter den Kaiſern aus der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtie.

I. Anſtalten der Kaiſer zur Wiederherſtellung der Reichsgewalt.

1. Erhebung des Heerbannes und der Gemeinen.
   a. Durch Errichtung und Freyheit der Städte.
      Ex agrariis militibus nonum quemque eligens, in urbibus habitare ſecit. Witich.
   b. Durch die Tourniere und Bildung der Ritterſchaft.
   c. Durch Anſtellung neuer Herzoge und Markgrafen.
   d. Durch Sicherung der Grenzen.
2. Vermehrung und Behauptung des kaiſerlichen Anſehens im Innern.
   a. Durch Dämpfung der Empörungen.
   b. Durch Ein- und Abſetzung der Herzoge und Grafen.
   c. Durch Ein- und Abſetzung der Biſchöffe und Päbſte.
   d. Durch Errichtung neuer Pfalzgrafen und den Gottesfrieden (treuga Dei).
   e. Durch Vereinigung der italiäniſchen und burgundiſchen Reiche.
   f. Durch die Verpflanzung der Kaiſerkrone auf die deutſchen Könige.
3. Anſehen und Glanz des deutſchen Reichs gegen auswärtige Völker.
   a. Durch die Siege in Italien.
   b. — — — gegen Frankreich.
   c. — — — gegen die Dänen, Normänner und Wenden.

Digitized by Google

d. Durch die Siege gegen die Hungarn.
e. — — — gegen die Böhmen und Polen.

II. Fortgang der Anarchie zur ſtändiſchen Freyheit und Verfaſſung.

1. Durch die oft unterbrochene Folge der herrſchenden Dynaſtien und daher konſtituirte Wahl der Kaiſer.
2. Durch die mit der Kaiſerkrone erregte Eiferſucht der Päbſte und fremden Mächte, und die daraus erfolgten Römerzüge.
3. Durch das Emporſteigen der päbſtlichen Macht.
4. Durch die großen Schenkungen an die Geiſtlichkeit.

   Non reperitur ei (Ottoni) similis, qui pene omnibus cathedralibus ecclesiis jura et jurisdictiones donavit.

5. Durch die Erblichkeit der Herzogthümer und Grafſchaften.

   Uto comes obiit, qui permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturarum habuit, quasi haereditatem inter filios divisit. Witich.

6. Durch den Verfall des Heerbannes.
7. Durch die Zerſplitterung der großen Herzogthümer in Sachſen bey der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, in Schwaben und Franken durch den Ausgang der ſchwäbiſchen Dynaſtie, und die daraus entſtandene
8. Freyheit der Städte und Ritterſchaft.
9. Durch die Kreuzzüge und Ritterorden.
10. Durch das begünſtigte Fauſtrecht.

   Sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. Witich.

11. Durch die verwilderten Sitten.
12. Durch die Unwiſſenheit des Volks.

Digitized by Google

Sechſte Epoche.

Rechtliche und urkundliche Beſtimmung der ſtändiſchen Reichsverfaſſung.

I. Anerkennung der Landeshoheit.

A. Der geiſtlichen Fürſten durch eine Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1220.

B. Der weltlichen Fürſten durch eine Urkunde Friedrichs II. vom Jahr 1232.

a. Erbliche Beſtimmung der weltlichen Fürſtenhäuſer.

1. Oeſterreich.

α. Erſt unter dem bambergiſchen Stamm.

β. Wird ein Herzogthum.

γ. Abgang des bambergiſchen Stammes. Wird von Ottokar von Böhmen eingenommen.

δ. Kömmt durch Rudolf I. an das Haus Habsburg.

ε. Erhält auch Steuermark, Kärnthen, Tyrol und andere Fürſtenthümer und Herrſchaften in Schwaben ꝛc.

2. Böhmen.

α. Wird von Otto dem Großen beſiegt.

β. Noch einmal von Heinrich III.

γ. Nimmt den königlichen Titel an.

δ. Abgang des alten Mannsſtammes.

ε. Kommt erſt an das Haus Luxemburg;

ζ. dann an das Haus Oeſterreich.

3. Brandenburg.

α. War urſprünglich wendiſch;

β. dann ein Theil des großen ſächſiſchen Herzogthums;

Digitized by Google

γ. dann eine Markgrafſchaft.
δ. Kömmt erſt an Bayern;
ε. dann an das Haus Luxemburg;
ζ. dann an Zollern.

4. Bayern und die Rheinpfalz.
α. War erſt ein großes Herzogthum.
β. Kommt an verſchiedene Herzoge.
γ. Kommt an Oeſterreich;
δ. dann an die Welfiſche Familie;
ε. dann mit der Pfalzgrafſchaft am Rhein und der pfälziſchen Kur an Wittelsbach.

5. Sachſen.
α. Iſt erſt ein großes Herzogthum, von Karl dem Großen erobert.
β. Erſter Herzog Ludolf.
γ. Deſſen Nachfolger.
δ. Billungiſche Herzoge.
ε. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen an Bernhard von Anhalt übertragen. Theilung deſſelben.
ζ. Kommt an die Grafen von Wettin oder an das Haus Meißen.

6. Braunſchweig.
α. Kommt an das Welfiſche Haus.
β. Bleibt demſelben auch noch nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen.
γ. Wird unter ſeine Söhne getheilt.
δ. Wird ein Herzogthum.

7. Baden.
α. Urſprung dieſes Hauſes von den Herzogen von Zähringen.
β. Künftige Erbſchaften.
γ. Wird ein Markgrafthum.

8. Wür-

8. Würtemberg.
   α. Sein Urſprung in der Dynaſtie derer von Beutelsbach.
   β. Wird Grafſchaft;
   γ. dann Herzogthum.

9. Heſſen.
   α. Urſprung dieſes Landes und Hauſes.
   β. Kommt an Sophie von Brabant und deren Succeſſion.
   γ. Wird als eine Landgrafſchaft erklärt.

10. Naſſau.
   α. Urſprung dieſes Hauſes.
   β. Wird eine Grafſchaft.
   γ. Wird ein Fürſtenthum in neuern Zeiten.

11. Mecklenburg.
   α. Urſprung dieſes Hauſes.
   β. Deſſen königlicher Titel mit dem fürſtlichen verwechſelt.
   γ. Werden Herzoge, unter Karl IV.

12. Hollſtein.
   α. Kommt an das Haus Schaumburg.
   β. Wird ein Herzogthum.

13. Anhalt.
   α. Sein Urſprung.
   β. Nachheriges Schickſal. Siehe Sachſen.

14. Die übrigen alten Grafen werden Fürſten.

b. Erloſchene oder einverleibte Herzogthümer, Grafſchaften und Fürſtenthümer.
   1. Das große Herzogthum Sachſen mit Heinrich dem Löwen.
   2. Bayern gleichfalls; doch behält ein großer Theil deſſelben den Titel eines Herzogthums bey.

3. Schwaben und Franken mit Ausgang des Hohenſtauſiſchen Geſchlechts.

4. Lothringen.
   α. Kommt an Deutſchland.
   β. Getheilt in Ober- und Niederlothringen.
   γ. Urſprung des auf Oeſterreich übergegangenen Stammes.

5. Burgund.
   α. Entſpringt aus dem lothringiſchen Reiche.
   β. Theilung in Ober- und Niederburgund.
   γ. Neues Haus.

6. Elſaß.
   α. Ein Herzogthum.
   β. Erlöſchung des Herzogthumes mit der Staufiſchen Linie.
   γ. Ein großer Theil kommt an Oeſterreich.

7. Jülich, Cleve und Berg.
   α. Aus dem lothringiſchen Herzogthum.
   β. Nachheriges Schickſal.
   γ. Kömmt an Pfalz und Brandenburg.

8. Savoyen, } an die alten Familien,
9. Mayland, } an die Viskonti.

10. Pommern.
   α. Wird ein Herzogthum.
   β. An Schweden, durch den Weſtphäliſchen Frieden.

11. Schleßwig.
   α. Sein Urſprung.
   β. An Dännemark.

12. Anſpach und Bayreuth an Brandenburg.

C. Der Reichsſtädte durch verſchiedene Privilegien und den Städtebund 1254.

Digitized by Google

D. Der Reichsritterſchaft, nach der Zerſprengung der Herzogthümer in Schwaben und Franken.

II. Der Reichskollegien und des Reichstags.

a. Das Kurfürſtenkollegium.

b. Fürſtenkollegium.

c. Städtekollegium.

In solemni curia nostra Nurenbergensi, assidentibus principibus electoribus ecclesiasticis et saecularibus, ac aliorum Principum, Comitum, Baronum, procerum, nobilium, et civitatum. Aurea Bulla in prooemio.

III. Der Reichsgerichte.

a. Fürſtenrecht.

b. Auſtralgericht.

c. Reichsgericht.

Wir wollen ſetzen, daß unſer Hof habe einen Hofrichter — der ſoll allen Leuten richten, die ihm klagen von allen Leuten. Ohne von Fürſten und andern hohen Leuten, wo es geht an ihren Leib, Ehre, Recht, Erb und Lehen, das wollen wir ſelber richten.

Ordnung Friedr. II. von 1235.

IV. Kaiſerliche Vorzüge und Gewalt.

a. Wahl und Krönung.

b. Römiſcher König.

c. Reichsvikarien.

d. Kaiſerlicher Titel.

e. Oberrichterliche Gewalt.

f. Oberpolizeygewalt.

g. Oberkriegsgewalt.

Aurea Bulla Cap. I. et sequent.

V. Kirchengewalt. Concordaten.

a. Wahl der Biſchöffe.

Digitized by Google

Ego Henricus — dimitto omnem investituram per annulum et baculum et concedo in omnibus ecclesiis fieri electionem et liberam consecrationem.

b. Ihre Belehnung.

Ego Callistus concedo electiones in praesentia tua fieri. Electus autem regalia per sceptrum a te accipiat.

VI. Auswärtige Verhältniſſe und Grenzen.

a. Gegen Italien.

α. In Rückſicht des Kaiſertitels.

β. In Rückſicht der Lombardiſchen Städte.

γ. In Rückſicht der Herzoge und Grafen.

δ. In Rückſicht der Lehenshoheit.

Pax constantiensis 1183.

b. Gegen Frankreich.

α. In Rückſicht Lothringens und Burgunds.

β. In Rückſicht des Arelats. Pax Francofurt 1435.

c. Gegen Norden. Die Eiter unter Konrad II. 1036.

d. Gegen Ungarn und Polen.

Siebente Epoche.

Endliche Beſtimmung eines ordentlichen Reichsregiments.

I. Noch immer fortgeſetzte Nachtheile der Anarchie und des Fauſtrechts.

1. Durch zweyſpaltige Kaiſerwahlen.
2. Durch die alleinige Sorge der Fürſten für ihr Haus.
3. Durch die Privatverbindungen der Stände.
   a. Der Kurfürſten.
   b. Der Fürſten und des Adels.
   c. Der Städte.

Digitized by Google

4. Durch die noch unbeſtimmten Verhältniſſe des Reichs und Kaiſers gegen den Pabſt und Italien.
5. Durch die Succeſſionsfälle großer Häuſer.
6. Durch das noch immer fortwährende Fauſtrecht.

II. Endliche Beſtimmung eines ordentlichen Reichsregiments.

1. Erſte Verſuche:
   a. Unter Rudolf I.
   b. Unter Karl IV.
   c. — Wenzel.
   d. — Albrecht II.
   e. — Friedrich III.
2. Völlige Beſtimmung deſſelben unter Max. I.
   a. Durch Abtheilung des Reichs in Kreiſe und deren Verwaltung. Kreisordnung. Regimentsordnung.
   b. Durch Errichtung des höchſten Reichsgerichts.
      α. Des Kammergerichts. Kammergerichtsordnung.
      β. Des Reichshofraths. Reichshofrathsordnung.
   c. Durch die Reichsmatrikel und die Reichsarmee. Reichsmatrikel.
   d. Durch eine allgemeine Polizeyanſtalt. Polizeyordnung.

III. Durch Beförderung der Kultur und Wiſſenſchaften.

1. Erſte wiſſenſchaftliche Verſuche und Künſte.
2. Rechtsgelehrſamkeit und Univerſitäten.
3. Beförderter Handel — Hanſeebund.
4. Entdeckung von Amerika und der Buchdruckerey.
5. Beſſere Sitten.

Digitized by Google

Achte Epoche.

Endliche Beſtimmung der ganzen Reichsverfaſſung.

I. Durch die Religions- und Bürgerkriege.

A. Die Religionskriege und die Reformation.

a. Durch Wiclef und Huß. Konſtanzer Konzilium.

b. Durch Luther.

c. Durch Zwingli und Kalvin.

d. Durch die Jeſuiten.

B. Die Bürgerkriege.

a. Macht des Hauſes Oeſterreich. Karl V. Wahlkapitulation. Katholiſcher Bund.

b. Gegenbund von Frankreich und den Proteſtanten. Franz I. Schmalkaldiſcher Bund.

c. Schlacht bey Mühlberg.

d. Paſſauer Vertrag.

e. Aufſtand in den Niederlanden.

f. Die zwey mächtigen Bündniſſe, öſterreichiſch-katholiſches und franzöſiſch-proteſtantiſches werden feſter.

g Dreyßigjähriger Krieg.

α. Jülichiſche Succeſſion.

β. Friedrich V. König in Böhmen. Schlacht bey Prag.

γ. Guſtav Adolf. Schlacht bey Leipzig.

δ. Schlacht bey Nördlingen. Reſtitutionsedikt.

ε. Richelieu und Einmiſchung der Franzoſen.

II. Durch den weſtphäliſchen Frieden.

1. Abtretung an Frankreich:

Digitized by Google

Elſaß, die Lothringiſchen Bißthümer, Metz, Toul und Verdun, Pignerol und das Beſatzungsrecht von Philippsburg. I. P. M. §. 70—76.

2. Säkulariſation und Erwerbungen:
   a. Von Schweden: Pommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden. I. P. O. art. 10. §. 1—16.
   b. Von Brandenburg: Magdeburg, Halberſtadt, Minden, Camin. I. P. O. art. 11.
   c. Von Braunſchweig: das Recht der Abwechſelung in Osnabrück. I. P. O. art. 13.
   d. Von Mecklenburg: Schwerin, Ratzeburg, Mirow und Nemerow. I. P. O. art. 12.
   e. Von Heſſen: Schaumburgiſcher Theil und Hirſchfeld. I. P. O. art. 15.
   f. Von andern weltlichen Fürſten. ibid.
3. Religionsfreyheit. I. P. O. art. 5.
4. Gleichſtellung in Religionsſachen:
   a. In Religionsübungen;
   b. im Kurfürſtenkollegium;
   c. auf dem Reichstage und in andern Reichsgeſchäften;
   d. auf den Kreistägen und in den Kreiſen;
   e. bey den Reichsgerichten;
   f. in übrigen Staatsverhältniſſen.
   I. P. O. art. 5—8. et seq.
5. Garantie der vermittelnden Mächte, Frankreich und Schweden. I. P. O. art. 17.
6. Andere Verfügungen:
   a. in Rückſicht des Kaiſers und der Wahlkapitulation;
   b. in Rückſicht der Stände;
   c. andere Reichstheile. I. P. O. art. 5—8.
7. Unabhängigkeit der Schweitz und der Niederlande. I. P. O. art. 6.
8. Friedensexekution. I. P. O. art. 16.

Digitized by Google

Neunte Epoche.

Uebermacht Frankreichs unter Ludwig XIV. und Schwedens unter Karl X. XI. XII.

I. Auswärtige Sachen.
  a. Franzöſiſche Kriege:
    1. bis zum Achner und Bredaer Frieden;
    2. bis zum Nimweger Frieden;
    3. — — Ryswicker Frieden;
    4. — — Utrechter und Raſtädter Frieden;
    5. — — Wiener Frieden;
    6. — — Achner und Dresdner Frieden.
  b. Nordiſche Kriege:
    1. bis zum Oliver Frieden;
    2. — — Welnaer Frieden;
    3. — — Altraſtädter Frieden;
    4. — — allgemeinen Nordiſchen Frieden 1719.
  c. Türkenkriege:
    1. bis zum Karlowitzer Frieden;
    2. — — Paſſarowitzer Frieden;
    3. — — Belgrader Frieden.

II. Innere Händel.
  a. Erhebung einiger Häuſer zur Fürſtenwürde.
  b. Vicariatsſtreit.
  c. Pfalzbayeriſcher Familienvertrag.
  d. Verſchiedene Streitigkeiten unter den Ständen.
  e. Religionsbeſchwerden.
  f. Andere Händel.

Zehnte Epoche.

Auflöſung des Reichs.

I. Anfang zur Schmälerung der alten Verfaſſung bey dem Achner Frieden durch Theilungsverträge.

1. Siebenjähriger Krieg und Hubertsburger Frieden.
2. Bayeriſcher Succeſſionskrieg bis zum Teſchner Frieden.
3. Scheldekrieg.
4. Bayeriſcher Ländertauſch und Fürſtenbund.
5. Türkenkrieg und Reichenbacher Frieden.
6. Innere Sachen:
   a. Fruchtloſe Kammergerichtsviſitation.
   b. Josephs II. Reformen.
   c. Anſprüche und neue Maximen.
   d. Lütticher und Brabänter Aufſtände.

II. Endliche Auflöſung durch die franzöſiſche Revolution.

1. Erſter franzöſiſcher Revolutionskrieg bis zum Raſtädter Kongreß.
2. Zweyter franzöſiſcher Revolutionskrieg bis zum Frieden von Lüneville und dem Deputationsſchluß; daher
   a. Abtretung des linken Rheinufers, des Burgundiſchen Kreiſes, und der Lehenrechte in Italien.
   b. Entſchädigung durch Säkulariſation und Vernichtung der mehreſten Reichsſtädte und Reichsſtände.

Digitized by Google

c. Vernichtung zweyer geiſtlichen Kurfürſtenthümer und Errichtung von vier neuen weltlichen.

d. Andere Verordnungen und Verfügungen deſſelben.

3. Dritter franzöſiſcher Krieg bis zum Preßburger Frieden; daher

a. verſchiedene Vertauſchungen und Abtretungen.

b. Gänzliche Auflöſung der Reichsverfaſſung durch den rheiniſchen Bund.

4. Vierter franzöſiſcher Krieg, Schlacht bey Jena und Vergrößerung des rheiniſchen Bundes.

5. Fünfter franzöſiſcher Krieg, und fernere Erwartungen für den rheiniſchen Bund.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Ueber die Grenzen Deutſchlands.

Germania omnis, a Gallis Rhaetisque et Pannoniis Rheno et Danubio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu ac montibus separatur. Tacitus.

Kriege, Eroberungen, Verträge und Friedensſchlüſſe haben zeitlich die Grenzen der Staaten und Völker beſtimmt und verändert. Urſprünglich aber entſcheidet allein die Sprache und Natur. Als die Deutſchen, noch von keinen mächtigen Nachbarn angefallen, in dem Kreiſe ihrer erſten Anſiedelung blieben, waren, wie Tacitus ſo richtig bemerkt, Berge, große Flüſſe, und der Ocean die Grenzen ihres Landes; das Uebrige unterſchied Sprache und wechſelſeitige Furcht.

Die Römer rückten zwar mit ihren Legionen und Grenzfeſtungen bis an den Rhein vor, aber ihre Herrſchaft war von keiner langen Dauer. Schon Civilis zerſtörte dieſe künſtliche Scheidewand zwiſchen den Bewohnern dieſes Fluſſes, und endlich fielen die Deutſchen ſelbſt in die römiſchen Provinzen, und ließen ſich da nieder. Aber auch hier blieben ſie der Natur getreu. Jedes Volk nahm ſich ſo viel Land, als es zu ſeiner

Digitized by Google

Erhaltung, und ſolche Grenzen, welche es zu ſeiner Vertheidigung nöthig hatte. Die von den Deutſchen errichteten Reiche unterſchieden ſich alſo wieder nach Bergketten, Flüſſen und Sprachen. Als nach der Hand Karl der Große mehrere Völker zu einem Kaiſerreich vereinigt hatte, wurde dieſe Richtſchnur nicht außer Augen geſetzt. Sowohl in dem Teſtamente dieſes Kaiſers, als in dem Verdüner Vertrag, findet man die alten Grenzen mehr oder weniger beybehalten. Und in der That wird eine jede gewaltſame Veränderung dieſer natürlichen Schiedsmauer immer drückend für das Volk, bey welchem ſie vorgenommen werden ſoll, und gefährlich für jenes, welches ſie vornimmt, befunden werden. Die abgetrennten Landsleute ſehnen ſich wieder zu ihren Brüdern zurück, und der ſiegende Eroberer wird an ihnen mißvergnügte, zum Aufruhr geneigte Bürger haben.

Die natürlichen Grenzen eines Volkes können nur entweder durch deſſen Tapferkeit und Selbſtſtändigkeit, oder durch großmüthige Sieger erhalten werden. Beydes finden wir in der Geſchichte der Deutſchen. So lange die Nation einig, in Waffen geübt und durch kluge Häupter geführt war, waren die Grenzen ſicher, die Nachbarn in Furcht, ja ſelbſt ihren Geſetzen unterworfen. Als Karl der Große mehrere Nationen beſiegt hatte, hing es von ſeinem Willen ab, alle in Ein Reich zu ſchmelzen, oder ihre Grenzen willkührlich zu beſtimmen: allein er dachte zu großmüthig und klug, als daß er die natürlichen Unterſchiede derſelben gewaltſam verrückt hätte. Er ließ jedem Volke ſeine Grenzen, wie ſeine Geſetze und Fürſten; nur durch das gemeinſchaftliche Band der chriſtlichen Religion und eines oberſten Kaiſerthums wollte er ſie vereinigen. Wir haben in unſern Tagen der Beyſpiele, wie einzelne Nationen ihre Rechte und Grenzen

vertheidigten, mehrere geſehen; aber auch Beyſpiele, wie mächtige Sieger dieſelben erhalten haben. Nur das Volk iſt, wie Tacitus ſo ſchön von den Chauken ſagt, groß zu achten, was ohne Eroberungsſucht aber auch ohne Schwäche ſeine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten weiß, und obwohl es das mächtigere iſt, weder ſeine Nachbarn mit Krieg überfällt, noch durch Raub geſchändet wird.

Zweytes Kapitel.

Die Häuſer und die Nationen, oder die natürliche Friedensbaſis.

— ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes, primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine — vocarentur.

Tacitus.

Wenn ich einen Staatsmann fragen würde: was wohl dem andern nachſtehen müßte, eine Familie einer ganzen Nation, oder eine Nation einer einzelnen Familie? ſo bin ich überzeugt, daß er mir entweder lachend oder ernſthaft, mit den alten ſchon längſt bekannten Maximen antworten würde: Accessorium cedit principali, oder: Salus publica suprema lex esto. Wem ſollte in der Theorie auch einfallen, daß ein Staat einem einzelnen Hauſe, eine ganze Nation einer einzelnen Familie nachgeſetzt werden müſſe? Aber nichts deſtoweniger iſt, ſeit-

Digitized by Google

dem das Lehenſyſtem in der urſprünglichen National-organiſation herrſchend wurde, in Praxi die umgewandte Maxime eine wichtige Grundlage des allgemeinen Völkerrechts geworden. Europens Staaten werden nicht allein nach Nationen, ſondern auch nach Fürſtenhäuſern zuſammen geſetzt; und ihre Beherrſchung wird nicht allein durch Wahl der Nationen, ſondern auch durch Erbrecht erworben. Die ganze europäiſche Staatengeſchichte und das europäiſche Staatsrecht giebt die Beweiſe davon.

So war ehemals Spanien unter mehrere Familien vertheilt, im ſpaniſchen Succeſſionskriege nach Erbverträgen vergeben, und noch in unſern Zeiten trennten zwey Häuſer die Spanier und Portugieſen, welche urſprünglich nur Eine Nation ausmachten. Frankreich war ehemals unter drey Stämme zerſplittert, und ohne den Tod Heinrichs III. wäre es vielleicht noch das Erbtheil zweyer Familien, der Valois und Bourbonen. In Italien herrſchten und herrſchen vier bis fünf verſchiedene Familien, und bilden aus der Nation mehrere ſouveraine Staaten. Großbrittanien war öfter unter drey, dann wenigſtens zwey Familien getheilt; erſt unter der Regierung des jetzigen Königs ſind die drey Königreiche vereinigt worden: aber noch iſt die bürgerliche Kriegsflamme zwiſchen England und Schottland oder Irrland nur durch Uebermacht erſtickt. Die Geſchichte von Skandinavien und Polen iſt eine Reihe anhaltender Familienkriege. Bald herrſchten unter dieſen Nationen drey, bald zwey Fürſtenhäuſer; und letzteres wurde endlich ganz vernichtet, und unter drey Familien getheilt. Auch Ungarn blieb nicht von Familienkriegen frey, und ohne die Größe der öſterreichiſchen Monarchie oder die Furcht vor den Türken wäre dieſes Reich öfters zerriſſen worden; wie es dann dadurch ſelbſt einige Theile

Digitized by Google

an die Türken verlohr. Deutſchland iſt ſo zu ſagen die Mutter aller fürſtlichen Familien; und darum ſo zerſplittert, und ſeine Verfaſſung ſo ſonderbar. Aus dieſen in Kürze angegebenen Thatſachen folgt klar, daß das europäiſche Staats- und Völkerrecht nicht allein durch National-, ſondern auch durch Familienverhältniſſen ſeine Beſtimmung erhalte.

Indeſſen hat dieſe anſcheinend verkehrte Staatskunſt doch auch ihren vernünftigen Grund. Da den Staaten im Ganzen genommen mehr an der Erhaltung des innern als äußern Friedens gelegen war, und die vollſtreckende Gewalt in großen Reichen ein zu reizendes Ziel der Ambition iſt; ſo hat man ſelbe in den europäiſchen großen Reichen erblich gemacht, um ſo durch eine ſichere Beſtimmung derſelben allen Familienzwiſten großer Häuſer und den daraus gemeiniglich entſpringenden bürgerlichen Kriegen ein Ende zu machen. Dieſe auf Vernunft und Erfahrung zugleich geſtützte Maxime des neuen europäiſchen Völkerrechts wird einem aufgeklärten Staatsmanne einleuchten: allein ſie darf doch nie ſo weit getrieben werden, daß im Ganzen die europäiſchen Nationen den Vortheilen einzelner Familien nachgeſetzt werden ſollten. Wenn es daher Fälle giebt, wo das Intereſſe einer Familie mit jenem einer ganzen Nation in Kolliſion kömmt; ſo muß immer, wenigſtens in der Theorie, der völkerrechtliche Satz ſtehen bleiben: Das Heil einer ganzen Nation gilt mehr als jenes einer einzelnen Familie. Am rechtlichſten und klügſten aber werden jene völkerrechtliche Beſtimmungen abgefaßt, wo man das Intereſſe des Fürſtenhauſes mit jenem der Nation zu vereinigen ſucht. Auf eine ſolche Baſis eines allgemeinen Friedens in Europa habe ich in mehreren meiner politiſchen Schriften, aufmerkſam gemacht. Ich

Digitized by Google

will es noch einmal verſuchen, ſelbe in ihr gehöriges Licht zu ſtellen.

Urſprünglich, und ſelbſt nach dem Fingerzeige der Natur, gab es nur neun oder zehen Nationen oder Reiche in Europa. Sie nannten ſich entweder nach der altrömiſchen Abtheilung, oder nach den eingewanderten nordiſchen Völkern: Hispania oder Gothland, Gallia oder Frankreich, Italia oder Lombardie, Brittania oder Angelland, Germania oder Deutſchland, Pannonia oder Ungarn, Sarmatia oder Polen, Scandinavia oder Schweden und Norwegen, Scythia oder Rußland, Graecia oder Griechenland (europäiſche Türkey).

Eine jede dieſer Nationen wählte ſich urſprünglich ihren Anführer (Fürſten, Herzog, König), welchem ſie nach der Hand aus den oben angeführten Staatsgründen die oberſte Gewalt in ſeiner Familie erblich überließ.

Durch das immer mehr zunehmende Lehenſyſtem, und die daher entſtandene Anarchie des Mittelalters wurde in der Zukunft nicht nur die Würde eines oberſten Reichsoberhaupts, ſondern auch jene der untern Staatsbeamten ein Erbe ihrer Familien. Daher entſprangen die vielen fürſtlichen Häuſer in Europa.

Da dieſelben durch Würde und Hausrechte, in den europäiſchen Staaten, die mächtigſten waren; ſo gelang es ihnen endlich, durch Erbverträge und Teſtamente über die Nationen, wie über Haus und Güter disponiren zu können. Unter ſolchen, durch den Zeitgeiſt herbeygeführten Maximen wurde das neuere europäiſche Völkerrecht gegründet.

Da nun der Umſturz dieſer nun einmal angenommenen Maximen alle bürgerliche Ordnung in unſerm

Welt-

Digitized by Google

Welttheile ſtören, und uns von neuem ſolchen abſcheulichen Auftritten ausſetzen würde, welche wir ſo eben in Frankreich erlebt haben; ſo wollen wir verſuchen, ob nicht das Intereſſe der dermalen in Europa herrſchenden Familien mit jenem der Nationen zu vereinigen ſey.

Ich nahm, wie ich ſchon geſagt habe, in Europa zehn Haupt- oder Grundnationen, und eben ſo viele große Reiche an: nämlich Spanien, Frankreich, Italien, Britannien, Deutſchland, Hungarn, Polen, Skandinavien, Rußland und Griechenland oder die europäiſche Türkey. Das wahre und faſt unvertilgbare Kenn- und Unterſcheidungszeichen derſelben iſt Sprache und Nationalcharakter; und die wahre Richtſchnur ihrer Grenzen ſind Gebirge und Meere. Es iſt ſchon mehrere hundert Jahre, daß der Elſaſſer unter franzöſiſche, der Lokarner unter Schweizerverbindung ſtehen; nichtsdeſtoweniger erkennt man noch deutlich am erſten den Deutſchen, am letztern den Italiäner. So tief iſt dieſer urſprüngliche Charakter den Nationen aufgedruckt. Auch findet man überall dieſe Verſchiedenheit, wo große Gebirge oder Meere die Völker trennen. So ſcheiden die Alpen den Deutſchen von dem Italiäner, die Pyrenäen den Franzoſen von dem Spanier, die Karpaten den Ungarn von dem Polen, und der Kanal den Engländer von dem Franzoſen.

Die erſte Baſis eines allgemeinen europäiſchen Friedens müßte alſo dieſe ſeyn: So weit unter den europäiſchen Nationen Eine Sprache herrſcht, und ſie keine hohen Gebirge oder Meere trennen, iſt Ein Reich, Ein Staat, Eine Regierung.

Aus dieſem völkerrechtlichen Grundſatze folgt ein zweyter, nämlich: Ein jeder Europäer, welcher einen aus ſeiner Nationalſprache herzuleitenden Zunamen trägt, kann, ohne fremd zu werden, keinem andern Staate dienen; es ſey denn, daß er entweder durch lange Auſiedlung oder außerordentliche Verträge ſchon zuvor Bürger einer andern Nation geworden wäre. In dieſem Falle muß er aber ſeinen Familiennamen able- gen, und einen dieſer Nation eigenthümlichen annehmen.

Es folgt ferner daraus, daß keine der urſprünglichen Nationen einen Theil ihres Gebiethes oder ihrer Bürger an eine andere durch irgend einen unglücklichen Krieg oder Friedensſchluß eher abtreten könne, als bis ſie ſelbſt ganz erobert oder vernichtet iſt. Sie muß alſo ihre Kriege ſo lange führen, bis ſie entweder ihr altes Gebieth wieder erobert hat, oder durch Uebermacht gänzlich unterdrückt iſt.

Es folgt endlich daraus, daß alle Nationen Euro- pens gleiche Rechte, gleichen Rang und gleiche Stim- men im Völkerrathe haben.

Das wäre ohngefähr die erſte Baſis eines allgemei- nen europäiſchen Friedens; die zweyte beruht auf der wechſelſeitigen Ausgleichung der fürſtlichen Familien.

Ich nehme in Europa zweyerley fürſtliche Familien an, nämlich unmittelbare oder ſouveräne, und mittelbare oder einem Reiche untergeordnete. Die erſtern herrſchen über unmittelbar ſouveräne, die letztern aber nur über mittelbare, untergeordnete Staaten.

Die zweyte Baſis eines allgemeinen europäiſchen Frie- dens wäre die: Die wenigen, jetzt in Europa herrſchenden unmittelbaren oder ſouverä- nen Fürſtenfamilien theilen die oberſte Re- gierung der Nationen unter ſich, doch ſo, daß ein jedes Hauptvolk oder ein jedes

ſouveräne Reich einen eigenen Regenten-zweig erhält.

Aus dieſem Grundſatze folgte, daß es zwar mehrere Fürſtenfamilien oder Dynaſtien, aber nur neun oder zehn ſouveräne Regenten- oder Fürſtenzweige geben könnte; nämlich den ſpaniſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen, brittiſchen, deutſchen, hungariſchen, polniſchen, ſchwediſchen oder nordiſchen, ruſſiſchen und griechiſchen. Mehrere davon machten ein Kaiſerthum oder eine Kaiſerdynaſtie aus.

Es folgt ferner daraus, daß keiner dieſer Zweige die Oberherrſchaft einer andern Nation weder durch Verträge, noch Heyrath, noch Erbſchaft ꝛc. erhalten könne, und daß im Falle, eines Abſterbens oder Ausgangs deſſelben, nur die Stände ihrer Nation das Recht hätten, einen andern zu ihrem Haupte zu wählen, obwohl man hierin, der Ordnung wegen, die Succeſſion auf eine Kaiſerdinaſtie ſtipuliren könnte.

Es folgt endlich daraus, daß eine jede Nation das Recht habe, ſich ſelbſt eine ihr zukommende Verfaſſung zu geben, wornach ſie von dieſen Familien regiert würde. Doch ließen ſich alle Verfaſſungen durch das allgemeine Völkerrecht ſanktioniren.

Die dritte Baſis eines allgemeinen Friedens wäre daher die Beſtimmung der Verfaſſungen ſelbſt. Es müßten nämlich ſtreng-monarchiſche und föderativ-republikaniſche Staaten in Europa angenommen werden. Zu den erſtern gehörten Spanien, Frankreich, Polen, Hungarn und Rußland, zu den letztern Deutſchland, Italien, Britannien, Skandinavien, und Griechenland, weil letztere entweder aus mehreren Königreichen, wie z. B. Großbritannien, Skandinavien, oder aus mehreren Fürſtenthümern und Republiken, wie z. B.

Deutſchland und Italien beſtünden. Da die ſouveränen Fürſtenhäuſer außer ihrer Nationalgewalt auf alle Beſitzungen und Anſprüche in den föderativen Staaten entſagen müßten; ſo gewönnen dadurch die mittelbaren Fürſtenfamilien und Republiken in Deutſchland, Italien, Holland, der Schweiz und Griechenland einen reichen Stoff neuer Ausgleichungen und Ründungen untereinander; und alle könnten hinlänglich entſchädigt oder befriedigt werden.

Wollte man als vierte Baſis eines allgemeinen europäiſchen Friedens und Völkerrechts noch das Syſtem Heinrichs IV. oder des Abt St. Pierre annehmen, und damit auch der kaiſerlichen Würde eine genauere Beſtimmung unter den europäiſchen Mächten geben; ſo würde das Werk noch vollkommner werden.

Am Ende verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Freyheit der Meere und des allgemeinen Handels zugleich unter dieſe Baſis aufgenommen würde.

Ueberhaupt habe ich in dieſem Kapitel nur allgemeine Prinzipien angegeben. Ich wollte mit Fleiß nicht gerne in's Detail gehen. Ein jeder vernünftige und am Wohle unſers Welttheils theilnehmende Menſch wird die weitere Beſtimmung derſelben ſich ſelbſt entwickeln können. So viel wird aber immer wahr bleiben, daß wir ſo lange in Europa keinen völkerrechtlichen und dauerhaften Frieden erhalten, bis meine angegebenen Prinzipien mehr oder weniger befolgt werden. Denn bey der vorherigen Lage der Dinge war nur kriegeriſche Stärke auf der einen, und folgſame Schwäche oder Vernichtung auf der andern Seite unter den europäiſchen Nationen zu erwarten. Nur Napoleon und Alexander könnten einen großen, rechtlichen, ſie rühmlich verewigenden Frieden gebiethen. Sie

Digitized by Google

haben beyde erklärt, daß ſie, ſelbſt mit Opfern, die Unabhängigkeit der Nationen erhalten oder herſtellen wollten. Sie haben das Glück Europens und das Mittel ihres Ruhms in Händen. Möchten ſie uns doch einen ſolchen Frieden geben, dann werden ihnen alle europäiſche und nichteuropäiſche Nationen ein Denkmal ſtiften, mit der Inſchrift: Den Beherrſchern der zwey mächtigſten Reiche der Welt, welche die Größe ihrer Herrſchaft ſelbſt aufgeopfert haben, um Europa den Frieden und eine völkerrechtliche Verfaſſung zu geben.

Drittes Kapitel.

Von dem Urſprunge der Deutſchen.

Ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.

Tacitus.

Tacitus, welchen man als den Anfänger einer vollſtändigen deutſchen Geſchichte anſehen kann, ſagt über den Urſprung derſelben Folgendes: „Ich würde die Deutſchen für ein eignes, durch keine andere Völker vermiſchtes Volk halten, weil diejenigen, welche ſonſt ausgewandert ſind, weder zu Waſſer noch zu Land ihm füglich beykommen konnten, und das unermeßliche und ſo zu ſagen widrige Weltmeer ſelten von unſern Schiffen befahren wird. Denn wer wollte, nebſt den Gefahren einer ſtürmiſchen See, das ſchöne Aſien, Afrika und Italien verlaſſen, um ſich in dem traurigen Deutſchland

anzuſiedlen, wenn es nicht ſein Vaterland wäre? Die Deutſchen rühmen in ihren Volksliedern den Teut, von der Erde gebohren, und ſeinen Sohn Mann, als die Stifter ihres Geſchlechts. Letzterem geben ſie drey Söhne, von deren Namen die Küſtenbewohner Ingävonen (vielleicht Inwohner), die in der Mitte wohnenden Hermionen (Heermänner), die übrigen Iſtävonen (Auswohner) genannt wurden. Einige geben, des Alters wegen, mehrere Götter und Benennungen der Völker an, als Marſen, Gambrivier, Sweven, Vandalen ꝛc., und dieſes ſind auch die ächten und alten Namen der Völker. Denn das Wort Germania iſt neuer und erſt neulich unter ihnen angenommen, weil diejenigen unter ihnen, welche zuerſt über den Rhein ſetzten, und die Gallier vertrieben, und nun Tungern heißen, ſonſt Germanier genannt wurden. So iſt der Stammname nach und nach zu einem Nationalnamen geworden, indem alle zuerſt von den Römern, dann von ſich ſelbſt Germanier genannt wurden.“

Dieſe Stelle des Tacitus beweißt wenigſtens ſo viel, daß die Deutſchen kein durch eine Kolonie angepflanztes, ſondern nach der erſten und älteſten Völkerwanderung entſtandenes Volk waren. Sie zeichnen ſich auch durch einen eignen Charakter und Leibesform aus. Die blauen Augen, blonden Haare, die ſtarken Körper, der Muth, die Beharrlichkeit, die Keuſchheit und Freyheitsliebe, welche Tacitus an ihnen rühmt, iſt bis auf ſpätere Zeiten unter ihnen nicht zu verkennen; und wenn ſie von fremden Völkern beſiegt wurden, war Liebe zur Unabhängigkeit, und die daher unter ihnen entſtandene Uneinigkeit jederzeit die Urſache ihrer Schwäche.

Die Schilderung, welche uns Tacitus von dem deutſchen Volke macht, wird erſt durch ſeine künftige

Geſchichte und Verfaſſung recht beſtätigt. Selbſt die Namen der Völker, der Flüſſe, der Wälder, welche dieſer Geſchichtſchreiber angiebt, beſtehen noch; und wenn andere, der lateiniſchen Sprache wegen, undeutlich ſind, ſo werden ſie durch die deutſche erklärt. So iſt offenbar, daß ſelbſt die Namen Tuisco oder Deutſch, und Germania oder Cheermannien jene der Nation beſtimmt haben, indem ſie ſich als Volk Deutſche, und als Armee Heermänner nannten. Obwohl alſo ſeit der Bekanntſchaft mit den Römern eine Menge Veränderungen, Zumiſchungen und Wanderungen in Deutſchland vorgegangen ſind; ſo kann man doch mit Recht behaupten, daß der größere Theil ſeiner Einwohner noch von den alten Germaniern abſtamme, und auch deren Charakter habe. Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſterreich, und ein Theil des oberſächſiſchen Kreiſes ſind zwar lange von ſlaviſchen Völkern bewohnt und beſucht worden, und noch beweiſen ihre Sprachen und die Namen ihrer Städte und Dörfer fremde Einwanderung; auch die jenſeits des Rheins liegenden Länder mögen eine ſtarke Zumiſchung von Galliern und Römern erhalten haben, aber der Theil der Deutſchen, welche zwiſchen dem Rhein, der Elbe und Donau wohnen, iſt ganz germaniſch. Sie haben auch größtentheils noch die Namen, welche ihnen ſchon die Griechen und Römer beylegten; als Franken, Schwaben, Sachſen, Bayern, Heſſen, Thüringer, Frieſen, Bataver ꝛc., und einige ihrer Länder werden noch, wie in den erſten Zeiten, genannt; als Rheingau, Wetterau, Thurgau, Breißgau ꝛc. Jetzt iſt die Nation wieder durch die Siege Napoleons und den Rheiniſchen Bund vereinigt; möchte ſie es doch auch wieder durch Gemeingeiſt und eine gute Verfaſſung werden!

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Von den Sitten der Deutſchen.

Pluſque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Tacitus.

Die ſchönſte Lobrede auf die deutſche Nation haben zwey groſſe Römer, Cäſar und Tacitus, geſchrieben. Man könnte ſogar behaupten, daß letzterer mit ſeiner Germania den entarteten Römern einen Tugendſpiegel habe vorſtellen wollen. In körperlicher Hinſicht beſchreiben ſie die Deutſchen als ſtarke, geſunde, gerade, feſte Menſchen; mit blauen Augen und blonden Haaren; in ſittlicher als religiöſe, verſtändige, treue, fromme, aufrichtige, gerechte, keuſche, tapfere und freye Leute; ohne Liſt und Falſchheit, aber auch ohne Furcht und Ausgelaſſenheit. Die Fehler, welche ſie an ihnen bemerken, ſind Liebe zum Trunk, zur Schlägerei und Uneinigkeit; dieſelbe konnten aber leider nur ihnen ſelbſt ſchädlich ſeyn.

Dieſer Charakter hat ſich unter der Nation bis auf unſere Zeiten erhalten, und erſt neulich noch finden wir Beweiſe davon an einem zwar irregeführten und aufrühriſchen, nichtsdeſtoweniger tapfern und biedern Volke.

Indeſſen konnte es nicht fehlen, daß mit dem Steigen der Kultur und durch die Bekanntſchaft mit fremden Völkern ſich auch die urſprünglichen Züge verändert haben. Schon zu Cäſars und Tacitus Zeiten, haben die Grenz- und Rheinbewohner feinere Sitten angenommen. Durch die Annahme der chriſtlichen Religion und römiſche Geiſtlichen

wurden ebenfalls einige alte Züge verwiſcht, andere neue dem Bilde aufgedrückt. Die Höfe der Fürſten, und das Verkehr der Handelsſtädte haben der Nation nicht minder gefährliche Beyſpiele gegeben; allein durch alle dieſe fremde Zuſätze blickt doch immer noch der urſprüngliche Charakter hervor. Man bewunderte ihn an ſeinen Fürſten auf dem Throne, an ſeinen Gelehrten und Reformatoren, und an ſeinen Völkern und Stämmen. Die deutſchen Max und Friedriche, Alberte und Moritze, Sickingen und Hutten, Tell und Dürer, nebſt ganzen Völkerſtämmen; die Schweizer und Holländer, die Schwaben und Bayern, die Sachſen und Tyroler, ſind Beweiſe davon.

Erſt zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts verwiſchte ſich das alte, biedere, kräftige Bild. Die Sitten der deutſchen Fürſtenhöfe und ihre Verbindungen, der Handel und das Verkehr der Städte, die Durchmärſche fremder Truppen und die Annahme fremder Moden, machte bald ſowohl in Städten als ganzen Ländern den urſprünglichen Charakter unkenntlich. Alte Religion und Verfaſſung, Nationalſprache und Gelehrſamkeit, väterliche Treue und Redlichkeit wurde allbereits vergeſſen, ja ſogar lächerlich gemacht. Der größere Theil des deutſchen Volks verlohr ſeine Sitten, wie ſeine Geſetze und ſeine Selbſtſtändigkeit.

Fünftes Kapitel.

Warum die Deutſchen ſo viele Achtung für das weibliche Geſchlecht hatten.

Ineſſe quin etiam (ſeminis) ſanctum aliquid et providum putant: nec aut conſilia earum aſpernantur, aut reſponſa negligunt. Tacitus.

Bey allen Nationen ſind gute Weiber geachtet, und ſchöne geliebt worden; allein bey keiner wurden ſie ſo hoch verehrt, als bey den Deutſchen. Sie glaubten, wie Tacitus ſagt, Etwas Göttliches und Vorſichtiges in dem feineren Geſchlechte zu finden; und mehrmalen ſind Weiber als Gottesvertraute, als Prieſterinnen und Wahrſagerinnen angeſehen worden. Dieſe Hochachtung der Weiber hat ſich in neuern Zeiten mit und durch die Deutſchen über die ganze Chriſtenheit verbreitet. Die vorzügliche Verehrung der heiligen Maria, welche wir nicht einmal im Evangelium und der erſten Kirchengeſchichte finden, die Anerkennung der Prinzeſſinnen als Regentinnen, und hauptſächlich die Galanterie der Ritterſchaft und neuer Helden, kann nicht anders als eine alte Sitte der Deutſchen angeſehen werden.

Dieſe Verehrung erſtreckte ihre guten Wirkungen ſowohl auf das Hausweſen als die bürgerliche Geſellſchaft. Kein Theil der deutſchen Sitten, ſagt Tacitus, iſt lobenswerther, als welcher die Häuslichkeit und die eheliche Treue betrifft; und dieſes heilige Verhältniß hat, wie Tacitus weiter ſagt, auch auf das gemeine Weſen den heilſamſten Einfluß. Den Grund dieſer hohen Verehrung

des weiblichen Geſchlechts, kann ich in nichts anderem, als der angebohrnen Keuſchheit der Deutſchen ſuchen. Spät, ſagt Tacitus, regte ſich bey ihnen die Liebe, und ſtrenge waren hierin ihre Sitten. Da alſo die Reizbarkeit und Feinheit der Weiber ſich nur in kluger Vorſicht und liebenswürdiger Gefälligkeit zeigen konnte, ſo mußten ſie öfters den Männern als göttliche Weſen erſcheinen.

Sechſtes Kapitel.

Worin die politiſche Größe eines Volks beſtehe.

Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum, quod, ut superiores agant, non per injurias assequuntur. Tacitus.

Die deutſche Nation giebt uns gleich in ihren erſten Zeiten Beyſpiele von politiſcher Größe und politiſcher Kleinheit: die Chauzen, ſagt Tacitus, ſind unter den Deutſchen, das edelſte Volk; „als welches ſeine Größe „durch Gerechtigkeit behaupten will; ohne Eroberungs„ſucht, aber auch ohne Schwäche leben ſie ruhig und „ſicher zwiſchen ihren Nachbarn. Sie reizen nicht zum „Kriege, und ſind weder durch Plünderungen noch Mord„thaten geſchändet. Es iſt der vorzüglichſte Beweis ihrer „Tugend und Stärke, daß ſie, obwohl die mächtigern, „nicht durch Unbilden erreicht werden. Indeſſen ſind „alle zum Schlagen bereit, und, wenn es die Noth er„fordert, ſteht ihnen ein Heer von Reitern und Fußgängern

„zu Gebot. Auch wenn ſie in Frieden leben, bleibt „ihnen der nämliche Muth.“

Von dieſem hohen Grade politiſcher Größe weichen die Cheruſker und Chatten ab durch die entgegengeſetzten Extreme; Erſtere durch übertriebene Friedensliebe, Letztere durch überſpannte Kriegsluſt. „Neben der Chauzen, ſagt „Tacitus, haben die Cheruſker einen zu langen und erſchlap- „penden Frieden ungeſtört erhalten. Dieß war aber mehr „angenehm als klug, weil man unter Mächtigen ſchwerlich „lange in Ruhe bleibt. Wenn es zum Schlagen kömmt, „wird Mäßigkeit und Rechtſchaffenheit nur dem Sieger „zugeſtanden. So kam es denn, daß die Cheruſker, „welche ſonſt für ein braves und billiges Volk gehalten „wurde, nun Memmen und Pinſel genannt werden. „Dagegen, fährt Tacitus fort, wird den ſiegreichen Heſ- „ſen Waffenglück für Weisheit angerechnet. Andere „Völker glaubt man nur zur Landwehr bereit, die Heſſen „zum Kriege. Aller Kriege Anlaß geben ſie. Ohne Häu- „ſer, ohne Aecker, ohne Sorgen leben ſie in Feindes „Land. Da ſie ſelbſt ihres Gutes nicht achten, ſind ſie „Verſchwender des fremden, bis Alter und Schwachheit „ſie zu ſolcher Kraftäußerung unfähig macht.“

Siebentes Kapitel.

Worin ſich die Verfaſſungen der Deutſchen von jenen der alten Völker unterſcheiden?

De minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes. Tacitus.

Die neuern politiſchen Schriftſteller haben größtentheils die Verfaſſungen der alten Griechen und Römer als Muſter aufgeſtellt, weil bey dem Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften alles Antike allein als vollkommen angeſehen wurde. Sie bedachten aber nicht, daß dieſelben nur für kleine Staaten und Städte, nicht aber für Reiche gegeben waren. Auch manche Reichs- und andere Städte in Italien hatten gute Verfaſſungen: man hat ſie aber niemals ganzen Reichen und Nationen anpaſſen wollen. Die alten europäiſchen Völker, welche ſich auf den engen Halbinſeln und Küſten von Aſien und Europa niedergelaſſen hatten, bildeten unter ſich keine Reiche. Eine jede Stadt machte mit ihrem Burgbann ſchon einen ſelbſtſtändigen Staat aus, und nur die Städtebewohner wurden als Aktivbürger derſelben angeſehen.

Die Deutſchen legten es mehr auf das Große an. Sie lebten, wie Tacitus ſagt, in einzelnen Höfen, zerſtreut, ſo wie es ein Gau, oder ein Fluß, oder ein Wald auswieß. Auf die Verbindung dieſer zerſtreuten Freyhöfe oder Familien mit dem Ganzen war ihre Verfaſſung gegründet. Um den innern Frieden zu verbürgen, vereinigten ſie ſich zuerſt in Gauen, worin Jeder

durch gemeinſchaftliche Gerichte und Verſammlungen Recht und Schutz fand. Nur gegen auswärtige Feinde und zur allgemeinen Landwehr waren ſie zu Einem Reiche unter einem gemeinſchaftlichen Fürſten oder Könige verbunden.

Hier alſo finden wir einen Unterſchied zwiſchen der Verfaſſung der deutſchen und alten Völker. Ein jeder freye Bürger nahm zwar, wie bey den Griechen und Römern, unmittelbar Theil an der Geſetzgebung und Regierung des Staats, aber nur in ſo weit es den einzelnen Gau betraf, worin er lebte. Wenn aber ſolche Angelegenheiten vorfielen, welche die Nation angingen, ließen ſie dieſelben größtentheils durch ihre Stellvertreter und Fürſten abthun. Nach dieſer Gewohnheit bildeten ſich nach und nach aus den Gauverfaſſungen einzelner Höfe und Burgen Reichsverfaſſungen für ganze Völker und Nationen.

Dieſe urſprünglichen Anſtalten, welche ſchon in des Tacitus und Cäſars Beſchreibungen nicht zu verkennen ſind, brachten nach der Hand die beſtimmten Reichsſtände, die geiſtlichen und weltlichen Fürſtenwürden, die Reichstage, einen gemeinſchaftlichen Heerbann oder eine Reichsarmee, die oberſten Reichsgerichte und Reichsoberhäupter, welche man Könige nannte, hervor, von denen wir in der Zukunft noch reden werden. Es ſoll nur hier ſo viel dargethan werden, daß die neuern politiſchen Schriftſteller, den Montesquieu ausgenommen, ſehr irrten, wenn ſie glaubten, die Verfaſſungen der Griechen und Römer paßten für unſere Reiche. Nur bey den alten Deutſchen muß man ſich Raths erholen, wenn man einer ganzen Nation eine freye Verfaſſung geben will. Die neuern Geſetzgeber haben aus übertriebener Sucht nach Neuheit alte und neue Verfaſ-

Digitized by Google

ſungen untereinander geworfen, um ein neues Gebäude aufzuführen, was nirgend Beſtand finden wollte. Sie ſuchten den Geiſt der Griechen und Römer mit Gewalt zu beſchwören, da ihnen doch ihre Väter die ſchönſten Muſter bürgerlicher Freyheit und Organiſation hinterlaſſen hatten.

Unſern Zeiten, wo ſo viele alte Verfaſſungen und Staaten, welche aus jenen der deutſchen hervorgingen, übern Haufen geworfen wurden, bleiben jetzt nur zwey Arten, die großen Föderativreiche zu organiſiren übrig. Sie müſſen entweder nach dem Muſter des alten römiſchen Reichs in Provinzen, Diöceſen und Präfekturen eingetheilt werden, über welche ein einzelner Senat und ein einzelner Imperator herrſchen; oder ſie müſſen, nach Art der großen fränkiſchen Monarchie, als freye Gauen, Herzogthümer und ſelbſtſtändige Reiche beſtehen, über welche ein allgemeiner Kaiſer wacht. Dieſe letztere Art ſcheint der Kaiſer Napoleon zu befolgen. Obwohl er durch das Glück ſeiner Waffen und Negotiationen ſich ganz Frankreich, Italien, Deutſchland, Holland, die Schweiz, und man könnte auch ſagen, Spanien und Portugall unterworfen hat; ſo ließ er doch einen jeden Staat als ſelbſtſtändig beſtehen, nur verband er ſie Alle durch ein gemeinſchaftliches Kaiſerthum oder Protektorat. Dieſem zufolge wurde Deutſchland, was jetzt den Rheiniſchen Bund ausmacht, mehr oder weniger nach der vorigen Verfaſſung organiſirt. Verſchiedene Artikel des Bundesvertrags deuten ſchon dahin. Die Abtheilung des Bundestages in zwey Kollegien, das oberſte Bundesgericht, die Bundesarmee ꝛc. ſind erhaltene Bruchſtücke aus der alten Verfaſſung; und wenn das Ganze als eine ſelbſtſtändige Konföderation künftig beſtehen ſoll, müſſen die Rechte der Fürſten zu

Digitized by Google

ihren Völkern, und des Bundes zu den Fürſten noch näher beſtimmt werden. Sowohl dem Kaiſer Napoleon, als den Fürſten muß daran gelegen ſeyn, wechſelſeitige Einſchränkungen zu geſtatten: Erſterem, weil er dadurch die Liebe des deutſchen Volkes für den Bund gewinnen wird; Letztern, weil ohne dieſe Beſchränkungen ſie ſelbſt Gefahr laufen, ihre Rechte zu verlieren. Es war ein großer Fehler der deutſchen Fürſten, daß ſie bey der vorigen Verfaſſung ſo wenig auf die Befolgung der Geſetze und die Beſchränkung ihrer Gewalt dachten. Sie lößten dadurch ſelbſt die Bande auf, auf deren Befeſtigung doch ihre eigne Macht beruhte. Man hat in den jüngſtverfloſſenen Jahren als warnendes Beyſpiel geſehen, was aus den mächtigſten unter ihnen geworden ſey, wenn ſie ungeſtraft die Geſetze verletzen ließen. Dieſem zu Folge müſſen jetzt die deutſchen Bundesfürſten ſelbſt darauf bedacht ſeyn, daß aus der Konföderation wieder ein feſtes, ſelbſtſtändiges Ganze gebildet werde, was nur durch wechſelſeitige Einſchränkungen den Beſtand erhalten kann, welcher künftig ihre eignen Rechte ſchützt. Sie müſſen alſo wieder zu den Grundſätzen ihrer Väter zurückkehren, welche, obwohl ſie die freyeſten Leute der Welt waren, doch jederzeit ein Geſetz, einen Gott, und ein Oberhaupt über ſich erkannten.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Ueber die Uneinigkeit der deutſchen Völker.

Super LX millia, non armis telisque romanis, sed quod magnificentius, oblectationi oculisque nostris ceciderunt. Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certi odium sui. Quando urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam. Tacitus.

So weit wir den Zuſtand der deutſchen Nation in der Geſchichte kennen, war ſie immer in mehrere Stämme oder Völker abgetheilt, welche nur dann ſich als ein gemeinſchaftliches Reich anſahen, wenn allgemeine Noth von Außen, oder eine allgemeine Angelegenheit von Innen ſie drängte. Ein jedes dieſer Völker hatte ſeine eigne Verfaſſung, ſeine eignen Geſetze, ſeine eignen Obrigkeiten und Fürſten. Nur bey dem allgemeinen Heerbanne oder bey den allgemeinen Verſammlungen unterwarfen ſie ſich einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte und Geſetze.

Dieſe eigne Verfaſſung der Deutſchen erhielt zwar den Geiſt der Freyheit und Unabhängigkeit unter den Fürſten und dem Volke, war aber auch zugleich die Urſache beſtändiger bürgerlicher Kriege, und der großen Schwäche gegen ihre Nachbarn. Fürchterlich erſchienen die Deutſchen immer, wenn ſie vereint mit ihren Feinden kämpften; aber beſiegt und überwältigt wurden ſie,

wenn Zwietracht ihre Kräfte lähmte. Dieſe Schwäche entdeckten ſchon die Römer an ihnen. Gegen einen Herrmann oder Civilis, welche die Nation anführten, konnten ſie nichts ausrichten; aber durch Trennung und Uneinigkeit der Stämme wußten ſie ſich die Wege in ihre Wälder zu bahnen. Daher ſagt auch Tacitus: „über 60,000 Deutſche ſind nicht durch „unſere Waffen, ſondern zu unſerer Beluſtigung durch „ſich ſelbſt umgekommen. Möge doch unter dieſen Völ„kern, wenn nicht Liebe zu uns, doch dieſer Haß gegen „ſich ſelbſt bleiben, indem wir für das Wohl unſers „Reichs nichts ſehnlichers zu wünſchen haben, als ihre „Uneinigkeit."

Als ſich die Deutſchen durch die Siege der Franken im römiſchen Gebiethe niedergelaſſen hatten, war die Abtheilung in mehrere Staaten eine neue Urſache, die Nation zu entzweyen; und wenn nicht nach der Hand die Karolinger den Zepter mit Kraft erfaßt hätten, würden ſie ohnfehlbar ein Raub ihrer Nachbarn geworden ſeyn.

Erſt unter Karl dem Großen erreichten ſie einen hohen Glanz von Innen und Außen. Dieſer große Monarch wußte die einzelnen Theile durch die Kraft ſeines Genies zuſammen zu halten. Durch ihn wurde der Thron der Cäſarn für die Deutſchen hergeſtellt, durch ihn wurden deutſche Sitten, Gebräuche, Geſetze, Wiſſenſchaften und Sprachen die herrſchenden für die ganze Chriſtenheit.

Seit dem Tode dieſes Kaiſers hatte Deutſchland keine herrlichere Epoche gehabt. Die Ottonen, Konrade, Heinriche und Friedriche verſuchten mehrmalen, ihrer Nation den alten Glanz wieder zu geben; aber die Anarchie hatte ſchon ſo tiefe Wurzeln

Digitized by Google

gefaßt, daß letzterer die ganze Staatsgewalt an Fürſten und Stände überlaſſen mußte, um nur noch das Ganze zu retten.

Durch dieſe geſetzliche Anerkennung der Territorialhoheit wurde das deutſche Reich noch mehr zerrüttet. Ein jeder Fürſt und Stand ſahe ſich als einen ſouveränen Herrn an, und ſuchte mehr die Größe und den Glanz ſeiner Familie oder ſeines Landes zu befördern, als die Wohlfahrt des Reichs. Die gewählten Kaiſer ſahen dieſe Würde nur als ein Erwerbsmittel für ihr eignes Haus an; ſie wußten ſich durch Verträge und Heyrathen mit fremden Reichen zu vergrößern, und wurden dadurch mehr ausländiſche als deutſche Fürſten.

Die Religionskriege und der daher entſtandene weſtphäliſche Frieden machten die Zwietracht ſogar geſetzmäßig. Die deutſche Nation wurde dadurch in zwey beſondere Partheyen getheilt, welche mehr mit fremden als ihren eignen Mitſtänden verbunden waren. Die Könige Europens, welche größtentheils entweder Stände des Reichs oder Garanten ſeiner Verfaſſung wurden, ſubordinirten Deutſchlands Intereſſe ihrem eignen, und benutzten die Zwietracht ihrer Mitſtände zu ihrer eignen Vergrößerung. Sie prieſen Erhaltung der Reichsverfaſſung nur dann an, wenn es ihr Vortheil erforderte; im übrigen entzogen ſie ihre deutſchen Länder gänzlich der allgemeinen Reichsgewalt. So geſchah es dann, daß die Fürſten, welche der That nach ſchon lange wie Souveräne handelten, ſich endlich gänzlich für Souverane erklärten, und die Verfaſſung, welche ſchon lange nur eine willkührliche Verbindung der Fürſten war, ſich in einen neuen Bund auflöſte, welche man den Rheiniſchen nennt.

Digitized by Google

Nach dieſem flüchtigen Ueberblick auf die Geſchichte der Deutſchen wird es offenbar, daß Zwietracht und bürgerlicher Krieg gleichſam konſtitutionell unter ihnen geweſen ſey. Es fragt ſich daher, ob dieſe Uneinigkeit in dem urſprünglichen Charakter der Nation, oder vielmehr in den künftigen Geſetzen und politiſchen Verhältniſſen ihren Grund habe? Da man dieſe ſonderbare Anlage ſchon da unter den Deutſchen findet, wo ſie zuerſt in der Geſchichte auftreten, und ſelbe ſich anhaltend durch ihre ganze Geſchichte forterhalten hat; ſo ſollte man vermuthen, daß die große Liebe zur Unabhängigkeit und folglich zur Zänkerey ein Hauptzug ihres natürlichen Charakters ſey. Aus dieſem folgte, daß die Deutſchen von Innen in einem beſtändigen bürgerlichen Krieg, und nach Außen in einer beſtändigen Schwäche leben würden. Sie müßten unter ſich bekriegt, und von Fremden beſiegt werden.

Indeſſen finden wir in der deutſchen Geſchichte doch zuweilen glänzende Epochen, wo die Nation einig, von Innen wohl verwaltet, und nach Außen ſo mächtig und ſiegreich war, daß ſie als die erſte unter den europäiſchen angeſehen wurde. Dieſes ſollte uns daher auf die Vermuthung führen, daß die Deutſchen nicht ſowohl durch ihren natürlichen Charakter, als vielmehr durch nachtheilige Geſetze und Verhältniſſe zu bürgerlichen Kriegen von Innen, und zu ſchändlichen Demüthigungen von Außen verleitet wurden.

Wenn wir die Geſchichte der Deutſchen achtſam ſtudiren, ſo finden wir darin vorzüglich drey Urſachen oder Begebenheiten, welche die Zwietracht und Schwäche unter ihnen erhielten. Die erſte davon iſt die Verbindung der Kaiſerkrone mit dem deutſchen Reiche, die

Digitized by Google

zweyte die Unterbrechung der herrſchenden Dynaſtien, und die dritte die Verbindung fremder Staaten und Reiche mit ihren Fürſtenhäuſern.

Es war wohl keine Epoche glänzender in der Geſchichte des deutſchen Reichs als jene Karls des Großen und Otto's des Großen. Die Nation war geehrt und gefürchtet; die deutſchen Heere in allen Theilen Europens ſiegreich; ihre Sitten und Geſetze die herrſchenden; und die Krone der Cäſarn glänzte auf dem Haupte ihrer Monarchen. Indeſſen war eben dieſer herrliche Schmuck eine Haupturſache ihrer künftigen Schwäche. Karl der Große hatte die Kaiſerkrone zwar nicht für ein Reich beſtimmt. Nach ſeiner Abſicht und nach ſeinem Teſtamente ſollte ſie nur einer ſeiner Söhne tragen, es ſey der deutſche, oder franzöſiſche, oder italiäniſche König. Sie war der Schmuck des gewählten Kaiſers, nicht aber des beſtimmten Königs eines beſondern Reichs. So geſchah es denn auch, daß ſie zuweilen ein deutſcher, zuweilen ein franzöſiſcher oder italiäniſcher König trug. Erſt durch Otto den Großen wurde ſie eigendſt mit dem deutſchen Reiche verbunden. Dadurch entſprangen zwey Uebel für daſſelbe. Zuerſt wurde es ein Gegenſtand des Neides aller ſeiner Nachbarn, und dann der Kampfplatz der Kriege zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und dem Oberhaupte des Reiches. Die großen Vaſallen der deutſchen Nation, welche zu der Zeit, wie jene der übrigen, nach Unabhängigkeit ſtrebten, fanden Schutz und Unterſtützung bey fremden Völkern, und die Biſchöffe, welche ſich der weltlichen Juriſdiktion entziehen wollten, Bannſtrahlen der Päbſte gegen ihren rechtmäßigen Fürſten. Seit dem Tode Karls des Großen bis ſpät in unſere Zeiten, iſt dieſer Nachtheil, welchen die Kaiſerkrone herbeyführte,

Digitized by Google

gefühlt worden. Viele Jahrhunderte hindurch iſt deutſches Blut gegen deutſches Blut in Sachſen, in Schwaben, in Italien, in den Niederlanden vergoſſen worden, nur um diejenigen Fürſten zu demüthigen, welche die Kaiſerkrone trugen. Sie mußten entweder über die Alpen reiſen, um den Pabſten die Füße zu küſſen, oder ſich Vertrage und Friedensſchlüſſe gefallen laſſen, welche ihre Würde und ihren Namen *) ſchändeten.

Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß die deutſchen Kaiſer doch am Ende die Oberhand ſowohl über ihre Vaſallen, als über ihre Nachbarn würden behauptet haben, wenn nicht die herrſchenden Dynaſtien ſo oft unterbrochen worden wären. Die Karolinger ſind nie in der Thronfolge übergangen worden. Die Kaiſer aus dem ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Hauſe wußten ihrer Würde Kraft zu geben, und ſelbſt in ſpätern Zeiten, wo doch Wahl und Landeshoheit ſchon geſetzlich waren, hat man Beyſpiele, daß die Kaiſer aus dem öſterreichiſchen, luxemburgiſchen und bayeriſchen Hauſe den deutſchen Zepter mit Glanz zu führen verſtunden. Dieſe Thatſachen beweiſen, daß, wenn mehrere kraftvolle Regenten aufeinander gefolgt, oder die herrſchenden Dynaſtien nicht ſo oft unterbrochen worden wären, der Kaiſerthron nicht nur ſeine urſprüngliche Stärke erhalten, ſondern vielleicht noch vermehrt haben würde. Durch eine anhaltende Reihe von Regenten aus dem nämlichen Hauſe, wäre das Volk allmählich an den Gehorſam gegen daſſelbe gewöhnt worden. Das Intereſſe dieſes Hauſes wäre mit jenem der ganzen Nation zuſammengefloſſen, und die großen Vaſallen hätten, wie in

*) Semper Augustus. — Daher ſagt man auch ſcherzweiſe: Semper Augustus.

Digitized by Google

Frankreich, ihre Länder entweder an die Krone verlohren, oder wenigſtens derſelben unterwerfen müſſen. Durch das öftere Unterbrechen der Dynaſtien geſchah gerade das Gegentheil. Die Großen des Reichs maßten ſich allmählich allein das Wahlrecht an, die gewählten Kaiſer mußten ihnen ſchmeicheln, nachſehen, ſie bereichern, beſchenken, und ihre Privilegien erweitern. Eine jede Kaiſerwahl zog einen bürgerlichen und auswärtigen Krieg zugleich nach ſich. Die tapfern Kaiſer wurden von den Geiſtlichen gebannt, die ſchwachen von den weltlichen geſchändet, und ein jeder Fürſt, welcher zu Aufruhr oder bürgerlichen Kriegen geneigt war, erhielt ſogleich Unterſtützung von ſeinen Mitſtänden und fremden Fürſten. Daher kam es dann, daß das Oberhaupt des deutſchen Reichs zuletzt nur noch eine Schattengeſtalt, aber die Stände deſſelben unabhängige Fürſten wurden, welche mehr auf die Ehre und Größe ihres Hauſes als jene der ganzen deutſchen Nation bedacht waren.

Eine Folge dieſer Unabhängigkeit der deutſchen Reichsſtände war die Verbindung fremder Staaten und Reiche mit ihrer Würde. Diejenigen Fürſten, welche Kaiſer waren, haben zwar jederzeit auf einige Rechte und Staaten in Italien und Frankreich Anſprüche gemacht; und bis auf unſere Zeiten nannten ſich daher die Kurfürſten von Trier und Kölln Erzkanzler durch Gallien und Italien; allein dieß gründete ſich nicht in den Rechten ihres Hauſes, ſondern ihrer Würde. Als aber eine jede herrſchende Familie die Kaiſerkrone nur zur Vergrößerung ihrer eignen Macht benutzte, wurde es üblich, ſich durch Verträge und Heyrathen mit fremden Staaten und Häuſern in Verbindung zu ſetzen, um dadurch Anſprüche auf deren Länder und Kronen zu erhalten. So geſchahe es, daß die Erzherzoge von Oeſterreich die

Digitized by Google

Kronen von Ungarn und Spanien, die Kurfürſten von Brandenburg jene von Preußen, die Herzoge von Zweybrücken jene von Schweden, die Herzoge von Braunſchweig die von Britannien ꝛc. für ihre Familien erworben haben, wodurch dann ihre urſprünglichen deutſchen Länder eher fremde als Reichsprovinzen geworden ſind. Schon dieſer einzige Umſtand mußte die Zwietracht in Deutſchland gleichſam konſtituiren. Wir finden daher, daß jeder allgemeine Krieg in Europa zugleich ein bürgerlicher im Reiche war. Sobald nur eine der europäiſchen Machte mit einer andern Feindſeligkeiten bekam, mußten die deutſchen Stände, mit oder ohne Willen, daran Theil nehmen, und bey dem erſten Ausbruche derſelben ſtanden ſogleich fremde Truppen (Ungarn und Preußen, Engländer und Franzoſen, Schweden und Ruſſen) mitten auf dem deutſchen Gebiethe, von ſeinen Fürſten ſelbſt herbeygeführt.

Aus dieſen angeführten Thatſachen wird es deutlich, daß nicht ſowohl der deutſche Charakter, als vielmehr die ſo eben von mir angeführten Umſtände die Urſache der Uneinigkeit und Schwäche der deutſchen Nation waren. Es fragt ſich daher weiter: Könnte wohl dieſe Uneinigkeit entweder durch den Rheiniſchen Bund oder ſonſt eine künſtige Kataſtrophe aufgehoben, und die deutſche Nation wieder zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückgeführt werden? Daß, wenn die gegenwärtige Lage der Dinge durch die Siege des franzöſiſchen Kaiſers Beſtand erhält, die Deutſchen einig ſeyn müſſen, wenn ſie auch nicht wollen, iſt wohl nicht nöthig, zu beweiſen. Ein kraftiger Fürſt, zugleich durch Gewalt und Ruhm geſtärkt, wird wohl alle Auswüchſe der deutſchen Souveränitat im Zaume zu halten, leicht im Stande ſeyn. Die Frage iſt alſo wohl ſo zu ſtellen: wie kann die deutſche

Digitized by Google

Nation aus eigner Kraft und eignem Willen ſich wieder vereinigen und erheben?

Der Kaiſer Napoleon hat feyerlich erklärt, und das ganze von ihm geſtiftete Föderativſyſtem beweiſt es, daß er aus den beſiegten Staaten nicht ein einziges ſouveränes Reich, ſondern vielmehr ein großes Bündniß ſouveräner Staaten bilden wolle, worüber ein gemeinſchaftlicher Kaiſer, den Rechten eines Jeden ohnbeſchadet, wachen und ſelbe ſchützen ſollte. Dieſem zufolge bliebe der deutſchen Nation und ihren Fürſten das Recht vorbehalten, die Kräfte ihrer Bürger ſo weit zu entwickeln, als ſie wollen und können.

Neuntes Kapitel.

Warum die Römer den Main zur Operationslinie gegen die Deutſchen wählten?

Inde validissimas nationes Cheruscos Suevosque et Sicambros aggressus est. Florus L. IV. C. 12.

Als Julius Cäſar die Gallier beſiegt, den Arioviſt geſchlagen, und dadurch der Römer Herrſchaft auch am Rhein gegründet hatte, ſetzte er unter den römiſchen Feldherren der Erſte über dieſen Fluß. Man weiß beſtimmt den Ort nicht, wo er es unternahm; ſo viel iſt nur gewiß, daß er das Innere von Deutſchland mehr geſehen als beſiegt habe.

Digitized by Google

Indeſſen erweckte ſein großer Name unter allen edlen Römern die Begierde, ein Volk zu bekriegen, was Cäſar ſelbſt als groß und tapfer geſchildert hatte. Druſus, ein Stiefſohn Augusts, ſuchte das auszuführen, was der Imperator angefangen hatte; er entwarf einen durchdachten Operationsplan, um auch Deutſchland der römiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Von Italien aus über die Alpen zu gehen, wäre wohl der nächſte Weg geweſen; allein wer wollte eine Armee über unwegſame Gebirge und durch unbekannte Schlünde führen, wenn er einen ſchon gebahnten Weg vor ſich findet? Da die Römer im Innern von Deutſchland weder Heerſtraßen noch Kundſchaft hatten, ſo ſuchte dieſer tapfere Jüngling ſich vorzüglich der Flüſſe zu bemeiſtern, um ſeine Legionen ſicher zu führen. Dieſem zufolge wurde der Rhein, deſſen linkes Ufer die Römer ſchon inne hatten, die Baſis ſeiner Operationen. Um gegen alle unvorhergeſehenen Anfälle ſicher zu ſeyn, und bey einem Unglücke einen ſchützenden Rückhalt zu haben, legte er über funfzig Kaſtelle und Feſtungen längs dieſem Fluſſe an, welche ſowohl auf dem rechten als linken Ufer einander deckten und ſchützten.

Unter dieſen war Moguntiacum (nachher Mainz genannt) die beträchtlichſte. Sie war dem Ausfluſſe des Mains gegenüber angelegt, weil er dieſen Fluß als die von ſeiner feſten Baſis ausſpringende Hauptlinie ſeiner Operationen gegen Deutſchland anſahe. Das linke Rheinufer erhebt ſich bey Mainz zu einer beträchtlichen Anhöhe, welche man heut zu Tage noch das Käſtrich (Castrum) nennt, und denn ſogenannten Linſenberg, Stephansberg, Jakobsberg und Stahlberg begreift. Das Thal, welches dieſelbe von Hechtsheim bis über das Kloſter Dahlheim umgiebt, beſchreibt

einen Bogen, deſſen Senne der Rhein iſt. Dieſer Anhöhe ſtehen andere gegenüber, ja an manchen Orten beherrſchen ſie dieſelbe. Sie heißen jetzt der Hartenberg, der Draiſerberg (Druſenberg) und der Weißenauer oder Hechtsheimer Berg. Auf dieſe natürliche Anlage gründete Druſus Moguntiacum. Die Hauptfeſtung wurde auf der Anhöhe des Käſtrichs (Castri) angelegt, und ſelbe auf vier Seiten durch vier Vorwerke oder Kaſtelle gedeckt. Auf ihrem rechten Flügel errichtete man auf der Anhöhe bey Weiſenau eins, welches nach der Hand noch das Burgſtädl hieß; auf ihrem linken Flügel ein anderes, den ſogenannten Hauptſtein; in ihrem Rücken ein drittes auf dem Draiſerberg, welches von Druſus den Namen Drais hat; und jenſeits des Rheins ein viertes, welches als Brückenkopf die Brücke deckte, und noch Kaſtell (Castellum) genannt wird.

Vor dieſem auf der Anhöhe des Taunus oder heutigen Altkönigs, wurde noch ein ander Vorwerk angelegt, von welchem aus man durch Zeichen der Feſtung Kundſchaft geben könnte. Auf dieſes Moguntiacum ſtützte Druſus die Hauptoperationslinie gegen die Deutſchen. Sie ging den Main hinauf, ſprang von da rechts auf den Neckar und die Donau, links auf die Saale, die Weſer und die Elbe, und öffnete vorwärts den Weg nach Böhmen.

Der letzte und Hauptzug des jungen Helden hat ſich vorzüglich durch dieſe Linie ausgezeichnet. Er ging von Mainz aus mit ſeinen Legionen den Main hinauf, fiel zuerſt rechts in das Land der Schwaben, ſodann kehrte er links um, und überfiel die Heſſen; hierauf durchzog er das Land der Cherusker, und drang endlich bis

an die Saale und Elbe vor, wo er ein Siegeszeichen errichtete.

Weiter kam in dieſem Feldzuge der edle Jüngling nicht. Auf ſeinem Rückzuge ſtürzte er vom Pferde, und ſtarb an einer Wunde, die er ſich im Falle beygebracht hatte, zwiſchen der Saale und dem Main. In Mainz und Rom wurden ihm Denkmäler errichtet, Trauerfeſte und Leichenreden gehalten. Er und ſeine Familie erhielten den ehrenvollen Namen Germanicus.

Druſus hatte durch ſeine Unternehmungen den römiſchen Feldherren den Weg gezeigt, auf dem ſie Deutſchland erobern müßten, und ſie folgten ihm. Sein Sohn Germanicus bezwang auf dieſer Linie die Herusker und rächte darauf die den Römern zugefügte Unbild bey der Niederlage des Varus, welcher davon abgewichen war. Auf dieſer Linie ſchlug der Legat Pomponius die Heſſen zurück, welche über den Rhein gegangen waren, und die Gegend um Mainz verwüſtet hatten. Dieſe Bahn befolgten Trajanus, Alexander Severus, Probus und Julianus, und waren darauf allezeit glücklich und ſiegreich.

Wenn man die natürliche Lage Deutſchlands mit dieſer Baſis und Operationslinie vergleicht, ſo ergiebt es ſich von ſelbſt, daß derjenige Feldherr, welcher ſie zu benutzen weiß, immer die größten Vortheile gegen die Deutſchen haben müſſe. Da der Rhein und Main zwey Linien bilden, welche ohngefähr die Geſtalt eines umgewendeten ⊥ haben, ſo ergeben ſich daraus zwey Winkel, deren Schenkel rechts und links das nördliche und ſüdliche Deutſchland umklammern. Wenn nun beyde Theile der deutſchen Nation nicht einig ſind, und Mainz und den Main verlohren haben; ſo kann der

Digitized by Google

angreifende Feldherr immer auf eine oder die andere Flanke der deutſchen Heere operiren, oder ſie gänzlich umgehen. Ja ſelbſt wenn ein Flügel der Deutſchen ſiegte und alſo vorrückte, bliebe er noch immer in Gefahr, abgeſchnitten zu werden, ſo lange der Feind im Beſitze des Rheins und Mains bleibt.

Dieſe Vortheile hat man nie deutlicher geſehen, als bey den letzten Feldzügen des Kaiſers Napoleon. Da die Franzoſen durch den Lüneviller Frieden im Beſitze von Mainz waren, und die Deutſchen, durch Oeſterreich und Preußen getrennt, entweder den Süden oder Norden allein kämpfen ließen, rückte der franzöſiſche Kaiſer ſogleich mit ſchnellen Märſchen den Main hinauf, fiel den einzeln Fechtenden auf die Flanken oder gar in den Rücken, und ſchlug ſie zuerſt bey Ulm, dann bey Jena.

Man ſieht daraus, daß Druſus den richtigen Geſichtspunkt gefaßt hatte, um die Deutſchen zu beſiegen, und daß ſo lange der Rhein und Main in dem Beſitze des Siegers blieben, an keine glücklichen Operationen von Seiten Deutſchlands zu denken war.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Warum die Deutſchen nichts deſto weniger über die Römer ſiegten?

Cedere loco, dum rursus instes, concilii quam formidinis arbitrantur, inde proximis temporibus triumphati magis, quum victi sunt.

Tacitus.

Man hat bisher die Urſache der Siege der Deutſchen über die Römer, und den völligen Umſturz des römiſchen Reichs in dem Verfalle der Sitten und der Weichlichkeit der Legionen aufgeſucht; und in der That, wenn man die Römer, welche unter den Scipionen und Camillen fochten, mit jenen vergleicht, welche das Reich des Arcadius und Honorius vertheidigen ſollten, ſo wird man zu ähnlichen Bemerkungen geführt.

Indeſſen ſcheint mir dieſes doch nicht die Haupturſache geweſen zu ſeyn. Man hält Tapferkeit und Kriegszucht nur zu viel als eine Folge guter Sitten und guter Geſetze bey einem Volke, da ſie doch größtentheils durch Uebung und große Feldherren hervorgebracht werden. Die Soldaten des Hannibal, womit er ſo rühmlich die Römer ſchlug, waren zuſammengerottetes Geſindel. Nur er gab ihnen Geiſt und Zucht. Die Römer waren ſchon das ausgearteſte Volk der Welt, und doch ſchlug damit noch Julianus und Beliſarius die Deutſchen, welche die römiſchen Provinzen

eingenommen hatten. Die Franzoſen, welche Tempelhof in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges als elende Kleinmeiſter ſchildert, ſchlugen in unſern Tagen die Heere Friedrichs und Laudons. Eben ſo kann man auf der andern Seite Beyſpiele anführen, daß ein Volk auch bey guten Sitten und Geſetzen doch ſchnell ſeine Tapferkeit und Kriegszucht verlieren könne. Die Schweden, welche im dreyßigjährigen Kriege, und unter Karl XII. ganz Europa in Schrecken geſetzt hatten, wurden im ſiebenjährigen (ſo zu ſagen) von einem Detaſchement preußiſcher Truppen zurückgehalten; und eben die Preußen, welche im ſiebenjährigen Kriege gegen ganz Europa ſtritten, ſind in unſern Tagen durch eine einzige Schlacht zerſtreut worden. So ſehr hängt Glück oder Unglück, Sieg oder Niederlage von Uebung und den Talenten eines oder mehrerer großen Feldherren ab.

Da alſo die Römer auch nach den Niederlagen des Varus und Syagrius noch die nämlichen Feſtungen, Truppenzahl und Hülfsquellen hatten, wie bey den Siegen des Druſus und Germanikus, und auch öfters würdige Feldherren ſich unter ihnen auszeichneten, als Probus, Julianus, ſelbſt ſpäterhin Beliſarius; ſo muß man, nebſt dem Verfalle der Sitten und Kriegszucht, noch eine andere Urſache der ſchnellen Siege der Deutſchen und des allgemeinen Umſturzes des römiſchen Reichs aufſuchen.

Der General Lloid ſagt in ſeinem vortrefflichen Werke über die Kriegskunſt Folgendes:

„Führten die Polen, ſo wie die Tartarn, ihre Vor-
„eltern, mit 100,000 Mann zu Pferde Krieg, ſo würden
„ſie nicht nur ihren ehrſüchtigen Nachbarn nicht zur
„Beute werden, ſondern ſie vielmehr alle zittern machen.

Digitized by Google

„Ganz Polen und die daran ſtoßenden Länder von der „Oder bis zur Dwina und zum Nieſter, bis zur ruſſiſchen „Grenze und ſelbſt über dieſe hinaus bis zur Wolga, „ſtehen völlig offen, ſind ohne alle Vertheidigung und „haben Ueberfluß an Korn, Pferden, Vieh u. ſ. w. „Hunderttauſend Mann Reiterey in kleine Haufen ver„theilt, könnten daher binnen ein Paar Monaten dieſen „ungeheuren Strich Landes überſchwemmen, und keine „lebendige Seele das Feld zu beſtellen übrig laſſen. „Sonach würde er zur Wüſte, und dieſe mächtigen „Monarchen mit wenigen ihrer Unterthanen, in und „um ihre Feſtungen eingeſperrt werden. Was wollte „man da mit unſern großen Kriegsheeren von Infan„terie, ſchwerer Kavallerie, und unſern unzähligen „Kanonen gegen einen ſolchen Feind anfangen? Nichts. „Seine vorzügliche Geſchwindigkeit verſchafft ihm alles „und läßt uns nichts als den leeren Boden zurück, „worauf wir uns lagern, und auch dieſen iſt man „gezwungen, bald zu verlaſſen, wenn man anders „noch kann, oder man muß umkommen. Die Ruſſen „würden Mühe haben, ihr eigenes Land zu erhalten, „weil es platt und offen iſt, und daher gegen die Einfalle „von 100,000 Mann zu Pferde durch keine unſerer heu„tigen Armeen gedeckt werden kann. Nur erſt kürzlich „durchſtreifte ein elender Landläufer an der Spitze von „etlichen tauſend Mann Lumpengeſindels einen großen „Theil des ruſſiſchen Reichs. Unſere Armeen, wie ich „ſchon mehrmalen erinnert habe, ſind nur eingerichtet, „auf einer ſehr kurzen Linie und in einem beengten „Lande zu agiren. Sie können nie große Dinge unter„nehmen, oder weitläuftige Eroberungen machen.“

Dieſe Stelle iſt hauptſachlich auf die Polen gerichtet; ob aber nicht der umgewandte Fall auch mit den Tartarn

und Kalmucken gegen Europa eintreffen könnte, wollen wir hier nicht unterſuchen. Das, was Lloid hier ſagt, ſoll uns nur dazu dienen, um zu erklären, wie es den Deutſchen ſo leicht und ſchnell gelingen konnte, das durch ſo viele Feſtungen und zahlreiche Legionen gedeckte römiſche Reich übern Haufen zu werfen.

Ein jedes gutgeübte Heer operirt in geſchloſſenen Haufen auf durch Natur und Kunſt beſtimmten Linien, und darum wird auch die Kriegskunſt mit Recht eine ſchwere Wiſſenſchaft genannt. Ein Feldherr, und wenn er auch ein Heer von einer Million Krieger zu kommandiren hätte, kann ohnmöglich in einer ununterbrochenen Reihe ſeine Gränzen decken oder gegen die Feinde anrükken. Er theilt daher ſeine Truppen in mehrere Korps ab, welche nach verſchiedenen Linien ſich einander unterſtützen, ſich vereinigen oder trennen, je nachdem es das Terrain oder die Operationen des Feindes erfordern. Eine Armee von 100,000 Mann wird ſchon groß und beträchtlich genannt; und doch iſt ihre Zahl kaum hinreichend, auch nur zu zwey Mann hoch geſtellt, eine Linie von einigen Meilen geſchloſſen auszufüllen. Dazu kommt noch, daß ein jeder kluger General auch auf ſeine Depots und die Mittel ſehen muß, wodurch ſeinen Truppen Unterhalt verſchafft wird. Aus allem dem folgt, daß die Heere, nach Art der geſitteten Völker gebildet, ohnmöglich ohne Trennung einen großen Diſtrikt entweder vertheidigen oder angreifen können.

Wenn wir alſo die Kriegskunſt der Römer mit jener der alten Deutſchen vergleichen wollen, ſo ergiebt es ſich, daß jene wie künſtlich gebildete Krieger, dieſe wie die wilden Horden der Tartarn und Koſacken gegen einander gefochten haben. Aus dieſem Umſtande leuchtet ſchon die Urſache hervor, warum leztere am Ende die

Digitized by Google

Oberhand behalten mußten. Die Römer hatten längs der Donau und dem Rhein die Gränzen ihres weitläufigen Reiches mit Feſtungen und Legionen beſchützt, und unter tapfern Imperatoren ſelbſt das Innere von Deutſchland beſiegt; allein ſie konnten doch nie ſo viele Truppen ins Feld ſtellen, und ſo viele feſten Plätze anlegen, daß nicht weitere und öftere Lücken auf ihrer militäriſchen Linie geblieben wären. Die Länge ihrer Gränzen gegen Deutſchland, welche ſich von Pannonien längs der Donau und dem Rhein bis nach Batavien erſtreckte, würde über mehrere Millionen Krieger und eine anhaltende Reihe von Verſchanzungen erfordert haben, um gegen alle Durchbrüche der Deutſchen ſicher zu ſeyn.

Dagegen fochten die Deutſchen in zerſtreuten Haufen, ohnbekümmert, ob ſie ihre Länder Preis gaben oder abgeſchnitten wurden. Sie drangen häufig durch die unterbrochenen Linien der Römer durch, plünderten hinter ihnen die römiſchen Provinzen aus, und ließen ſich endlich ſelbſt darin nieder, indeſſen jene, troz ihrer Feſtungen und Legionen, nicht mehr im Stande waren, die ſchwärmenden Barbarenhaufen einzeln zu bekriegen oder zurückzuſchlagen.

Aus dieſem folgt, daß keine diſciplinirte Armee, und wenn ſie noch ſo zahlreich iſt, im Stande ſey, auswandernde Barbarenſchwärme aufzuhalten, wenn dieſe einmal die Schwäche ihrer Feinde erkannt und die Gaben eines günſtigern Himmelſtriches gekoſtet haben. Hat ſich doch ſelbſt in unſern Tagen und nach dem unglücklichen Gefechte bey Ulm ein öſterreichiſches Korps unter dem Erzherzoge Ferdinand, und ein anderes unter dem Oberſten von Kinsky und Wartensleben mitten durch die ſiegreiche franzöſiſche Amee durchgeſchlagen.

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Wie ſchwer es ſey, gegen den Zeitgeiſt zu arbeiten?

Igitur verso civitatis statu, nihil usquam prisci et integri moris. Tacitus.

In allen guteingerichteten Staaten hat es ſelbſt bey ihrem Verfalle noch große und edle Bürger gegeben, welche das Verderben aufhalten und die Verfaſſung retten wollten. So können wir in der jüdiſchen Geſchichte die Machabäer, in der griechiſchen den Phocion und Aratus, in der römiſchen den Cato und Brutus und Andere. Allein ihre edelmüthigen Beſtrebungen konnten zwar das ſchon eingeriſſene Verderben eine Zeitlang aufhalten, nicht aber die alten Sitten wieder herſtellen. Es waltet ſowohl unter einzelnen Völkern als der ganzen Menſchheit ein gewiſſer Zeitgeiſt, welcher allmächtig wirkt, und alle gegen ihn vorgenommenen Verſuche zurückſchlägt. Derſelbe wirkt mächtig gegen das Böſe, ſo lange noch das Gute herrſcht; er wirkt aber auch mächtig gegen das Gute, wenn einmal das Böſe die Oberhand erhalten hat.

Man findet davon keine auffallendern Beweiſe, als zu der Zeit, wo die Römer mit den Deutſchen um die Herrſchaft der Welt kämpften. Das römiſche Reich umfaßte zu der Zeit den größten Theil der gebildeten Erde, war durch Feſtungen und zahlreiche Legionen geſchützt, und hatte nicht ſelten Imperatoren und Feld-

herren, welche würdig waren, der Regierung vorzuſtehen; nichts deſto weniger konnten weder die Geſetze von Innen ihre Kraft, noch der Staat nach Außen ſeine Würde behaupten.

Seit dem Verfalle der römiſchen Republik hatten die Sitten und Verfaſſungen der gebildeten Völker drey wichtige Veränderungen erlitten, welche nothwendig alle zu einem gemeinſchaftlichen Stürze vorbereiten mußten. Die National-Religionen hatten ihr Anſehen und ihre Kraft verlohren, und wurden durch eine neue verſchlungen; die alten Verfaſſungen waren entweder abgeſchafft oder der Patriotismus in ihnen erloſchen, und die Nationalmacht an Truppen überlaſſen, welche kein Vaterland mehr kannten. Gegen dieſe drey Ausartungen des Zeitgeiſtes wollten die klügern Imperatoren dieſer Epoche ankämpfen. Sie ſuchten der alten Religion ihr voriges Anſehen und ihre vorige Würde wieder zu geben, und verfolgten die neuere; ſie handhabten die Geſetze des Reichs mit Strenge und durch eigne große Beyſpiele; ſie führten durch Zucht und Tapferkeit die Legionen zu glänzenden Siegen an. Die Regierungen eines Nerva, Trajanus, der Antonine und des Julianus erſcheinen bey allen Geſchichtſchreibern als groß und herrlich; ſie werden ſogar als Muſter künftiger Regenten angerühmt; und doch konnten ſie weder die alten Sitten herſtellen, noch das Reich gegen die künftigen Anfälle der Barbaren ſchützen.

Keiner unter dieſen großen Imperatoren zeichnete ſich in dieſem Beſtreben zugleich durch eine größere Schlauheit und Kraft aus, als Julianus. Gebildet durch die Schule der Alten, wußte er dem heydniſchen Kultus eine reizende Geſtalt, den Geſetzen ein beliebtes Anſehen, und den Legionen eine ſiegbereitende Kraft zu

geben. Er ſelbſt war von allen das vorgehende Beyſpiel. Als oberſter Pontifex ging er den Opfern der Prieſter, als ſtoiſcher Weltweiſer den Handhabern der Geſetze, und als Imperator den Legionen voran. Das Reich war im Innern durch eine kluge Verwaltung, im Aeußern durch glänzende Siege geſchützt. Allein die Vorſehung hatte den Geiſt der Zeiten geändert. Sie wollte die Welt durch eine neue Religion und neue Völkerſchaften beſſern. Trotz ſeiner Klugheit und Tapferkeit ſiegte das Chriſtenthum über das Heidenthum; deutſche Geſetze verdrängten die römiſchen, und wilde Barbarenhaufen ſchlugen die taktikgeübten Legionen.

In der letzten Schlacht, welche Julian gegen die Perſer lieferte, ſoll er, durch einen Pfeil verwundet, ſein Blut gegen den Himmel geſpritzt und ausgerufen haben: Du haſt geſiegt, Galiläer! ſo nannte er Chriſtum. Wir wollen hier nicht kritiſch unterſuchen, ob dieſes Faktum wahr ſey. Aber mit allem Fuge konnte er ſagen: Du haſt geſiegt, o Geiſt der Zeit! denn ſeine ganze Geſchichte beweiſt, daß, wenn die Vorſehung einmal einen andern Gang der Dinge beſchloſſen habe, auch die klügſten Anſtalten und Regenten nichts mehr dagegen ausrichten können.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Was heißt das: den Zeitgeiſt bilden.

Spiritus ubi vult, spirat.

Im Laufe der Geſchichte offenbart ſich ein beſonderer Zeitgeiſt, welcher nur gewiſſe Völker und Jahrhunderte modelt, und ein allgemeiner; welcher das ganze Menſchengeſchlecht umfaßt. Jener hängt mehr oder weniger mit dieſem zuſammen, ja er iſt vielmehr nur ein Theil, eine Folge deſſelben, dieſer entſpringt aus eigner Kraft, und kann nur durch alles durchdringende Revolutionen bewirkt werden. Jener beruht auf einzelnen Veränderungen und Geſetzen; dieſer umfaßt Religion, Verfaſſungen, Wiſſenſchaften, Künſte, Sitten und Gebräuche zugleich, bindet alles zu einem lebendigen Ganzen zuſammen, und wirkt dadurch im Großen wie im Kleinen, im Oeffentlichen wie im Häuslichen, in den erſten Zeiten, wo er entſteht, wie in den letztern, wo er verſchwindet. Von jenem haben wir bey jedem Volke und Jahrhunderte mehrere Beyſpiele; von dieſem nur zwey in der ganzen Weltgeſchichte: Das Erſtere beginnt mit der Völkerwanderung, worauf Moſes nach dem babyloniſchen Thurmbau deutet; das Letztere mit jener, welche die Barbaren im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt vornahmen. In beyden Fällen wurde das ganze Geſchlecht durch einen großen Geiſt auf Jahrtauſende gebildet, und alle Anſtalten, Geſetze und Gebräuche eizelner Völker waren nur Folge davon.

Digitized by Google

Schon mehrere philoſophiſche Geſchichtſchreiber haben den ſinnreichen Einfall gehabt, die großen Bildungsſtufen des Menſchengeſchlechtes mit jenen eines Individuums zu vergleichen. Sie wieſen ihm nämlich, wie einem jeden einzelnen Menſchen, ein Kindes-, Jünglings-, Manns- und Greiſenalter an. Dieſe Vergleichung ſcheint an Richtigkeit zu gewinnen, wenn man die Vor- und Rückſchritte der Kultur betrachtet, welche wir in der Geſchichte der Menſchheit ſo auffallend bezeichnet finden. So können zum Beiſpiel in der alten Geſchichte die erſten bürgerlichen Beſtrebungen der orientaliſchen Völker das Kindes-, die Heldenzeiten das Jünglings-, die Zeiten des Perikles und der Scipionen das Manns-, und jene der Cäſarn das Greiſenalter der alten Welt genannt werden.

Durch den Einfall der Barbaren in das römiſche Reich ſtirbt das alte Geſchlecht ab, und aus den Wäldern Deutſchlands entſpringt ein neues, welches, mit friſchen Kräften und jugendlichem Blute belebt, den Kreislauf wieder anfängt, den die alte Welt bereits vollendet hatte. Es fragt ſich daher: an was für Zeichen erkennet man die Epoche, worin eine allgemeine Veränderung an dem Menſchengeſchlecht vorgenommen werden ſoll? und wer bildet den Geiſt, wodurch ſie bewirkt wird?

Wenn man die Geſchichte der letztern Jahrhunderte des römiſchen Reichs lieſt, ſo dringt ſich einem häufig die Bemerkung auf, daß das Menſchengeſchlecht in allen den Theilen, worauf ſeine Bildung beruht, ſeine Kraft verlohren habe. Die alten Religionen der verſchiedenen Völker, welche zuvor Wunder wirkten, waren ohne Geiſt ein bloßes Theaterſpiel eitler Opfer und Zeremonien geworden; die Götter, welche ſonſt alle Theile der Natur belebt und regiert hatten, wurden dem Aberglauben des

Pöbels oder dem Spotte der Dichter Preis gegeben; die Geſetze und Verfaſſungen, welche die Freyheitsliebe und den Patriotism belebten, lagen in Trümmern um den Thron eines Tyrannen; die Künſte und Wiſſenſchaften waren zur eitlen Nachahmung oder läppiſchen Spitzfindigkeit herabgeſunken; die Völker hatten unter den Eroberungen der Römer ihre Selbſtſtändigkeit und Originalität verlohren, und die Sitten waren das abgeſchmackteſte Gemiſch von weichlicher Wolluſt und unmenſchlicher Grauſamkeit geworden, ohne Haltung, ohne Geiſt, ohne Charakter. Ein ſolcher Zuſtand trug alle Zeichen eines veralterten Geſchlechts an ſich. Wir haben es im vorigen Kapitel geſehen, wie ſich große Regenten bemüht hatten, den alten Geiſt wieder aufzuwecken. Sie unterlagen ihren Beſtrebungen. Die Vorſehung wollte eine andere Weit bilden.

Nachdem ſie auf eine eben ſo geheime als wunderbare Art eine neue Religion verkündet hatte, lockte ſie aus Gegenden und Wildniſſen, welche man zuvor gar nicht kannte, Völker herbey, noch unverdorben in ihren Sitten, kräftig in ihren Gefühlen und unbändig in ihren Verfaſſungen. Sie brachten neue Geſetze mit, der Freyheit und dem politiſchen Leben günſtig; ſie gründeten neue Staaten, welche ſich aneinander reiben konnten, und dieſe umſchlang ſie mit dem allgemeinen Bande einer Religion, einer Wiſſenſchaft, einer Kunſt, welche in alle Theile des großen Körpers eindringend, jedes Glied mit neuem Geiſte, mit neuer Kraft und Thätigkeit belebte. Mag alſo das Mittelalter öfters als eine barbariſche Maſſe roher Kräfte erſcheinen, auf dem Stufengange der Menſchenbildung wird es immer ein herrlicher Kampfplatz humaner Uebungen bleiben. Auch die Heldenzeiten der Griechen zeichnen ſich durch

mancherley Züge von barbariſcher Wildheit aus, und die Klopffechtereyen und Trinkgelage, welche ſo häufig in den Homeriſchen Gedichten vorkommen, ſind gewiß keine Aeußerungen geſitteter Völker; nichts deſtoweniger wurden ſie auch in dem gebildeten Zeitalter des Perikles als die erſten Heldenſpiegel griechiſcher Jugend angeſehen. Die Heldenzeiten der Griechen und die Ritterzeiten in dem Mittelalter, waren die großen Schulen des aufblühenden Menſchengeſchlechts, worin ſeine ſchönſten Kräfte und Gefühle geübt und gebildet werden ſollten. In beyden Zeiten wurden Familien und Städte angelegt, Geſetze und Staatsverfaſſungen gegeben, und ein allgemeines ſittlich-politiſches Syſtem gegründet, was auf viele Jahrhunderte hinaus der Menſchheit einen thätigen und eignen Charakter aufdrücken ſollte. Daher hing auch alles vom Kleinſten bis zum Größten durch die mannichfaltigſten Gefühle und Verhältniſſe zuſammen. Die Burg oder das Stammhaus des einzelnen Helden und Ritters war ein eben ſo merkwürdiger Schauplatz menſchlicher Ereigniſſe, wie der Markt einer Stadt oder der Tempel eines Volks; und der Bürger fand in dem Kreiſe ſeiner Familie den nämlichen Geiſt, welcher die Verſammlungen ſeiner ganzen Nation belebte. Religion und Staatsverfaſſung, Kunſt und Wiſſenſchaft, Sitten und Gebräuche, machten zuſammen ein großes Ganzes aus, was ſeine Einheit und Konſequenz weder im Einzelnen noch im Allgemeinen verläugnete. Das war Geiſt des Menſchengeſchlechts.

Nach den noch rohen Uebungen der Heldenzeiten erſcheint die Menſchheit in ihrem ſchönſten Lichte. Die Religion, durch die Philoſophie von Aberglauben gereinigt, leitete die gröbern Tugenden der Helden zu einem höheren moraliſchen Zwecke. Die Staaten erhielten

Digitized by Google

Verfaſſungen, wodurch die wilde Freyheit durch Geſetze geordnet wurde; die Künſte und Wiſſenſchaften klärten den menſchlichen Geiſt auf, und bildeten das Herz; Sitten und Gebräuche nahmen jenen milden Auſtrich von Schicklichkeit an, welcher das ſchönſte Ebenmaaß von Kraft und Milde hervorbrachte. Jetzt erſt erkannte man die heilſamen Folgen der Uebungen und Kämpfe der Heldenzeiten. Fürchterliche Ungewitter hatten bisher die Luft gereinigt, die faulen Dünſte niedergeſchlagen; aber nachdem der Sturm vorüber war, erſchien die Sonne wieder im neuen herrlichen Glanze.

Dieſer große Geiſt der Zeiten wird nicht durch Menſchen, ſondern Gott ſelbſt dem Menſchengeſchlechte angebildet. Die Weltgeſchichte kann uns zwar aus allen Jahrhunderten und von allen Völkern große Geiſter aufweiſen, welche, ſey es durch Künſte und Wiſſenſchaften, oder durch Geſetze und Regierungen, oder durch Krieg und Eroberungen auf ihre Zeit gewirkt haben; aber kaum finden wir einen, welcher, ohne ein Gott oder Gottesgeſandter zu ſeyn, die ganze Menſchheit gebildet hätte.

Eine ſo glänzende Umgeſtaltung der Dinge wird von der Vorſehung mit oder gegen den Willen der herrſchenden Menſchen vorgenommen. Kurz zuvor als das Chriſtenthum auf der Erde eingeführt, und die Völkerwanderung hervorgebrochen war, dachten weder die Schulen der Weiſen, noch die Imperatoren der Römer an beyde Ereigniſſe. Jene wollten durch die Lehren der Philoſophie die menſchliche Vernunft, dieſe durch Siege und Eroberungen die römiſchen Geſetze herrſchend machen. Aber Beyder Beſtrebungen waren eben die Mittel, welche den Fortgang des Chriſtenthums und der Völkerwanderung beförderten. Ohne die Schulen der Philoſophen

würde die heydniſche Religion noch mächtig ihr Anſehen behauptet haben, und der Aberglaube ſelbſt unter der gebildetern Klaſſe der Bürger ehrwürdig geblieben ſeyn, und ohne die Eroberungen der Römer würden die deutſchen Völker noch lange in ihren Wäldern gehauſet haben, oder nur, wie ehemals, durch einzelne Einfälle das römiſche Reich beunruhiget haben; da aber erſtere die heydniſche Göttergeſchichte zuerſt zweifelhaft, dann lächerlich gemacht, und letztere die Scheidemauern, welche das römiſche Reich von den Barbaren trennten, niedergeriſſen hatten, halfen ſie ſelbſt jene großen Veränderungen herbeyführen, welche ſie doch zurück halten wollten.

Wer auf den großen Zeitgeiſt wirken will, muß auch in und nach demſelben wirken. Wir finden dieſes auf allen Seiten der Geſchichte beſtätiget. So haben die alten Geſetzgeber, ein Moſes, Lykurg, Solon, Numa und Zoroaſter große Dinge hervorgebracht, weil ſie den Völkern, welche ſie bilden wollten, ſolche Geſetze gaben, die dem Zeitgeiſte entſprachen.

Eben ſo haben in der neueren Geſchichte die Kirchenväter, Karl der Große, Alfred, Theodorich u.ſ.w., mächtige Syſteme nnd Staaten gegründet, weil ſie im Geiſte der Zeit bildeten. Dagegen ſind die Beſtrebungen eines Aratus, Cato, Julianus, in der alten, und eines Karls V., Philipps II. und Ferdinands II. in der neuen Welt ohne Erfolg geblieben, weil ſie gegen denſelben kämpfen wollten.

Aus dieſen flüchtigen Bemerkungen über den Zeitgeiſt wird es deutlich, daß einzelne Menſchen zwar große Veränderungen bey ihren Völkern und in ihrer Zeit hervorbringen können, daß aber, wenn die Vorſehung eine gänzliche Umbildung des Menſchengeſchlechtes beſchloſſen

Digitized by Google

habe, ein jeder, wenn er auf ſeine Zeit wirken will, nothwendig in dem Geiſt der Vorſehung wirken müſſe; denn im entgegengeſetzten Falle lauft er Gefahr, ſeine Beſtrebungen fruchtlos, oder gar zu Werkzeugen gegen ſeine Zwecke zu machen.

Wenn wir dieſe Bemerkungen auf unſer Jahrhundert anwenden wollen, ſo finden wir in demſelben ähnliche Zeichen von Schwäche und Inkonſequenz, wie in den letzern Zeiten des römiſchen Reichs.

Die Religion hat wenigſtens unter der ſogenannten gebildetern Klaſſe der Menſchen ihre Kraft verlohren, oder ſie wird nur noch im äußern Gottesdienſte ausgeübt; die alten Geſetze und Staatsverfaſſungen ſind bereits zertrümmert oder ohne Stützen, und die Sitten drehen ſich zwiſchen einer niedern Gewinnſucht und eitler Verſchwendung herum. Von den Kerntugenden des Menſchengeſchlechtes, der Frommheit, Ehre, Vaterlandsliebe, Treue und Redlichkeit, findet man nur noch erkünſtelte Beyſpiele auf dem Theater; in der wirklichen Welt werden ſie als ein abgetragenes Stück altfränkiſcher Sitten angeſehen.

Daher denn das ewige Schwanken zwiſchen Alt und Neu, zwiſchen Erhalten und Niederreißen, im Einzeln wie im Ganzen. Die Gottesverehrung, welche am Morgen das Volk erbauen ſoll, wird am Abend im Theater lächerlich gemacht; der Republikaner, welcher heute Haß dem Königthum geſchworen hat, wird morgen als ein Staatsverbrecher betrachtet, wenn er Freyheit und Gleichheit behauptet; und das Kind, was in der Schule von Tugend und Eingezogenheit ſchwätzen hört, findet, ſobald es in die Welt tritt, die ärgerlichſten Beyſpiele von Laſter und Liederlichkeit. In den Schriften der Gelehrten und Philoſophen, welche den Zeitgeiſt bilden

Digitized by Google

ſollen, herrſcht die nämliche Inkonſequenz. Da drehen ſich Jacob Böhms Aberglauben mit Voltär's Unglauben, die alte Geſetzlichkeit des Montesquieu mit der revolutionären Beredſamkeit Mirabeau's, Göthe's ſtrenges Ritterthum mit Wieland's lucianiſchem Spottgeiſte in einem ſo ſeltſamen bunten Gemiſche herum, daß der ungebildete Leſer kaum im Stande iſt, eine beſtimmte Meinung in ſeinem Kopfe, ein eigenes Gefühl in ſeinem Herzen feſtzuhalten. Ein ſolches Zeitalter, was alle Blumenbande der bürgerlichen Geſellſchaft entweder zerriſſen oder durchbrochen hat, bedarf endlich einer eiſernen Kette, wenn es nicht von der Vorſehung beſtimmt iſt, gänzlich auseinander zu fallen.

Dreyzehntes Kapitel.

Warum die Einfälle der Barbaren in das römiſche Reich ſo allgemein und zerſtörend waren?

Materia munificentiae per bella et raptus.

Tacitus.

Schon in früheren Zeiten finden wir in der alten Geſchichte Einfalle barbariſcher Völker in die Provinzen der gebildeteren Völker. So wiſſen wir, daß die Scythen mehrmalen das ſüdlichen Aſien bedroht, die Gallier Rom eingenommen, und die Cimbern und Teutonen die Alpen überſtiegen hätten; ſie wurden aber immer wieder in ihre Wildniſſe zurückgeſchlagen, und auf viele Jahre

hinaus hörte man kaum ihren Namen mehr. Da zu der Zeit die Staaten, welche ſie anfielen, nicht ſo groß und ſtark, als künftig das römiſche Reich waren, ſo ſollte man glauben, daß dieſe Einfälle weit zerſtörender hätten ſeyn müſſen, als jene, welche im vierten und fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt vorgingen, wo das römiſche Reich faſt den ganzen kultivirten Erdkreis umfaßte. Nichts deſtoweniger ergiebt ſich das Gegentheil; denn als Rom ſeine Gränzen kaum über einige kleine Staaten in Italien erſtreckt hatte, ſchlugen ſeine Conſuln die Gallier zurück; und als er die ganze Welt beherrſchte, wurde es ein Raub der nordiſchen Völker. Die Urſache dieſes ſonderbaren Ereigniſſes kann, wie ich ſchon in einem der vorigen Kapitel ſagte, allein in der Größe des römiſchen Reichs aufgeſucht werden.

Nachdem der römiſche Senat zuerſt Italien erobert, dann Karthago und Griechenland zu Grunde gerichtet, und Cäſar endlich auch Gallien beſiegt hatte, wurden der Rhein und die Donau die Gränzlinien zwiſchen der kultivirten und unkultivirten Welt; und die römiſchen Legionen, bisher an beſtändige Siege gewöhnt, drangen nun auch über beyde Flüſſe, um ihre Adler in den Wäldern Deutſchlands aufzuſtecken. Auf dieſe Art wurden die barbariſchen Völker, welche bisher nur einzelne Streifzüge unternommen hatten, auf allen Seiten angegriffen, und von den Römern ſelbſt zu einem beſtändigen Kriege gereizt.

So lange dieſer Kampf nur noch einzelne Stämme und Gränzbewohner traf, war er den Römern ehender günſtig als nachtheilig. Die einzelne Barbarenhaufen, ohne Taktik und Kriegskunſt, waren nicht im Stande, den geübtern und von geſchickten Feldherren angeführten Legionen zu widerſtehen. Als aber einmal der ganze Norden in Gährung gebracht war, und ein Schwarm den

andern drängte, brachen die Barbaren auf allen Seiten die römiſchen Linien durch, und überſchwemmten hinter denſelben die blühenden Provinzen des römiſchen Reichs.

Dieſe Einfälle wurden darum noch gefährlicher und allgemeiner, weil das römiſche Reich hinter den Gränzen wenig oder gar keine Bedeckung hatte, und die Barbaren in Länder kamen, welche ſie gerne gegen ihre wilde Heimath vertauſchten. Sie fanden in den römiſchen Provinzen ſogleich Ueberfluß an allen jenen Dingen, welche ihre Raubbegierde reizen konnten; und da ſie den Werth anderer Dinge, welche ſonſt der Soldat zu ſchonen pflegt, nicht kannten, ſo zertrümmerten ſie alles, was ſie nach ihren rohen Sitten für überflüſſig hielten. So geſchah es denn, daß weder die Kriegskunſt der Legionen, noch die Pracht und Feſtigkeit der Städte, noch die Schönheit der Gärten und Landhäuſer, noch der Geiſt der Künſte und Wiſſenſchaften das Reich von einem gänzlichen Untergange retten konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

....

et citra speciem aut delectationem.

Tacitus.

....

Dazu kam noch, daß zur Zeit der Völkerwanderung die Schätze der alten Kultur in eine oder zwey Hauptſtädte zuſammengetragen waren. Schon Polybius giebt in einem ſeiner Fragmente nicht undeutlich zu verſtehen, daß wenn ein ſo beträchtlicher Schatz in einer Hauptſtadt

angehäuft würde, derſelbe über kurz oder lang der Gefahr der Zertrümmerung nicht entgehen könnte. Die Römer hatten nämlich ſchon zu ſeiner Zeit viele Meiſterſtücke griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft nach ihrer Hauptſtadt gebracht. Unter der Regierung des Auguſt's wurde ſie die Vorrathskammer aller Kultur der alten Welt. Was ſich durch Genie und Gelehrtheit ausgezeichnet hatte, floß haufenweiſe in Roms Mauern; die Bäder und Palläſte wurden mit den Kunſtwerken der größten Meiſter geſchmückt; in den Bibliotheken ſammelte man die beſten Schriften der Vorwelt, und was man von bereits abgelebten Künſtlern und Meiſtern noch nicht erhalten hatte, verfertigten die lebenden. An Rom war die Bildung der alten Welt gebunden.

Der Kaiſer Konſtantin verſuchte zwar, dieſen Zuſammenfluß auf einen andern Punkt abzuleiten, indem er Konſtantinopel erbaute; allein dadurch wurde der Vorrath der alten Kultur nicht gerettet. Die in das Reich einbrechenden Barbaren durften nur zwey Hauptſtädte zerſtören, und dahin waren Kunſt und Wiſſenſchaft des ganzen Alterthums.

Wenn man über dieſe Ereigniſſe ernſthaft nachdenkt, ſo ſcheint es im Plane der Vorſehung zu liegen, zu gewiſſen Zeiten eine allgemeine Zerſtörung herbeyzuführen, um dem menſchlichen Geiſte neue Uebung zu geben. In den letzten Jahrhunderten des römiſchen Reichs war, bey all der Anhäufung der Künſt- und Gelehrtenwerke das Genie der Menſchen ſo erſchlafft, der Geiſt ſo kleinlich und nachäffend, und das Gemüth ſo niedergeſchlagen, daß wir ſelten ein mittelmäßiges, vielweniger vortreffliches Werk daraus aufweiſen können: dagegen zeichneten ſich dieſe Zeiten durch Schwärmereyen und Aberwitz in der Philoſophie, durch Schmeicheleyen in der

der Redekunſt und Barbarismen in der Sprache aus. Das Menſchengeſchlecht war entweder gedrückt oder geſättigt. Die ſchönen Werke der Alten mußten zertrümmert werden, damit der menſchliche Geiſt neuen Trieb und Anläſſe finden möge, deren andere zu ſchaffen.

Funfzehntes Kapitel.

Warum die deutſchen Völker ihre Verfaſſung auf Grund und Boden anlegten?

Quicunque liber quatuor mansos de proprietate habere videtur, in hostem veniat.

Capit. an. 807.

Es iſt ſonderbar, daß die Deutſchen, welche uns Cäſar und Tacitus als herumſchweifende Horden ſchilderten, nach der Hand, als ſie Staaten errichteten, deren Verfaſſungen auf einen feſten Grund und Boden anlegten. Aber eben darum muß man ihren richtigen Verſtand bewundern. So lange ſie nämlich kein anderes als bewegliches Eigenthum hatten, waren die Waffen, womit ſie es vertheidigten, eine hinlängliche Bürgſchaft ihrer Rechte und der bürgerlichen Ehre; als ſie aber die eroberten Länder unter ſich vertheilten, mußte ein dauernderer Grund ihrer Verfaſſung aufgeſtellt werden. Wir finden, daß ſie bey der Beſitznahme der Länder zweyerley Arten von Gütern angenommen haben, nämlich Looßgüter (allodia), welche ſie unter ſich verlooßten, und Fehdgüter (feuda), welche dem Staate (Fiscus) gehörten, und den tapferſten Kriegern unter der Lehenspflicht zuerſt

eine Zeitlang, dann auf immer ertheilt wurden. Die erſteren beurkundeten dem Beſitzer alle bürgerlichen Rechte und Pflichten, die letztern verpflichteten den Lehenmann zu einer vorzüglichen Treue gegen den Fürſten und Staat. Auf beyderley Arten von Gütern war die ganze Verfaſſung gegründet.

Ein jeder, welcher einige Hufen Landes als freyer Bürger beſaß, war Genoſſe einer Hundrete oder eines Gaues. Dieſem zufolge durfte er ſowohl auf den Gau- als Nationalverſammlungen erſcheinen, und ſeine Stimme bey Geſetzgebung und Wahl ertheilen. Er konnte nur nach ſeinen Geſetzen und von ihm gewählten Richtern gerichtet werden. Dafür mußte er aber auch zum Heerbanne ziehen, und wenn Landwehre vorhanden war, das Vaterland vertheidigen.

Der Lehenmann hatte als Allodialgutsbeſitzer die nämlichen Rechte und Pflichten; da er aber nebſt ſeinem Allodialgut noch vom Staate ein Lehengut erhalten hatte, ſo mußte er dem Fürſten und Oberlehenherrn nicht allein zur Landwehre, ſondern auch zur Fehde gewärtig ſeyn. Das heißt: er war ſtehender Soldat geworden. Man könnte alſo ſagen, die Allodialgutsbeſitzer waren die Nationalgarden, und die Lehenleute die Linientruppen der deutſchen Verfaſſungen.

Dieſer auf dem Landeigenthum beruhende Grund des Bürgerrechts war auch in höherem Verhältniſſe zum Staate der Grund des gemeinen oder politiſchen Rechts. Die in einem gewiſſen, durch natürliche Marken und Gränzen beſtimmten Diſtrikte liegenden Freyhöfe oder Freygüter machten zuſammen eine Hundrete, oder weiter hinauf einen Gau aus, welcher für ſich als ein kleiner Staat beſtund. Die Vorſteher oder Stellvertreter dieſer kleinen Gemeinde verhielten ſich zu dem Reiche, wie

Digitized by Google

die freyen Gutsbeſitzer zu dem Gaue. Sie übten in deſſen Namen die Rechte der Geſetzgebung und Regierung aus, und führten den dienſtpflichtigen Haufen zum Heerbanne.

Vor der Beſitznahme der Länder waren die Tapferſten und Weiſeſten auch die Edlen, aus welchen man Fürſten, Richter und Prieſter wählte; jetzt wurde aber der Adel an den Boden gebunden, ſo daß der Edlere und Vornehmere auch ein größeres Stück Allodial- oder Lehengut erhielt, und die Kirchen mit beyden beſchenkt wurden. Auf dieſe Weiſe war die ganze Staatsgewalt und Verfaſſung auf den Boden gegründet, und wer kein Landgut beſaß, wurde nicht als Aktivbürger angeſehen. Die Deutſchen wollten nämlich ihre Staatsverfaſſung nicht der Wüllkühr und dem Wechſel des beweglichen Reichthums überlaſſen, und glaubten, daß keine Klaſſe von Bürgern feſter auf ihre Rechte und Geſetze halten würde, als die, welche mit Grund und Boden im Staate ſeßhaft wären.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Majoraten und Fideikommiſſen.

Heredes successoresque sui cuique liberi et nullum testamentum. — Tacitus.

Die Vortheile, welche mit dem Beſitze eines Landguts verbunden waren, brachten auch bald die Mojorate und Fideikomniſſe in Aufnahme. Es liegt nämlich in der menſchlichen Natur, daß, wo keine Geſetze und Hinder-

niſſe vorhanden ſind, ein jeder Hausvater vorzüglich für ſeine Familie ſorgt, und die Güter und Vortheile, welche er ſich erworben hat, auch auf ſeine Kinder und Erben zu bringen ſucht. Dieſem Hange des Menſchen müſſen wir es zuſchreiben, daß die Majorate und Fideikommiſſe ſobald unter den deutſchen Völkern geſetzlich wurden.

Bey der Gründung der deutſchen Staaten hatte der freye Bürger kein anderes diſponibles Eigenthum, als ſeine Allodialgüter. Die Lehengüter und Ehrenſtellen, ja ſelbſt der Adel, waren nur auf gewiſſe Zeiten und Perſonen ertheilt; und Kindern blieb kein anderes Erbe als die Allodialgüter ihrer Väter. Indeſſen hatten die Ehrenſtellen, ſo einer bekleidete, und die Lehen, ſo er erhielt, dem Beſitzer einen ſo wichtigen Einfluß auf die Gunſt des Fürſten und der Nation verſchafft, daß er noch bey Lebzeiten dieſe Vortheile auch auf ſeine Kinder bringen konnte. Daraus entſtand die Gewohnheit, gewiſſe Familien vorzüglich zu begünſtigen, und wir finden in der Sammlung des Markulfs ſchon die Formeln, nach welchen Väter ſowohl Lehen als Aemter auf ihre Familien gebracht haben.

Der Mißbrauch dieſer Gewohnheit, welcher bald geſetzlich wurde, hatte eben ſo große Nachtheile für den Staat als Vortheile für die begünſtigten Familien. Dadurch häufte ſich aller Reichthum und Gewalt nur in einzelnen Häuſern an, und der größere Theil der Nation wurde bald von allen bürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen. Wir werden in der Zukunft eine ſchicklichere Gelegenheit haben, über das Lehenſyſtem zu reden; hier wollen wir nur einige Bemerkungen über die Wirkungen der Majorate machen.

Schon bey den alten Völkern waren die beſten Republiken auf eine gewiſſe Vertheilung des Grundeigenthums

Digitized by Google

angelegt. So wiſſen wir, daß Moſes, Lykurgus, Solon, Numa und andere große Geſetzgeber entweder eine gleiche Vertheilung der Grundſtücke unter ihren Bürgern eingeführt, oder bey der Abtheilung der Zünfte und Klaſſen den Beſitz eines beträchtlichen Grundſtückes als die Baſis der bürgerlichen Rechte und Vorzüge angeſehen haben. Nach den Moſaiſchen Geſetzen war die Anhäufung mehrerer Güter in einer Familie durch Heyrathen verboten, und das Jubeljahr hauptſächlich darum angeſetzt, um die nach einer gewiſſen Zeit verlohrne Gleichheit wieder herzuſtellen. In Sparta war der Boden in gleichen Portionen unter die Bürger vertheilt, und allem Mißbrauch des Reichthums durch die öffentlichen Mahlzeiten zuvorgekommen. In Athen und Rom mußten die erſtern Klaſſen und Zünfte, worin die Bürger eingetheilt waren, eine gewiſſe Summe jährlicher Einkünfte aus liegenden Gütern haben; ja ſelbſt in Karthago, wo doch der bewegliche Reichthum, des Handels wegen, der herrſchende war, iſt bey den Magiſtraturen auf ein gewiſſes Vermögen Rückſicht genommen worden. So lange dieſe Gleichheit der Güter unter den Bürgern erhalten wurde, nahm der größere Theil derſelben ſich mit Eifer der Verfaſſung und Geſetze an, und die Unabhängigkeit des Ganzen wurde im Innern gegen die Anmaßungen der Tyrannen, nach Außen gegen die Anfälle der Feinde geſchützt. Der Bürger, welcher ein feſtbeſtimmtes Stück Boden beſaß, ſah einen jeden Eingriff in die Verfaſſung oder das Gebiet des Staats als eine Verletzung ſeiner eignen Rechte und ſeines eignen Eigenthums an, und widerſetzte ſich demſelben mit Kraft und Waffen. Wir ſehen daher in der römiſchen Geſchichte die tribus rustici als die rüſtigſten Vertheidiger der Verfaſſung und des Staates, und in allen andern

Digitized by Google

Republiken des Alterthums, welche eine ähnliche Verfaſſung hatten, waren die großen Gutsbeſitzer jederzeit die erſten Stützen der Geſetze im Frieden, und die tapferſten Streiter im Kriege.

Dieſe Wirkungen des Ländereigenthums mußten in den deutſchen Verfaſſungen noch auffallender werden, weil durch die Einführung des Majorats die Familiengüter um ſo feſter, und die Vortheile, welche damit verbunden waren, um ſo größer waren. Um dieſes deutlicher vor Augen zu legen, wollen wir zum Beyſpiel zwey Bürger in einem Staate annehmen, wovon ein jeder ſich einen gleichen Reichthum von einer Million Gulden im Werthe erworben hätte. Der eine davon legte ſein Vermögen in Grundſtücken an, und führte in ſeiner Familie das Majorat oder Fideikommiß ein; der andere aber ließe ſeine Reichthümer in Geld und beweglichen Dingen beſtehen, und ſeine Kinder oder Enkel in gleiche Theile erben. Aus dieſer Verſchiedenheit ergiebt ſich, daß des erſtern Familie oder Nachkommenſchaft auch noch in der zwanzigſten Generation reich und wohlhabend ſeyn müſſe, da im Gegentheil jene des andern ſchon in der dritten oder vierten arm und elend werden könne; denn wenn auch des Erſtern Familie noch ſo zahlreich, und ſeine Nachkommen noch ſo verſchwenderiſch würden, ſo bliebe für ſie immer noch das feſte dauernde Fideikommiß von einer Million in Grundſtücken, und die künftigen Majoraterben könnten durch Sparſamkeit in kurzer Zeit wieder die Schulden tilgen, welche ihre Vorfahren kontrahirt hätten. Dagegen würde das Vermögen des Letztern auch bey der beſten Haushaltung ſeiner Erben leicht in ſo viele Theile zerſplittert werden, daß am Ende für jeden einzelnen derſelben wenig übrig bliebe. Wenn nun auch bey der erſtern Einrichtung der Erſtgebohrne

immer größere Vortheile erhält, als ſeine Geſchwiſter, ſo bleibt dieſen durch die Appanage doch ein ſicherer Unterhalt, der ſie gegen allen Mangel ſchützt. Wir finden daher, daß die Glieder der adelichen und anderen Familien, wo Majorat und Fideikommiß eingeführt iſt, auch noch bey großen Schulden und erlittenem Schaden ein nicht unbeträchtliches Auskommen hatten.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Adel.

Insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentibus assignant.

Tacitus.

In allen Staaten gab es gewiſſe ausgezeichnete Familien, welche, ſey es durch ein vorzügliches Alter, oder bekleidete Ehrenſtellen, oder größere Reichthümer ſich gewiſſe Vorzüge erworben haben. Man nannte ſie bey den Alten Archonten, Patricier, Väter; bey den Neuern Adeliche, Ritter, Freyherren. In den alten Republiken war ihr Einfluß weniger bedeutend, weil ſie mit den gemeinen Bürgern, in Einer Stadt wohnend, unter gleichen Geſetzen lebten. Auch in den neuern Reichsſtädten ſchmiegten ſie ſich aus ähnlichen Gründen an die Gemeinde mehr oder weniger an. Nur die Landedelleute machten in ihren feſten Burgen einen eignen privilegirten Stand aus.

In dem mittleren Zeitalter war dieſe Klaſſe von Menſchen eine wahre Peſt der Staaten. Sie unter-

drückten das gemeine Volk, hemmten die guten Geſetze der Könige und Fürſten, plünderten auf den Flüſſen und Landſtraßen, und ſtörten alle innerliche Ruhe durch Fehden und das Fauſtrecht. Als ſich ihnen aber nach der Hand die Geiſtlichkeit durch die Gewalt der Meynungen, und das Volk durch Fleiß und Menge entgegengeſtellt hatte, kehrten ſie zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurück, und wurden eine eben ſo ſtandhafte Stütze der Geſetze und öffentlichen Sicherheit, als ſie zuvor Feinde davon waren. Sie ſtellten ſich nämlich als Mittelſtand zwiſchen die Gewaltthätigkeiten der Fürſten und den Empörungsgeiſt des Volks, und hielten unter beyden das Gleichgewicht.

Durch die franzöſiſche Revolution iſt der Geburtsadel in vielen Staaten Europens abgeſchafft worden, und der Geldadel ſchien eine Zeitlang an ſeine Stelle getreten zu ſeyn. Jetzt will man durch gewiſſe Ehreninſtitute den Verdienſtadel emporheben. Ob daraus nicht ein neuer Geburtsadel entſpringen werde, muß die Zukunft lehren.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Heerbanne und der Fehde.

Principes pro victoriâ pugnant; Comites pro Principe.
Tacitus.

Wenn man des Tacitus Büchelchen über die Sitten der Deutſchen achtſam durchlieſt, ſo findet man darin ſchon zweyerley Arten von Kriegsverfaſſung. Im ſechſten und ſiebenten Kapitel heißt es: „Im Ganzen genommen,

halten ſie mehr auf das Fußvolk, als die Reiterey. Ihre Treffen ſind ſo gemiſcht, daß die leichten Fußgänger, welche ſie, aus den Jünglingen gewählt, vor die Schlachtordnung ſtellen, deſto bequemer mit den Reitern fechten können. Auch iſt deren Zahl beſtimmt. Aus jedem Gaue werden hundert gewählt, und dieſe nennt man auch zu Hauſe die Hunderten, ſo, daß, was urſprünglich nur die Zahl ausdrucken ſollte, nun auch ein Ehrennamen geworden iſt. Ihre Schlachtordnung iſt aus Keilen zuſammengeſetzt; was aber am meiſten ihre Tapferkeit erhebt, iſt, daß ſie nicht nach Zufall und willkührlicher Vereinigung ihre Rotten und Keile bilden, ſondern nach Familien und Verwandtſchaften."

„Die Könige werden aus den Edlen, die Herzoge aus den Tapfern gewählt; aber die Könige haben keine unumſchränkte Gewalt, und die Herzoge gebieten mehr durch Beyſpiele als Machtſprüche. Wenn ſie eifrig, wenn ſie gewärtig, wenn ſie im Treffen immer voraus ſind, folgt man ihnen mit Bewunderung. Uebrigens iſt es ihnen nicht erlaubt, einen Heermann auszuſchelten, oder zu ſchlagen, oder in Stock zu legen. Dies thun nur die Prieſter, und zwar nicht auf des Herzogs Befehl, ſondern gleichſam auf Gottes Eingebung, welchen ſie im Kriege gegenwärtig glauben. Daher tragen ſie auch heilige Bilder und Fähnlein vor ihrem Treffen her."

Eine ganz andere Kriegsordnung findet man in dem dreyzehnten und vierzehnten Kapitel. Da heißt es: „Unter den Gefolgen giebt es ſchon eine Art von Rangordnung, welche nach der Willkühr desjenigen, welchem man folgt, beſtimmt wird. Daher herrſcht hier ein großer Eifer unter den Gefährten, welche die Erſten bey den Fürſten ſeyen, und unter den Fürſten, welcher die meiſten und tapferſten Gefährten habe. Es iſt ihr Stolz,

ihre Kraft, beſtändig von einem Haufen ausgeſuchter Jünglinge umgeben zu ſeyn. Sie ſind im Frieden des Fürſten Hofſtaat; im Kriege ſeine Leibwache.“

„Kömmt es zum Treffen, ſo iſt es Schande dem Fürſten, von ſeinen Gefährten an Tapferkeit übertroffen zu werden, Schande den Gefährten, ihrem Fürſten nicht an Muth zu gleichen. Der aber wird immer für einen ſchlechten Menſchen gehalten, welcher ſeinen Fürſten in der Schlacht verläßt. Ihn zu vertheidigen, ihn zu beſchützen, ſeine eigenen Heldenthaten ihm zuzuſchreiben, iſt die heiligſte Pflicht eines Gefährten. Die Fürſten fechten des Siegs, die Gefährten des Fürſten wegen. Wenn der Staat, worin ſie gebohren ſind, durch langen Frieden erſchlafft iſt, thun ſich mehrere Jünglinge zuſammen, und ziehen zu ſolchen Völkern aus, welche in einem Krieg verwickelt ſind: denn Ruhe behagt dieſen Leuten nicht; ſie gefallen ſich nur in Gefahren, und die Gefolge werden nur durch Fehde und Krieg im Gange erhalten. Da fordern ſie von der Freygebigkeit ihres Fürſten ein Streitroß und das Schlachtſchwert; da muß der Fürſt große Gaſtmähler und Schmäuße zur Löhnung geben. Der Stoff der Lohngeſchenke wird durch Fehde und Beute herbeygeſchafft. Die Erde zu pflügen, oder die langſamen Geſchenke des Jahres abzuwarten, wird bey ihnen nicht ſo geachtet, als die Feinde anzugehen, und Ehrenwunden zu verdienen. Ja es wird ſogar für Feigheit und Trägheit gehalten, das im Schweiße ſeines Angeſichtes zu erwerben, was man mit Blut erringen kann.“

In dieſer doppelten Schilderung erblickt man ſchon offenbar den Unterſchied zwiſchen Landwehr und Fehde, zwiſchen Heerbann und Lehenweſen. Wenn nämlich Landwehre nothwendig wurde, zogen die

Gauen Keil= und Rottenweiſe gegen die Feinde aus. Das Treffen bildete ſich nicht nach Wüllkühr des Fürſten, ſondern nach Verwandt= und Nachbarſchaft. Wenn aber eine Fehde unternommen werden ſollte, ordnete der Fürſt Stellung und Grade nach ſeinem Wohlgefallen. Des Heermannes Pflicht iſt, das Vaterland zu vertheidigen; des Lehenmannes und Gefährten, den Fürſten zu ſchützen. Der Heermann ſtreitet für Weib und Kinder, der Lehenmann für den Fürſten. Vor dem Heerbanne wehet die Gottes= und Landesfahne, vor dem Gefolge das Panier eines Fürſten. Der Heermann dient als Bürger, der Lehenmann als Lohnſoldat.

Schon aus dieſer verſchiedenen Anlage kann man ſehen, daß der Heerbann die Stütze gemeiner Freyheit, das Lehen oder Gefolg aber die der Unterdrückung war; und daß ſolange erſterer noch in Uebung gehalten wurde, letzteres ſich der Staatsgewalt nicht bemeiſtern konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Warum unter den Deutſchen die Geiſtlichkeit bald ſo mächtig wurde.

Ecce pauper remanſit fiſcus noſter, ecce divitiae noſtrae ad eccleſias ſunt translatae, nulli penitus niſi ſoli epiſcopi regnant. Carl Martel.

Unter allen Völkern haben die Prieſter großen Einfluß in Staatsſachen gehabt, ja bey vielen waren ſie ſogar die Regenten und Geſetzgeber zugleich; allein ſie hatten auch dieſe Völker gebildet, und ihre Staaten gegründet.

Digitized by Google

Bey den Deutſchen waren auch die Prieſter zugleich die Geſetzgeber des Volks, aber nur jene, welche dem heydniſchen Gottesdienſte ſich gewidmet hatten; die chriſtlichen Prieſter mußten ſich erſt ihre Gewalt erwerben.

Schon Voltäre hat es bemerkt, daß bey Vermiſchung zweyer Nationen immer die aufgeklärtere und gebildetere in ſittlicher Hinſicht die Oberhand erhalten würde, wenn ſie auch in Waffen die beſiegte wäre. Dieſe Bemerkung findet man vorzüglich in der deutſchen Geſchichte beſtätigt. Obwohl die nordiſchen Völker die Römer beſiegt und die römiſchen Provinzen unter ſich vertheilt hatten, ſo nahmen ſie doch bald die Religion und Kultur ihrer Unterthanen an. Die Geiſtlichen und Biſchöfe waren größtentheils gebildete Leute, ſie hatten nebſt der Liebenswürdigkeit ihrer Religion noch die Vortheile der Kultur auf ihrer Seite. Die deutſchen Völker kannten weder Künſte noch Wiſſenſchaften, ja kaum die erſten Verſuche im Ackerbau. Die Geiſtlichen wurden bald ihre Lehrer, ihre Meiſter, ihre Muſter. So wuchs alſo ſchon ihre Macht durch Religion und die Wiſſenſchaften. Selbe wurde noch größer durch die Erwerbung von Gütern und Reichthümern.

Als die deutſchen Eroberer Beſitz von den Ländern nahmen, hatte derſelbe nur in ſo weit Werth für ſie, als er ihren alten Bedürfniſſen und Beſchäftigungen, der Jagd und die Viehzucht, diente. Dadurch blieben lange noch ganze Strecken Landes ungebaut und gleichſam ohne Werth. Die Geiſtlichen ließen ſich ſelbe ſchenken, und bauten ſie an. In kurzer Zeit ſahe man auf dieſe Weiſe ein Dritttheil der Nationalgüter in ihren Händen, und dieſer Dritttheil mit Früchten aller Art beſetzt.

Der Reichthum, welcher ſchon durch dieſen erſten Erwerb, der Geiſtlichkeit zufloß, wurde durch Ankauf

vermehrt. Da, beſonders die Klöſter, nicht alle ihre jährigen Produkte verzehren konnten, häuften ſich zu der Zeit bey ihnen die Kapitalien mehr, als bey jedem andern Stande. Sie konnten damit ſich neue Güter erkaufen, und ſelbe, weil ſie von ihren vorigen Beſitzern nicht hinlänglich bearbeitet und benutzt waren, auf die Hälfte im Ertrage erhöhen. So wuchs die Macht und der Reichthum ſchon unter den erſten fränkiſchen Königen auf eine ſolche Höhe, daß Karl Martel öffentlich ſagte: Siehe unſer Schatz iſt arm geblieben, unſre Reichthümer ſind auf die Kirchen übergegangen. Niemand, als die Geiſtlichen allein, regieren den Staat; unſer Anſehen, unſre Würde iſt zu Grunde gerichtet, und allein auf die Biſchöfe der Städte übertragen worden?

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie Kronen erhalten und verlohren werden.

Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumunt.

Tacitus.

Wir finden in der Geſchichte ordentliche und außerordentliche Beyſpiele, wie Fürſten zu ihren Kronen kommen. Die erſteren gründen ſich auf die einmal eingeführte Konſtitution eines Staates, und gehen entweder durch Wahl, wie im ehemaligen deutſchen Reiche und in Polen, oder durch Erbfolge, wie in den meiſten Reichen Europens vor; die letztern aber können nur durch eine Revolution, oder ſonſt außerordentliche Umſtände, herbeygeführt werden. Da wir von der erſten

Digitized by Google

Art täglich die Beiſpiele ſehen, und ſie auch in allen Reichsgeſetzen umſtändlich angegeben iſt, wollen wir nur von der letztern reden.

In dem noch rohen und bloß kriegeriſchen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jeder Staat auf beſtändige Anfälle fremder Horden gefaßt ſeyn muß, geſchieht das, wie der ſcharfſinnige Polybius bemerkt, unter den Menſchen, was wir bey andern Thieren bemerken, wenn ſie ſich vereinigen; denn es iſt in der Natur gegründet, daß die Thiere einerley Art ſich zuſammen thun. Derjenige, welcher entweder an Leibesſtärke, oder Gegenwart des Geiſtes, oder Tapferkeit die andern übertrifft, erhält nothwendig die Regierung und fürſtliche Gewalt. Da wir dies bey andern Thieren, welche nicht durch angenommene Meynungen, ſondern einen natürlichen Inſtinkt getrieben werden, bemerken; ſo müſſen wir mit Gewißheit glauben, daß eine ſolche Einrichtung ein Werk der Natur ſey. Denn auch unter den Thieren finden wir, daß die ſtärkſten, wie z. B. die Stiere, die Eber, die Truthanen und dergleichen, eine Art von fürſtlicher Gewalt ausüben. Es iſt darum glaublich, daß es auch anfänglich ſo unter den Menſchen üblich war, indem ſie nach der allgemeinen Gewohnheit der Thiere ſich zuſammenthun, und dem Tapferſten und Stärkſten folgen. Daher ſagt auch Tacitus von den Deutſchen: Ihre Könige nehmen ſie aus den Edlen, ihre Herzoge aus den Tapferſten.

Solange dieſe erſten Könige oder Fürſten ihre Gewalt durch Sorgfalt für das Volk beliebt; und durch Tapferkeit geachtet zu machen wiſſen, unterwirft ſich daſſelbe ihnen gern und willig, und ſie können die Krone nicht nur Zeitlebens für ſich behaupten, ſondern auch, wenn ſie klug ſind, auf ihre Nachkommen bringen; denn ihr

Andenken erbt ſich auch auf ihre Kinder fort, und man glaubt, daß ſo tapfere und vortreffliche Väter auch ihre Tugenden auf ihre Söhne fortpflanzen müßten. Indeſſen geſchieht bey dieſen öfters gerade das Gegentheil. Da ſie ohne Mühe und Anſtrengung ſogleich alle die Vortheile der Krone ererben, ſo erſchlappt in ihnen die väterliche Tugend und Sorgfalt; ſie überlaſſen ſich ihren Lüſten und der Schmeicheley, vernachläßigen das Volk und die Staatsgeſchäfte, und übergeben zuletzt das Heft der Regierung einem verſchmitzten Höflinge oder Miniſter, welcher in ihrem Namen den Staat verwaltet, und ſie bey dem Volke verhaßt macht.

Dieſe üble Staatsverwaltung kann in einem Reiche, wo einmal die erbliche Thronfolge geſetzlich eingeführt iſt, die übeln Folgen nicht haben, wie in ſolchen Staaten, wo die Ertheilung der Krone noch größtentheils von dem Volke abhängt; denn in den konſtituirten Erbreichen iſt das Vorurtheil für die einmal herrſchende Familie ſchon ſo heilig und ehrwürdig geworden, daß ohne den äußerſten Druck oder eine außerordentliche Revolution eine Verſtoßung nicht ſo leicht zu befürchten iſt: indeſſen giebt uns ſowohl die alte als neueſte Geſchichte Beyſpiele, wie auch ſelbſt bey ſolchen Verfaſſungen die regierenden Familien um ihre Kronen kommen, und klügere Männer ſich auf ihre Throne ſchwingen können. Eins der auffallendſten finden wir gleich in der erſten Epoche der deutſchen Geſchichte.

Bey der großen Völkerwanderung und Staatengründung im fünften Jahrhundert, glänzte Klodwig aus dem Stamme der Merovinger als einer der tapferſten und klügſten Könige der Deutſchen, und als Stifter des fränkiſchen Reichs. Er hatte die Römer in Gallien, die Allemannen in Deutſchland beſiegt; die Nation

ehrte ihn als einen Regenten, die Soldaten folgten ihm als ihrem Fürſten, und was ſich ſeiner Gewalt, ſey es unter den Großen oder ſeiner Familie, entgegenſetzen wollte, wußte er entweder durch Klugheit zum Schweigen zu bringen, oder durch das Schwert zu vertilgen. So hinterließ er die Krone ſeinen Söhnen.

Das Volk ehrte und liebte ſein Geſchlecht, und über ein Jahrhundert hat es deſſen Herrſchaft anerkannt. Die Merovinger erbten aber nicht die Tugenden und Tapferkeit ihrer Stammherren. Einige davon waren einfältige Frömmler, welche ſich von den Geiſtlichen leiten ließen, andere wurden von ihren Weibern regiert; und wenn zuweilen einer unter ihnen ſeiner fürſtlichen Gewalt Kraft geben wollte, geſchahe es mehr durch Liſt und Grauſamkeit, als Klugheit und Muth. Dadurch verfiel ihre Achtung bey den Soldaten, die Liebe bey der Nation, und die Ehrfurcht bey den Großen. Sie fühlten ſich endlich ſelbſt zu ſchwach, um den Zepter zu führen, und überließen die Staatsverwaltung den Majorn-Domus, welche zu gleicher Zeit an der Spitze der Staats- und Kriegsgeſchäfte ſtunden.

Dieſes war wohl der gefährlichſte Schritt, welchen ſie thun konnten, denn wenn auch zuvor ſchon ihr fürſtliches Anſehen geſunken war, ſo ſtund doch Keiner unter den Großen des Reichs an ihrer Seite, welcher die verlohrne Gunſt des Volkes an ſich ziehen konnte. Jetzt aber vergaß man über den Tugenden der Majorn-Domus das Andenken des Merovingiſchen Stammes; und dieſe wußten auch mit ſo vieler Klugheit das Volk zu gewinnen, daß endlich unter ihm der Wunſch rege wurde, eine veraltete Dynaſtie entthront, und einen Fürſten an ſeiner Spitze zu ſehen, welcher würdig wäre, eine tapfere Nation anzuführen. So wurde unter der Majorſchaft

Digitized by Google

Karl Martels der Grund zur Verſtoßung der Merovinger gelegt, und ſelbe unter jener ſeines Sohns ausgeführt.

In der Stimmung, worin damals die Franken gegen die regierende Familie waren, mußte Pipin der Kleine hauptſächlich auf zwey Dinge Rückſicht nehmen, wodurch er die Krone erlangen konnte, nämlich auf die Liebe der Soldaten und die Sanktion der Prieſter. Beydes zu erhalten, fand er die ſchönſte Gelegenheit. Erſtere wünſchten den Krieg, welcher ihre einzige Beſchäftigung war, und Pipin führte ſie von Sieg zu Sieg. Letztere, und vorzüglich die Päbſte, waren durch die Longobarden in Italien gedrängt. Er verſprach ihnen Schutz und Rettung. Nach ſolchen Vorbereitungen war es ihm ein Leichtes, einen ſchwachen, verachteten Prinzen vom Thron zu ſtoßen, und ſich deſſen Krone aufs Haupt ſetzen zu laſſen. Die Soldaten gaben dieſer Handlung ihren Beyfall, der Pabſt ſeinen Segen. So werden und fallen Könige.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Reich Karls des Großen.

In nomine Patris et Filii et spiritus sancti, Carolus serenissimus Augustus, a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator, romanum gubernans imperium, qui et misericordia Dei rex Francorum et Longobardorum.

Obwohl Karl der Große durch ſeine Siege den größten Theil von Europa ſich unterwürfig gemacht hatte, ſo bliebe er doch immer noch den alten germaniſchen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Grundſätzen getreu. Er wollte nicht unumſchränkt herrſchen; ſondern ſein Reich auf Freyheit und Ordnung gründen. Es war in Gauen oder Grafſchaften, in Herzogthümer oder Fürſtenthümer, und in Staaten oder Königreiche abgetheilt. Erſtere ſtunden unter den Herzogthümern, dieſe unter den Königreichen, und dieſe endlich unter einem gemeinſchaftlichen Kaiſerthume. Jedes dieſer Gauen, Herzogthümer und Königreiche hatte ſeine eigne Verwaltung, ſeine eigne Repräſentation, ſeine eignen Beamten, ſeine eigne Geſetzgebung; nur waren ſie alle in höchſter letzter Inſtanz dem occidentaliſchen Kaiſer unterworfen. Karl der Große ſahe die ganze Chriſtenheit als eine große Republik an, zuſammengeſetzt aus manchen Völkern und Reichen, aber vereint durch eine Religion, eine Kultur und ein Oberhaupt. In geiſtlichen Dingen ließ er dem Pabſte die erſte Würde, er aber wollte es in weltlichen ſeyn.

Ich finde in dieſer Anlage ſo viel Weisheit und Klugheit, daß ſie ewiges Muſter einer großen Föderation oder eines Kaiſerreiches ſeyn wird. Auch ſcheint in unſern Tagen der Kaiſer Napoleon dieſes Muſter vor Augen zu haben.

An dem Reiche Karls des Großen ſieht man, zu welcher Höhe ein ſeltener Geiſt eine Nation zu erheben weiß. Damal galten in Europa deutſche Geſetze, Sitten, Manieren, Sprache, und ſogar Wiſſenſchaften. Napoleon hat in unſern Tagen ein ähnliches Beyſpiel gegeben. Jetzt herrſchen franzöſiſche Geſetze, Sitten, Manieren, Sprache und Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Daß der Regierungswechſel von einem großen zu einem ſchwachen Fürſten meiſtens dem Staate gefährlich wird.

Wenn ein großer Regent ſeinem Nachfolger auch ſeinen Geiſt hinterlaſſen könnte, ſo wäre wohl die monarchiſche Verfaſſung die beſte unter allen: da aber auf einen ſtarken Fürſten meiſtens ein ſchwacher folgt, ſo bringt dieſer Regierungswechſel öfters große Nachtheile hervor; ja je größer der Monarch war, welcher regiert hat, deſto gefährlicher wird die Regierung ſeines Nachfolgers, wenn ſie nicht mit der namlichen Kraft erſcheint. Dieſes kann man nicht deutlicher ſehen, als bey der Regierung Ludwigs des Frommen. Dieſer Fürſt hatte alle Eigenſchaften eines guten Hausvaters, aber ſelten die eines guten Fürſten. Nachdem Karl der Große dem Reiche eine Stärke und einen Glanz gegeben hatte, wovon man in der Geſchichte der Deutſchen kein ähnliches Beyſpiel findet, folgte ihm Ludwig. Der Vater wußte die Feinde des Staats von Außen durch ſeine Siege, und von Innen durch die Größe ſeines Geiſtes im Zaume zu halten. Er ſtellte der Gewalt des Adels jene der Geiſtlichkeit entgegen; und indem er das Reich durch weiſe Geſetze ſicherte, klarte er das Volk durch Unterricht und Wiſſenſchaften auf. Der Sohn machte alle Springfedern, welche der Vater in die Regierungsmaſchine gelegt hatte, erſchlaffen. Im Aeußeren ſuchte er die Feinde des Reichs durch Geſchenke zu beſänftigen, anſtatt ſie mit Waffen zurückzutreiben. Im Innern wollte er durch Schmeicheleyen jede Parthey gewinnen, und machte ſie alle zu

ſeinen Feinden. Seine Geſetze waren ohne Kraft oder widerſprachen ſich ſelbſt; und indem er das Reich wie ſeine Familie regieren wollte, brachte er beyde in Unordnung. Die Großen maßten ſich aller Gewalt im Staate an, ſeine Söhne ergriffen gegen ihn die Waffen. Er wurde ſeiner Würde beraubt, mußte in einem Bußkleide die Fehler ſeiner Regierung bereuen, und ſtarb endlich, von ſeinen Kindern noch einmal verfolgt, als ein unglücklicher Vater und Fürſt.

Die Regierung eines jeden großen Monarchen trägt den Geiſt des Außerordentlichen an ſich. Dieſer ſpricht ſich in allen ſeinen öffentlichen Handlungen aus. Er demüthigt ſeine Nachbarn, reizt die Nachahmung der Großen, flößt dem Volke Ehrfurcht ein, und bringt in alles Ordnung und Leben. Der Mangel dieſer großen Vortheile, welche er dem Staate verſchafft, wird um ſo mehr gefühlt, wenn auf ihn ein ſchwacher Prinz folgt.

Die äußeren Feinde, welche bisher gedemüthigt waren, brechen mit neuer Rache hervor, die Großen dulden keinen Fürſten über ſich, welchen ſie nicht würdig halten zu regieren; das Volk verliert die Ehrfurcht und den Gehorſam, welchen ihm die vorige Regierung eingeflößt hatte, und das Ganze ſinkt um ſo mehr in Schwäche zurück, als es zuvor angeſpannt war. Wenn mehrere Regenten von gleich unbedeutendem Charakter auf einander folgen, bleibt der Staat wenigſtens in ſeinem gewöhnlichen Gange, und ſo bringt öfter die Gewohnheit das Gute hervor, woran es der Regierung gebricht. Wenn aber auf einen großen Regenten ein ſchwacher folgt, ſo entſteht gerade das Gegentheil, indem der Staat bisher in einer außerordentlichen Spannung gehalten wurde, welche, wenn ſie nachläßt, gar leicht die größte Verwirrung hervorbringen kann; denn eine jede Schnellkraft

Digitized by Google

wirkt Zerſtörung in einer Maſchine, wenn ihr dasjenige abgeht, was dem Ganzen Ordnung und Gegenwirkung giebt.

Dreyundzwanzigſtes Kapitel.

Daß, wenn ein Fürſt jedem gefallen will, er am Ende allen mißfallen müſſe.

Utilitati minus proſpiciens placere cuique intendit. Hinc libertates, hinc publica in privatos uſus distribuere ſuaſit, ac dum quod quisque petebat ut fieret, fecit, rempublicam penitus annullavit.

Nithard.

Man kann nicht jedem recht thun; ſagt ein gemeines Sprichwort. Seine Richtigkeit wird ſchon im gewöhnlichen Leben beſtätigt, wie vielmehr bey der Regierung eines Fürſten. Ein Staat iſt eine aus mehreren Rädern und Triebfedern zuſammengeſetzte Maſchine, wo eins in das andere eingreift, jedes ſeinen eignen Zweck und Tendenz hat, wo Leidenſchaften die Bewegung hervorbringen, aber eben darin ihre Güte an Tag legen muß, daß alle in ihren gehörigen Schranken gehalten werden. Aus dieſem folgt, daß ein Fürſt, wenn er gut regieren will, unmöglich allen, und zu gleicher Zeit gefallen könne: denn wenn er jedem nach ſeiner Laune und ſeinem beſonderen Intereſſe willfahren wollte, würde er endlich ſeine eigene Kraft lähmen, und der Anarchie offenes Feld laſſen. Ein kluger Fürſt muß nur jenes Syſtem für ſeine Regierung faſſen, was er dem allge-

meinen Beſten am zuträglichſten hält, und ſelbes, wenn es mit reifer Ueberlegung durchdacht iſt, mit Feſtigkeit und Beharrlichkeit durchführen, ohnbekümmert, ob es einzelnen Ständen oder Klaſſen ſeiner Untergebenen gefalle oder nicht. Die beſten und klügſten Regenten haben daher immer Feinde gehabt; aber der Beyfall der Beſſern und des größern Theils war ihnen Beweis, daß ſie gut regierten.

Die Geſchichte giebt uns kein auffallenderes Beyſpiel von den Nachtheilen der Allgefälligkeit, als die Regierung Ludwig's des Frommen. Er war gewiß einer der gutherzigſten und gegen jeden gefälligſten Fürſten; nichts deſtoweniger hat er den Staat nicht glücklich gemacht, und alles gegen ſich aufgebracht. Er wollte aus Menſchlichkeit den Krieg vermeiden, und gab dadurch ſein Reich den Einfällen der Normänner preis. Er wollte mit gleicher Liebe ſeine Kinder beglücken, und ſie ergriffen gegen ihn die Waffen. Er ſtiftete Kirchen und Klöſter, und die Geiſtlichen zwangen ihn zu einer ſchändlichen Kirchenbuße. Er beſchenkte die Großen und Vaſallen mit Lehen und Gütern, und dieſe bekämpften ihn unter den Fahnen ſeiner ausgearteten Söhne. Er wollte das Volk mit Gerechtigkeit und Güte regieren, und nie wurde es durch Fehden und Bürgerkriege mehr bedrückt. Er liebte ſeine Weiber, ſeine Brüder, ſeine Kinder, ſeine Unterthanen, und alle quälten ihn dafür bis zur Schande und Tod.

Nach ſeiner traurigen Regierung waren auch die klügſten Regenten nicht mehr im Stande, der Unordnung Einhalt zu thun. Ludwig hatte, wie ſein Vetter Nithard ausdrücklich ſagt, durch ſeine Allgefälligkeit das Reichsgut verſplittert, und indem er jedem, was er forderte, nicht abſchlagen konnte, das gemeine Weſen

Digitized by Google

zu Grunde gerichtet. Die Staatsgewalt kam in die Hände unruhiger Vaſallen. Der Heerbann war nicht mehr kräftig genug die äußeren, die Gerichte, die inneren Feinde zu zähmen. Die gemeine Freyheit war verſchwunden, und die Anarchie verwirrte das Reich auf viele Jahrhunderte hinaus. Auf dieſe Weiſe kann ein Regent auch mit dem beſten Willen ſich, ſeine Familie und ſein Reich unglücklich machen, wenn er jedem zu Gefallen regieren will.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie in einem Staate gleich bey der erſten Anlage der Partheygeiſt organiſirt werden kann.

In turbas et discordias pessimo cuique plurima vis: pax et quies bonis artibus indigent.
Tacitus.

Machiavelli und nach ihm Montesquieu behaupten nicht ohne Grund, daß in einem Staate ein gewiſſer Partheygeiſt obwalten müſſe, wenn die öffentliche Freyheit erhalten werden ſollte. In Rom beſtand er zwiſchen den Patriziern und Plebejern; in Athen zwiſchen dem Areopag und dem Volke; in England zwiſchen der Hof- und Landparthie. In allen freyen Verfaſſungen war er ſo zu ſagen konſtituirt; und darum eben, weil er durch die Geſetze ſanktionirt wurde, nicht gefährlich. Es giebt aber noch ein anderer, welcher nicht aus der Verfaſſung hervorgeht, und eben ſo lange dauert, als der konſtitu-

tionelle: allein, da er in den Geſetzen keinen Grund hat, die nachtheiligſten Folgen haben kann. Ein ſolcher wurde gleich bey der erſten Bildung des deutſchen Reichs zwiſchen den Sachſen und Franken, oder den Nord- und Süddeutſchen angepflanzt, und bis auf unſere Zeiten unterhalten. Er äußerte ſich in allen Epochen der deutſchen Geſchichte, und konnte weder durch harte Kriege, noch friedliche Annäherungen verſöhnt werden. Er hat die Anarchie von Innen, und die Schwäche gen Außen unterhalten. Er hat fremden und einheimiſchen Feinden der öffentlichen Ruhe Unterſtützung gegeben, und alle, auch die ſich widerſprechendſten Geſtalten angenommen, wenn ſie nur ſeinem Egoismus dienten.

Bekanntlich war ſchon vor Karl dem Großen der größere oder ſüdweſtliche Theil von Deutſchland dem fränkiſchen Zepter unterworfen. Nur Sachſen, oder der nördliche Theil lebte noch in ſeiner urſprünglichen Unabhängigkeit. Die fränkiſchen Könige hatten zwar demſelben einen Tribut abgefordert; aber erſt nach einem dreyſigjährigen Kriege gelang es Karl dem Großen, ihn dem Reiche einzuverleiben.

Durch einen ehrenvollen Frieden wurden die Sachſen freye Reichsbürger und Chriſten: allein weder Eid noch Taufe konnten den Haß erſticken, welcher durch die bisherigen Kriege in ihrem Herzen gegen die Franken erweckt worden war. Sie ſahen ſelbe immer noch als ihre Feinde und Unterdrücker an, und wenn auch nach dem Ausgange des karolingiſchen Stammes die Kaiſerkrone ſelbſt auf ihre Herzoge gekommen war, diente ſie mehr dazu, die Zwietracht zu erhalten, als zu dämpfen. Die übrigen Herzoge und Großen des Reichs ſtrebten jetzt nach eben der Unabhängigkeit, welche bisher die Sachſen behauptet hatten, und die ſächſiſchen Kaiſer mußten die

Digitized by Google

Macht der geiſtlichen Fürſten erheben, um damit jene der weltlichen zu balanziren.

Die Folgen dieſes Partheygeiſtes fühlte man nicht ſo ſtark, ſo lange die ſächſiſchen Fürſten den Zepter mit Kraft zu führen wußten, nur einzelne Empörungen beunruhigten ihre Regierung; als aber nach ihrem Abgange wieder Franken auf den Thron erhoben wurden, brach er mit neuer Wuth hervor. Zu der Zeit hatte ſich nämlich der Streit zwiſchen dem Haupte der Kirche und des Reichs entſponnen. Die Kaiſer waren aus dem fränkiſchen Geſchlecht, die Sachſen traten alſo auf die Seite der Päbſte. Nach eben ſo blutigen Kriegen als anarchiſchen Verwüſtungen mußte Heinrich IV. über die Alpen gehen, und den Pabſt um Verzeihung bitten. Die Sachſen hatten ihren Zweck erreicht. Sie hatten die fränkiſchen Kaiſer gedemüthigt, und den bürgerlichen Krieg in Deutſchland und Italien organiſirt.

Derſelbe dauerte unter der ſchwäbiſchen Dynaſtie mit noch größerer Verwirrung fort. Die Guelfen oder Sachſen waren die eifrigſten Vertheidiger der päbſtlichen Gewalt; und obwohl Friedrich der Rothbart das große ſächſiſche Herzogthum durch die Achtserklärung Heinrichs des Löwen geſprengt und geſchwächt hatte, ſo fand die ſächſiſche Parthey, wenn auch nicht in Deutſchland, doch in Italien, einen ſo mächtigen Anhang, daß ſie den tapfern Kaiſer unter die Füße, und den letzten ſeines Stammes, Konradin von Schwaben, auf das Blutgerüſt bringen konnte. Durch dieſe anhaltenden Ausbrüche des Partheygeiſtes verſank Deutſchland in eine förmliche Anarchie, und ſein Oberhaupt wurde fremden Geſetzen unterworfen.

Nach dem Abgange der ſchwäbiſchen Dynaſtie war Geſetzloſigkeit ſchon im Reiche rechtlich geworden. Nicht

nur die ſächſiſchen, ſondern alle Fürſten und Stände wollten jetzt weder ein gemeinſchaftliches Band noch Oberhaupt anerkennen. Ein jeder nahm und that, was er wollte; das Fauſtrecht war das einzige Recht im Reiche.

Die Kaiſer, welche nach dem großen Interregnum den Thron erſtiegen hatten, flößten den Sachſen zu wenig Mißtrauen ein, als daß unter ihrer Regierung der Partheygeiſt große Wirkung gehabt hätte. Die ſächſiſchen Fürſten waren dieſen Reichsoberhäuptern an Hausmacht gleich; ſie ließen ihnen alſo ohne beſondere Widerſprüche die Kaiſerkrone, welche durch die bisherigen Kämpfe ihre Kraft und Würde verlohren hatte. Als aber das Haus Oeſterreich auch das reiche Burgund, und die Kronen von Spanien und Neapolis ererbt hatte, fing der alte Sauerteig von neuem zu gähren an, und die Sachſen wurden jetzt eben ſo eifrige und gefährliche Feinde der öſterreichiſchen, als ehemals der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer.

Schon Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, drang bey der Wahl Karls V. auf eine deſſen Macht beſchränkende Wahlkapitulation; Johann Friedrich, ſein Nachfolger in der ſächſiſchen Kur, wurde das Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen denſelben: und als er bey Mühlberg geſchlagen, und ſeiner Würde entſetzt war, hinterging Moriz, der dieſe erhalten hatte, Karl V., und dankte ihm für den Kurhut durch einen neuen Bund, welcher ihm den Paſſauer Vertrag abnöthigte.

Ueber anderthalb Jahrhunderte kämpften nun die Sachſen, oder jetzt Proteſtanten, gegen die Oeſterreicher oder Katholiken, und es iſt ſonderbar, daß eben das Volk, was ſo lange die eifrigſte Stütze des Pabſtes war, um die Kaiſer der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtie zu demüthigen, nun eben ſo lange den päbſtlichen

Stuhl erſchütterte, um die Kaiſer von Oeſterreich zu bekämpfen.

Der weſtphäliſche Friede hatte die Ausbrüche des Partheygeiſtes aufgehoben, aber nicht unterdrückt. Statt der ſächſiſchen Fürſten des alten Herzogthums traten jetzt jene aus dem brandenburgiſchen Hauſe an die Spitze des nördlichen Deutſchlands, und der religiös-proteſtantiſche Krieg verwandelte ſich nun in einen politiſch-proteſtantiſchen. Friedrich II., ſeit Wittekind und Heinrich dem Löwen, der tapferſte und fürchterlichſte Feind der kaiſerlichen Dynaſtie, verſuchte alle bereits ſchon erſchlappten Springfedern des alten Proteſtantismus wieder zu erheben, ſo lange die fromme Marie Thereſe das kaiſerliche Anſehen mit ihrer Hausmacht unterſtützte; aber eben ſo wußte er die bereits morſchen Säulen der Hierarchie wieder zu unterſtützen, als Joſeph II. die Diöceſanrechte deutſcher Biſchöfe antaſten wollte.

In unſern Zeiten hat dieſer Partheygeiſt endlich das ganze Reich aufgelöſt. Das nördliche Deutſchland ließ lange Zeit das ſüdliche allein fechten, und ſuchte ſich bey dem Frieden in deſſen Verluſt zu theilen. Aber die Noth iſt auch über es gekommen, ohne daß es dadurch gewarnt worden wäre. Die Sachen mögen nun kommen wie ſie wollen, der Partheygeiſt wird auch künftig noch heimlich oder öffentlich in ſeiner Wirkung bleiben. Es waren Zeiten, wo er der Freyheit und Geſetzlichkeit große Dienſte geleiſtet hat; es waren aber auch Zeiten, wo er die deutſche Nation um alle Würde und Selbſtſtändigkeit brachte. Dieſe Zeitpunkte zu unterſcheiden, iſt die Pflicht eines großen Staatsmannes und weiſen Patrioten. Mißvergnügen erregen, und Unruhe anzetteln, können auch Narren und Böſewichter; das haben wir an ſo

Digitized by Google

vielen Schwärmern alter und neuer Zeiten geſehen; aber dem Geiſt eines Volkes die Richtung zu geben, welche das gemeine Beſte erheiſcht, verſtehen nur rechtſchaffene und kluge Anführer.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die deutſchen Staatsbeamten und Generäle endlich Landesherren wurden.

Uto comes obiit, qui permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturarum habuit, quasi haereditatem inter filios divisit.

Wittichind.

Wir haben geſehen, daß das deutſche Reich gleich bey ſeiner Entſtehung in Hundreden, Gauen und Herzogthümer abgetheilt, und über einen jeden dieſer kleinen oder größern Diſtrikte ein eigener Staatsbeamte geſetzt wurde. Sie hießen Centgrafen, Grafen, Herzoge, und wenn ſie auf der Grenze dienten, Markgrafen. Den Umfang ihres Amtes oder ihrer Gewalt finden wir in den Formeln des Markulfs und den Kapitularien angegeben: „Wir übertragen dir, heißt es, die Geſchäfte dieſer Grafſchaft, oder dieſes Herzogthums, auf daß du in demſelben auf Religion und Sittlichkeit wachen, alle darin Seßhafte nach ihren Geſetzen und Gewohnheiten richten, die Gefälle für unſern Schatz erheben, und, wenn Krieg vorhanden iſt, die Dienſtpflichtigen zum Heerbanne führen mögeſt.“ Der Graf oder Herzog war alſo Richter, Gefällverweſer, General und Oberaufſeher zugleich in ſeinem Diſtrikte; aber ihre Gewalt nichts

weniger als unbeſchränkt. Der König oder Kaiſer ſchickte zeitlich ſeine Sendgrafen in den verſchiedenen Grafſchaften herum, um aufzuſehen, ob die Grafen und Herzoge auch ihre Schuldigkeit thäten, und wenn einer gegen ſeine Pflichten gehandelt hatte, wurde er beſtraft, und ſeines Amtes entſetzt. Auch mußten die Biſchöfe auf das Betragen der Grafen, und die Grafen auf jenes der Biſchöfe aufmerken, und jeder Staatsbeamte kontrollirte den andern.

So lange der Heerbann und damit auch die kaiſerliche Würde in ihrer Kraft erhalten waren, wurden dieſe Aemter mit Pünktlichkeit verwaltet, und wir haben bis zu den Zeiten der ſchwäbiſchen Dynaſtie noch mehrere Beyſpiele, daß Grafen und Herzoge ihres Amtes entſetzt, und in die Acht erklärt wurden, weil ſie die Geſetze nicht handhaben wollten. Indeſſen war die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt in Einer Perſon doch zu gefährlich, als daß ſich nicht damit bald häufige Mißbräuche hätten einſchleichen ſollen. Der Graf oder Herzog fand Mittel genug, um ſein Anſehen oder Stammgut in dem Diſtrikte zu vermehren, worin er regierte. Das Volk gewöhnte ſich an ſein Haus und ſeine Familie; und wenn er im Frieden ſein Amt wohl verwaltete, im Kriege ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm die Uebertragung ſeiner Würde auch auf ſeine Nachkommen geſtattet. So geſchah es denn, daß die Stellen endlich als Erbgut angeſehen wurden, und die Grafſchaften oder Herzogthümer bald nicht mehr dem Reiche, ſondern nur gewiſſen Familien anzugehören ſchienen.

Dieſer Uebergang der Staatsgewalt auf einzelne Stämme geſchah aber nicht ſo geſchwind und allgemein; und war bey kleinen Diſtrikten als den Hundreden und Grafſchaften eher thunlich als bey den großen Herzog-

Digitized by Google

thümern. Wir finden daher ſchon unter der ſächſiſchen und fränkiſchen Dynaſtie eine Menge erblicher Grafſchaften, aber ſelten ein erbliches Herzogthum. Erſt unter der ſchwäbiſchen Dynaſtie bildete ſich im deutſchen Reiche jene unförmliche Menge von Grafſchaften, Markgrafſchaften, Herzogthümern und Fürſtenthümern, welche künftig die Territorialhoheit behaupteten.

Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: die Dynaſtien, welche eine Zeitlang eine Beamtenſtelle beſeſſen hatten, erweiterten anfänglich in dem Diſtrikte, worin ſie angeſtellt waren, ihre Hausmacht durch Erwerbung von Gütern, Lehen und Höfen; über dieſe erſtreckten ſie zu gleicher Zeit die Gewalt ihrer Stelle: und da der benachbarte Beamte ein Gleiches that, hoben ſie allbereits die Gewalt in den urſprünglichen Diſtriften auf, und zogen ſelbe als eine ererbte Familiengewalt auf ihre erworbenen Güter. Was alsdann noch von dem gemeinen Reichsgut übrig war, theilten ſie entweder durch Gewalt der Waffen, oder der Verträge. Dadurch verlohren die Grafſchaften bald ihren urſprünglichen Namen nach Gebürgen oder Flüſſen, und nahmen jene einer beſondern Familie oder eines Stammſchloſſes an. Dieſem zufolge hießen die Beamten nicht mehr Grafen von Thurgau, Nidgau, Wetterau ꝛc., ſondern Grafen von Wittgenſtein, Henneberg, Habsburg ꝛc., indem jetzt ihre Stelle nicht mehr auf ein Reichs- ſondern Stammgut gegründet war.

Dieſe Verwandlungen der Staatsämter in Familienämter oder Familienwürden gingen zuerſt mit den untern Stellen der Zentgrafen, Grafen und kleinen Fürſten vor; und wir finden ſie ſchon häufig unter der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtie. Die großen Aemter der Herzoge, Mark- und Pfalzgrafen waren aber zu wichtig, als daß

man damit eine ſolche Veränderung ſo leicht geſtattet hätte. Zwar hatten ſich ſchon einige mächtige Familien derſelben durch mehrere Generationen bemeiſtert; aber man ſah ſie immer noch als vorzügliche Reichsamter an, deren Beſetzung nur von dem Kaiſer abhangen ſollte. Durch die Achtserklärung Heinrichs des Löwen wurden die großen Herzogthümer in Sachſen und Bayern, durch den Ausgang der hohenſtaufiſchen Dynaſtie jene von Schwaben und Franken zerſplittert, und nun erſt wurden auch Herzogthümer wie Grafſchaften für immer auf Familien oder Kirchen übertragen. Dieſelben hatten aber nicht die Grenzen wie ehemals, ſondern wurden, wie die Grafſchaften nach der Erwerbung gebildet. So nannten ſich bis auf unſere Zeiten die Kurfürſten von Sachſen, von Bayern, von der Pfalz, von Kölln, und die Biſchöfe von Würzburg Herzoge in Sachſen, Bayern, Weſtphalen und Franken; allein ihre Herzogthümer waren nur Theile jener großen Diſtrikte, welche ehemals dieſen Namen trugen. Da alſo jetzt das Reichsgebiet und die Reichsgewalt auf einzelne Familien oder Kirchen gekommen war, ſo mußte Friedrich II. dieſe widergeſetzlichen Erwerbe geſetzlich machen, und denſelben die Landeshoheit darüber durch zwey Urkunden vom Jahre 1220 und 1232 geſtatten. Auf die Weiſe wurden die urſprünglichen Staatsbeamten und Generäle durch allmählige Erweiterung ihrer Herrſchaft Landesherren und unabhängige Fürſten.

Von den altgräflichen Familien finden ſich jetzt noch eine Menge unter den regierenden deutſchen Fürſten, aber von den altherzoglichen ſind nur noch vier übrig, nämlich die Oeſterreicher von Lothringen, die Braunſchweiger von Sachſen, die Heſſiſchen von Brabant, und die Badner von Zähringen her. Die Grafſchaften wurden namlich früher erblich als die Herzogthümer. Die alten

Herzoge ſind ausgeſtorben, oder entſetzt worden, indeſſen Grafen ihre Würden erhielten.

Von dieſem Uebergange eines Staatsamtes zur landesherrlichen Würde, giebt uns die alte Geſchichte wenig oder gar keine Beyſpiele. Wir wiſſen zwar, daß die Generäle Alexanders ſein Reich unter ſich getheilt, und als Könige regiert haben, auch die Triumviri und Imperatoren der Römer übten eine ſouveräne Gewalt aus; ſie haben ſich aber entweder von einander getrennt, oder gänzlich unabhängig gemacht. Allein die deutſchen Beamten und Generäle erkannten immer unter ſich eine allgemeine Reichsgewalt an, und blieben, obwohl ſie ſchon Landesherrn und ihre Würden erblich waren, nichts deſtoweniger dem Kaiſer und Reiche unterworfen. Dieſe Gewohnheit ſcheint der Kaiſer Napoleon ſeinem Föderativſyſtem beybehalten zu wollen. Obwohl er ſeine Verbündeten als ſouveräne Fürſten anerkennt, und mehrere ſeiner Generäle zu Fürſten gemacht hat, ſo ſoll doch unter ihnen ein allgemeines Band beſtehen, was ſie zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung zuſammenhält.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die gemeinen Bürger ſich ſelbſt um ihre Freyheit brachten?

Sunt enim qui dicunt, se esse homines Pipini aut Clodovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium dominorum suorum, quando alii pagenses in hostem pergere debent. Cap. an. 811.

Die meiſten Menſchen, welche in einem Staate leben, möchten wohl gerne die Rechte und Vortheile der Freyheit und des Bürgerrechts genießen; allein ſie ſuchen ſich auf alle Arten den Laſten und Pflichten zu entziehen, welche nothwendig mit der bürgerlichen Geſellſchaft verbunden ſind. Dadurch verlieren ſie aus kurzſichtiger Selbſtſucht über kurz oder lang diejenigen Vortheile ſelbſt, welche ſie zu erweitern ſuchten, und werden, da ſie zuvor frey und ſelbſtſtändige Bürger waren, Diener und Leibeigne mächtiger Herren. Schon die Geſchichte der alten Welt giebt davon warnende Beyſpiele. In den meiſten Republiken des Alterthums war es Geſetz, daß jeder Bürger im Falle der Noth auch Soldat ſeyn mußte; und je vornehmer und reicher einer war, deſto ehender war er zum Dienſte verpflichtet. Solange dieſes Geſetz aufrecht gehalten wurde, waren die Rechte des Ganzen, wie des Einzelnen, mächtig geſchützt, und weder ein Tyrann von Innen, noch ein Eroberer von Außen wagte es, die Unabhangigkeit und Freyheit des gemeinen Weſens anzutaſten. Als aber der Staat ſich durch Eroberungen ver-

größert, und der Gemeingeiſt nachgelaſſen hatte, ſuchte ſich ein Jeder, welcher die Ruhe und Gemächlichkeit liebte, dem Kriegsdienſte zu entziehen, und überließ die Vertheidigung des Staates gemietheten Soldaten. Dieſe ſchützten freylich noch eine Zeitlang die Republik gegen auswärtige Feinde. Da ſie aber ihre Anführer, welche mit ihnen die Gefahren theilten, nothwendig mehr achten mußten, als jene gemachlichen Magiſtrate, welche nur auf Ruheſeſſeln befehlen wollten, wichen die Geſetze der militäriſchen Macht. Die Anführer maßten ſich zuerſt aller Kriegs-, dann auch der Staatsgewalt an, und unterdrückten diejenigen Bürger, welche aus Gemächlichkeit die Waffen von ſich gegeben hatten, womit ſie ihre Freyheit behaupten ſollten.

Bey den Deutſchen finden wir bald die nämlichen Vorgänge. Nach ihren älteſten Verfaſſungen, welche Karl der Große ſo eifrig zu erhalten ſuchte, war jeder Freye verpflichtet, bey einer allgemeinen Landwehre im Heerbanne zu erſcheinen.

Nach einem Geſetze dieſes Kaiſers mußte ein Bürger, welcher vier Hufen Landes als freyes Eigenthum beſaß, im Felde dienen. Dagegen war er auch berechtigt, an der Geſetzgebung Theil zu nehmen, und keine anderen Geſetze und Richter zu erkennen, als welche er ſich ſelbſt gegeben hatte. Solange die Nation noch kriegeriſch war, entzog ſich einer nicht ſo leicht dieſer Pflicht, und die gemeine Freyheit wurde mächtig behauptet.

Indeſſen ſchlich ſich mit dem Beſitze eines Guts auch allbereits die Gemächlichkeit ein. Bey den vielen Kriegen, welche der erſten Karolinger Ehrgeitz unternommen hatte, wurde der Heerbannsdienſt äußerſt drückend und beſchwerlich. Die Heerbannspflichtigen mußten bald nach Sachſen, bald nach Spanien, bald nach Ungarn

ziehen, um die Feinde zurück zu ſchlagen. Karl gab daher ein anderes Geſetz, worin nach den verſchiedenen Ländern, wo Krieg geführt wurde, auch die nachſtgelegenen Wehren zum Heerbanne ziehen mußten. Die entfernteren blieben in Ruhe. Bey allen dieſen Milderungen fieng der Dienſt an, verhaßt zu werden, und ein Jeder ſuchte irgend einen Vorwand hervor, wodurch er ſich demſelben entziehen konnte.

Darunter finden wir beſonders zwey, deren ſich die Dienſtmüden bedienten. Der erſte war, daß ſie ſagten: ſie ſeyen Lehnleute irgend eines Herrn geworden, und zögen alſo unter deſſen Gefolg in den Krieg, da die andern Bürger im Heerbanne dienen mußten; der andere, daß ſie ſich als Lehnleute einer Kirche angaben, und alſo auch der Kirchenfreyheit theilhaftig ſeyn wollten.

Karl der Große, welcher die Mißbräuche dieſer Vorwände bemerkte, gab ſcharfe Geſetze dagegen, und ſo lange er lebte, blieb der Heerbann in ſeiner Kraft; da aber unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern die Lehnleute täglich mächtiger wurden, ſo ergaben ſich die meiſten Freyen theils freywillig, theils gezwungen unter den Schutz der Gewaltigen oder Kirchen, und das Alliodialgut wurde faſt durchgängig in Lehengut verwandelt. Wir finden in der deutſchen Geſchichte häufige Beyſpiele, daß ſich über mehrere Tauſend freyer Wehren auf die Weiſe als Lehnleute auftrugen.

Mit dieſer Gewohnheit verfiel der Heerbann, und folglich auch die gemeine Freyheit gänzlich. Die Lehnleute wurden bald als die einzigen brauchbaren Soldaten angeſehen, der gemeine Bürger aus den Verſammlungen des Volkes, und von den Gerichten der Gemeinden verdrängt; große Vaſallen und mächtige Biſchöffe erhielten die ganze Staatsgewalt. Es gab faſt nur zwey Klaſſen

Digitized by Google

von Menſchen im Staate; Lehnleute, welche unterdrückten; und Leibeigne, welche unterdrückt wurden.

Aus dieſem folgt, daß in allen Freyſtaaten die Bürger auch zugleich Krieger ſeyn müſſen, und daß, ſobald ſelbe die Waffen nicht mehr tragen wollen, ſie auch auf ihre Freyheit verzichten müſſen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Biſchöffe und Aebte Landesherren wurden.

Duces metropolitanis, comites episcopis, centenarii parochis comparantur.

Walafried.

Die geiſtlichen Vorſteher gingen mit den weltlichen bey Erweiterung ihrer Macht in gleichen Schritten. Wie die Herzoge und Grafen die Bruchſtücke ihres Gebiets auf ihre Familien brachten, ſo ſuchten die Biſchöffe und Aebte ihre geiſtlichen Sprengel als Herrſchaft ihrer Kirche einzuverleiben. Sie hatten zwar nicht die Gewalt der Waffen, aber, was zu dieſer Zeit wohl mehr wirkte, die Gewalt der Meynungen auf ihrer Seite; und wenn die weltlichen Fürſten durch Fehde gewannen, ſo bereicherten ſich die geiſtlichen durch Stiftungen und Vermächtniſſe.

Schon vor Karl hatte ſich die Kirche große Reichthümer und Macht erworben, und Karl Martel klagt öffentlich, daß das Reichsgut und die Reichsgewalt größtentheils in den Händen der Biſchöffe ſey; bey allem dem aber waren ſie noch immer in weltlichen Dingen den Grafen unterworfen, und mußten als Reichsbürger ſo

gut, wie jeder Andere, durch ihre Leute im Heerbanne dienen. Erſt zu der Zeit, als die alten Grafſchaften und Herzogthümer in Verfall kamen, erſchienen die Biſchöffe und Aebte als Reichsfürſten, und Friedrich II. beurkundete ihre Landeshoheit, wie jene der weltlichen Fürſten.

Wenn man auf den Urſprung der Landeshoheit zurückgeht, ſo wird man finden, daß die geiſtlichen Fürſten ihre Herrſchaften auf eine weit geſetzlichere Art erworben haben, als die weltlichen. Sie erhielten ſie entweder durch freywillige Schenkungen der Kaiſer und der Bürger, oder durch einen gemeinnützigen Anbau wüſter Ländereyen. Dieſer Geiſt der Geſetzlichkeit wurde auch noch nach der Zeit bey den Hochſtiftern und Klöſtern erhalten; und obwohl ſie in Erweiterung ihrer Macht nicht weniger beſorgt waren, als die weltlichen Fürſten, ſo brachte es doch ihr Stand mit, ſich mehr der Künſte des Friedens als des Krieges zu bedienen; daher finden wir, daß die geiſtlichen Staaten bis auf unſere Zeiten immer die Geſetze in Anſpruch genommen haben. Wir werden in der Zukunft noch Gelegenheit finden, über ihre Verfaſſungen zu reden; hier ſollte nur gezeigt werden, wie ſie zugleich mit den weltlichen Fürſten zur Landeshoheit gekommen ſind.

Digitized by Google

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Daß es gut iſt, wenn ein Staat Nationalgüter hat.

Mos est civitatibus, ultro ac viritim conferre principibus, quod pro honore acceptum, etiam neccessitatibus subvenit. Tacitus.

Schon bey einigen Staaten und Republiken des Alterthums finden wir gewiſſe Güter und Gefälle zu einem allgemeinen Zwecke beſtimmt. So wurde bei den Juden der Zunft Levi der Zehnte aller anderer Zunftdiſtrikte zum Unterhalte angewieſen, in Aegypten hatte der Prieſter- und Soldatenſtand ſeine eignen Güter, ja ſelbſt unter den Griechen und Römern waren einige Domänen den Königen oder dem Staate vorbehalten: aber bey keinem Volke waren Nationalgüter ſo frühe und eigenſt mit dem Staate verflochten, als bey den Deutſchen. Wir haben geſehen, daß ihre ganze Verfaſſung auf Landeigenthum gegründet war; dieſem gemäß wurde auch das Nationalgut auf Grund und Boden angelegt. Davon erhielten die Könige einen Theil unter dem Namen Domänen oder Krongüter, die Geiſtlichen einen unter dem Namen Kirchengüter, und die Vaſallen einen unter dem Namen Lehngüter, zu ihrer Benutzung, aber unter der Bedingung, daß ſie ſelbe ohne den Willen der Nation weder verſchenken noch veräußern konnten. Sie blieben im ſtrengſten Sinne Nationalgüter.

Man hat bisher aus übertriebenem Haſſe gegen die Perſonen oder Stände, welchen ſie gewidmet waren,

behaupten wollen, daß ſie weniger benutzt und angebaut wären, als jene, welche einzelne Bürger als Eigenthum beſitzen. Dieſe Behauptung mag einigen Grund haben, wenn wir annehmen, daß Bevölkerung der einzige Zweck eines Staates ſey. Da aber nicht ſowohl die Anzahl, als der Wohlſtand der Bürger die Güte eines Staats beſtimmen kann, ſo glaube ich, daß, wo Nationalgüter in einem Staate eingeführt ſind, ſowohl das Ganze, als das Einzelne viel beſſer beſtellt ſeyen, als wo alles Landeigenthum unter die Bürger vertheilt iſt, und der Staat allein durch Beyträge und einen öffentlichen Schatz erhalten werden muß. Wir können dies nicht beſſer darthun, als aus der Geſchichte ſelbſt.

In den deutſchen Verfaſſungen waren dem Könige gewiſſe Domänen angewieſen, wovon er ſeinen Hofſtaat unterhalten mußte. Dadurch ſchon war er in ſeinem Aufwande ſo beſchränkt, daß er weder durch Prachtliebe, noch Ueppigkeit, noch Verſchwendung, das Volk mit neuen Laſten beſchweren konnte. Wollte er daher ſeinen Aufwand vergrößern, ſo war er gezwungen, ſeine Höfe und königlichen Güter beſſer anbauen zu laſſen, und auf die Verwaltung derſelben zu wachen. Dadurch wurde eine gewiſſe kluge Sparſamkeit unter den Fürſten erhalten, die Güter wohl beſtellt, und das Volk konnte nicht mit neuen Laſten bedrückt werden. Daher finden wir, daß Regenten ſich eben ſo pünktlich der Verwaltung ihrer Krongüter als des Staats unterzogen haben. Jeder, welcher die Geſchichte Karls des Großen, Alfreds und Ludwigs des Heiligen lieſt, wird nicht weniger ihre Anſtalten für ihre Domänen, als ihre Reiche bewundern.

Eben ſo ging es auch mit den Lehngütern. Sie waren urſprünglich allein dazu beſtimmt, diejenigen Tapfern zu belohnen, welche ſich in Vertheidigung des

Vaterlandes ausgezeichnet hatten. Man könnte ſagen, ſie ſeyen vorzüglich zur Bildung und Belohnung der Offiziere angelegt geweſen. Nach den deutſchen Geſetzen mußte, wie wir bereits geſehen haben, jeder Bürger, welcher vier Morgen Alliodialgut beſaß, zum Heerbanne ziehen. Dieſe Pflicht war öfters ſehr beſchwerlich, und der Kriegsſtand würde durch dieſe Einrichtung wenig Antrieb erhalten haben; es mußte daher noch eine andere Anſtalt getroffen werden, wodurch vorzügliche Kämpfer und Anführer gebildet werden konnten; und das waren die Lehen. Ein Jeder, welcher ſich im Felde ausgezeichnet hatte, wurde mit beſondern Gütern belohnt; und die Ehre, welche damit verbunden war, diente als ein neuer Sporn zu tapfern Thaten.

So lange dieſe Lehen nicht erblich waren, hatten ſie eine wohlthätige Wirkung, ſowohl aufs Ganze als Einzelne. Der Staat hatte dadurch ein ſtets rüſtiges Korps tapferer Krieger und Anführer; der Aufwand, welchen der Krieg nothwendig machte, konnte die Nation nicht drücken, weil jeder Soldat ſich ſelbſt verköſtigen mußte; und wollte der Lehnmann größere Vortheile von ſeinem Lehngute ziehen, ſo war er gezwungen, auf deſſen Verbeſſerung und Anbau zu wachen. Die Lehen hatten alſo urſprünglich einen guten Zweck. Ihr Mißbrauch entſprang daher, daß der Erblichkeit derſelben nicht durch die Geſetze zuvorgekommen war.

Der nämliche Fall war mit dem Kirchengute. Es iſt bekannt, daß wir den Geiſtlichen den Anbau eines großen Theils von Deutſchland und anderer Länder zu verdanken haben, und wenn auch nach der Hand der Ueberfluß eine gewiſſe Trägheit unter dieſem Stande hervorgebracht hatte, ſo waren doch ihre Höfe und Güter jederzeit in einem guten Stande erhalten; ja bey einigen

Digitized by Google

Gütern, deren Anbau Vorſchuß und Aufwand erfordert, z. B. bey Weinbergen, trug der Ueberfluß eben dazu bey, daß ſie deſto beſſer gepflegt werden konnten; denn der einzelne Bürger, welcher von ſeinen Weingärten leben muß, iſt nicht ſo im Stande, den gehörigen Dünger aufzubringen, oder die Verſuche zu machen, wie eine Korporation, welche mehrere Güter beſitzt, und die Zeiten abwarten kann. Im Uebrigen tritt bey Korporationen der nämliche Fall ein, wie bey reichen Landbeſitzern, ſie verpachten einen großen Theil ihrer Güter, wo alſo der Pächter nicht weniger auf einen beſſern Anbau denken muß, wie der einzelne Beſitzer; und folglich jener die allgemeine Kultur des Bodens eben ſo befördert, wie dieſer.

Die geiſtlichen Güter hatten aber noch einen weit wohlthätigern Zweck für das Ganze, als die Domänen und Lehen: ſie waren urſprünglich den Geiſtlichen angewieſen, nicht nur, weil dieſe als Diener der Religion die allgemeine Sittlichkeit befördern ſollten, ſondern weil ihnen damit auch zu gleicher Zeit die Erziehung der Völker anvertraut war. Man hat daher alle diejenigen Stiftungen als heilig und geiſtlich angeſehen, welche entweder der Bildung oder Heilung der Menſchen dienen ſollten, als Kirchen, Schulen, Univerſitäten, Hoſpitäler, Armenhäuſer, Arbeitshäuſer, kurz alle Anſtalten deren Zweck eine wohlthätige Urſache (pia causa) zum Grunde hatte. Dieſen Zweck hat man ſelbſt zur Zeit der Reformation nicht außer Augen gelaſſen. Obwohl in dem Sturme der Religionskriege eine Menge Gewaltthaten von allen Seiten verübt wurden, ſo hat man doch die Kirchengüter und andere Stiftungen ad pias causas unangetaſtet gelaſſen. Man hat ſie nur zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückgeführt. Von den Gütern der

Stifter und Klöſter wurden Schulen, Univerſitäten, Hoſpitäler und andere gemeinnützige Anſtalten errichtet. Das Nationalgut blieb ſicher, nur wurde ſeine abgenutzte oder unnütze Verwendung verbeſſert.

In unſern Zeiten hat man dieſen Gegenſtand aus einem ſehr unrichtigen Geſichtspunkte betrachtet. Man hat dieſe Güter als ein unrechtmäßig erworbenes Eigenthum fauler Pfaffen und unnützer Müßiggänger angeſehen. Man hat ſelbe zuerſt eingezogen, dann an Menſchen verſplittert, welche viel ſchädlicher als jene waren. Wucherer und falſche Spieler, niedrige Höflinge und Mätreſſen, reiche Praſſer und ſchlechte Landesverräther, haben einen großen Theil dieſer Güter erworben, welche doch urſprünglich zur Erziehung der Jugend, zur Heilung der Kranken, zur Stütze der Armen und zur Erhaltung der Sittlichkeit und Ehre Gottes geſtiftet waren.

Durch dieſe verkehrte Verwendung des Nationaleigenthums iſt ſowohl dem Staate, als dem Einzelnen großer Schaden geſchehen. Der Staat muß nun die Koſten der Verwaltung durch drückende und unerhörte Abgaben oder eben ſo läſtige Schulden herbeyſchaffen. Die Armen werden zahlreicher, die Kriege und Kriegslaſten häufiger, und da jetzt jeder Staatsbeamte ſeinen Unterhalt allein aus der Staatskaſſe zieht, der Eifer für das allgemeine Wohl kalter. Auch jeder einzelne Bürger muß, im Ganzen genommen, mehr oder weniger dadurch leiden. Der Bauer iſt nur von einem reichen Pachtherrn zu einem anderen übergegangen. Der Handwerker hat viele ſeiner Kunden verlohren, der Künſtler findet keine Kenner und Bezahler ſeiner Werke mehr; der Handelsſtand iſt mit einer ſo ungeheuern Menge von brodloſen Menſchen überſchwemmt, daß, da jeder handeln will, keiner mehr etwas verdienen kann, und die

Staatsdiener ſind mit ſo willkührlichen Bedingniſſen an die Staatskaſſe gebunden, daß ſie entweder blinde Werkzeuge ihrer Herren, oder feile Diener des öffentlichen Wohls werden müſſen. Sonſt fand jedes Genie, jeder Bedrängte, Unterſtützung an dem allgemeinen Nationalfond; jetzt bleiben ihnen nur zwey Wege offen, der harte des Kriegs, oder der ſchlüpferige des Betrugs.

Seit einiger Zeit iſt man von den zerſtörenden Maximen einer übelgerathenen Revolution wieder zu den vernünftigen Grundſätzen der Klugheit und Gerechtigkeit zurückgekommen. Viele edle deutſche Fürſten, und vorzüglich der Herr Fürſt Primas, der König von Bayern und der Großherzog von Baden, haben die ihnen durch die Säkulariſation zugefallenen Kirchengüter, ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß wieder zu frommen und nützlichen Anſtalten verwendet, und der Kaiſer Napoleon ſuchte das noch nicht verſchleuderte Nationalgut zu ähnlichen Zwecken entweder zu unterhalten, oder neues zu gründen. Er gab den öffentlichen Schulen und Hoſpitälern viele ihrer Güter wieder. Er geſtattete den Kirchen, neue Fonds zu erwerben. Er wies der Ehrenlegion und dem Senate beſondere Ländereyen an. Der Kaiſer Alexander gab in dieſer wichtigen Sache ein ganz neues Beyſpiel. Er erhielt nicht nur die bereits ad pias causas geſtifteten Anſtalten, ſondern er gründete deren neue, und beſchenkte ſie mit Gütern und Einkünften.

Ueberhaupt iſt es gut, wenn die Erhaltung gewiſſer Anſtalten, beſonders jener, welche man ad pias causas geſtiftete neunt, nicht von der allgemeinen Staatskaſſe abhängt. Wenn die Regierung über alle Einkünfte zu gebiethen hat, können oft Fälle eintreten, wo ſie ſelbe auch nach ihren einſeitigen Zwecken verwendet; und ſo laufen auch die edelſten Stiftungen Gefahr, zu Grunde

zu gehen. Wenn aber dieſe Stiftungen durch einen eignen, von der Staatskaſſe unabhängigen Fond erhalten werden, trotzen ſie auch den gefahrvollſten Zeiten, und die gerechte Sache erhält durch ſie viele tauſend Stimmen mehr, welche geſchwiegen hätten, wenn ſie im Solde der Regierung geſtanden hätten.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie in Deutſchland Kurfürſten, und wie die deutſche Kaiſerwürde wahlbar wurde.

De majoribus rebus-principes consultant de minoribus omnes. Tacitus.

In allen Reichen, welche die deutſchen Völker in Europa ſtifteten, war die höchſte Würde im Staate urſprünglich wahlbar. Nur die Anhänglichkeit an eine glänzende Herrſcherfamilie, und die Furcht vor bürgerlichen Kriegen, bey künftigen Wahlen, führte nach der Hand die Erbfolge der Kronen faſt in allen Staaten Europens ein. Deutſchland und Pohlen allein blieben Wahlreiche, daher auch ihre äußere Schwäche. Solange Karolinger lebten, erhielte das Andenken an den Stifter dieſer Kaiſerdynaſtie immer noch die Kaiſerkrone bey ihrem Hauſe. Auch bey den folgenden Dynaſtien der Sachſen, Franken und Schwaben, wurde nicht ſo leicht der Sohn oder Enkel des vorigen Regenten übergangen. Da aber keiner dieſer deutſchen Kaiſerfamilien lange genug den Thron beſeſſen hatte, um ihn endlich erblich zu machen, ſo übte

die Nation, wenigſtens bey ihrem Abgange, immer noch ihr altes Wahlrecht aus.

Dieſes Recht ſchien aber dem Volke endlich ſelbſt beſchwerlich geworden zu ſeyn; denn die letzte Wahl, wo noch alle deutſchen Stimmen Theil nahmen, war jene Konrads des Saliers, wo, wie Wippo ſagt, zwiſchen Maynz und Worms, ſo zu ſagen, die Eingeweide des Reichs verſammelt waren; aber auch hier bemerkt man ſchon einen vorzüglichen Einfluß der erſten Biſchöffe und Herzoge der deutſchen Nation. Bey den folgenden Wahlen verliert ſich allmählich die Nation, und überläßt das Wahlrecht allein ihren geiſtlichen und weltlichen Vorſtehern, ſo daß wir ſchon unter der ſächſiſchen Dynaſtie vorzügliche Wahlfürſten antreffen. Es war nämlich in der damaligen Verfaſſung ſchon gegründet, daß diejenigen Großen, welche ſowohl im Geiſtlichen als Weltlichen die erſte Würde erhalten, oder bereits erblich gemacht hatten, nun ſich auch vorzüglich das Recht den Kaiſer zu wählen, übertragen ließen; und dieſe konnten keine andere ſeyn, als die drey Erzbiſchöffe von Maynz, Trier und Kölln, als welche bereits ſchon Erzkanzler waren, und die vorzüglichſten Herzoge und Grafen, als welche, nach dem Kaiſer, die meiſte Gewalt hatten.

Was aber das Wahlrecht in Deutſchland mehr als in jedem andern Reiche erhalten mußte, war die mit ihm verbundene Kaiſerkrone. Dadurch kamen die deutſchen Regenten mit den Päbſten und italieniſchen Städten in Kolliſion, und da die deutſchen Fürſten bereits ſelbſt ſchon zu mächtig waren, um ſich die Erbfolge vorſchreiben zu laſſen, ſo hatte eine jede Dynaſtie, und wenn ſie noch ſo klug und tapfer war, einen beſtändigen Feind in ihrem eignen Gebiete.

Digitized by Google

Rudolph von Habsburg hatte nach einer langen Anarchie zuerſt wieder das Mittel gefunden, Deutſchland zu einer ſelbſtſtändigen Nation zu erheben. Er gab Italien auf, und erhob den dritten Stand, oder die Reichsſtädte, über die Ariſtokratie der Vaſallen. Allein die Territorialhoheit und Kurfürſtenwürde war ſchon zu feſt gegründet, als daß er ſeinen Plan ausführen konnte. Er und ſeine Nachfolger machten es daher, wie alle Mächtige deutſcher Nation; ſie vergrößerten auf Unkoſten des Reichs ihre Familie, und ließen Deutſchland ſchwächen und ſchänden, wenn ſie nur dabey gewinnen konnten.

Dreyßigſtes Kapitel.

Von den Reichsſtädten.

Ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit.

Witich.

Mitten unter dem Drucke ariſtokratiſcher Vaſallen erhob ſich die gemeine Freyheit wieder in den Reichsſtädten. Schon mit den in Deutſchland von den Römern angelegten Kaſtellen wurden zu gleicher Zeit Munizipalitäten gegründet, welche auch während den Stürmen der Völkerwanderung nicht ganz zu Grunde gingen; ſo waren Maynz, Trier, Kölln, Straßburg, Worms, Speyer ꝛc. ſchon frühe Hauptſtädte des Reichs. Unter den Karolingiſchen Kaiſern ſind dergleichen mehrere auch dieſſeits des Rheins erbauet worden; aber kein deutſcher Fürſt hat ſich um deren Aufnahme mehr verdient gemacht,

Digitized by Google

als Heinrich der Finkler. Um der heranwachſenden Macht der Geiſtlichkeit und des Adels das Gleichgewicht zu halten, vermogte er viele Landritter zur Anſiedelung in Städten, und gab denſelben vorzügliche Freyheiten und Privilegien. Nach dieſem wohlthätigen Verfügen flüchtete alles, was Ruhe und Freyheit ſuchte, hinter die Ringmauern der Städte, und das gemeine Volk fand da wieder einen Zufluchtsort gegen den Druck und die Verfolgungen mächtiger Vaſallen.

Als nach der Hand ſowohl geiſtliche als weltliche Fürſten die Landeshoheit erworben hatten, ſtrebten auch die vornehmſten Städte des Reichs nach ähnlichen Vorzügen; ſie traten als Stände mit faſt ähnlichen Rechten, in allen wichtigen Angelegenheiten des Reichs auf. Voltaire, Hume, Robertſon, Herder und alle große Geſchichtſchreiber neuerer Zeiten ſind darin einſtimmig, daß die Städte nicht nur auf die Verfaſſung, ſondern auf die ganze Kultur Europens die wohlthätigſten Einflüſſe gehabt haben.

„Die Städte, ſagt Herder, ſind in Europa gleichſam ſtehende Heerlager der Kultur, Werkſtätten des Fleißes, und der Anfang einer beſſern Staatshaushaltung geworden, ohne welche dies Land noch lange eine Wüſte geblieben wäre. Sie wurden, mit ſtarken Wällen und Bollwerken umgeben, die Vormauern gegen den Andrang der Barbaren, Freyſtätten der Menſchen, des Handels, der Künſte und Gewerbe. Ewiger Dank den großen Männern, welche ſie errichteten, begabten und beſchirmten: denn mit ihnen gründeten ſich Verfaſſungen, die dem erſten Hauch eines Gemeingeiſtes Raum gaben; es ſchufen ſich ariſtokratiſch-demokratiſche Körper, deren Glieder gegeneinander und übereinander wachten, ſich oft befeindeten und bekämpften, eben dadurch aber

gemeinſchaftliche Sicherheit, wetteifernden Fleiß und ein fortgehendes Streben nicht anders als befördern konnten. Innerhalb der Mauer einer Stadt, war auf einem kleinen Raume alles zuſammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitſamkeit, Bürgerfreyheit, Haushaltung, Polizey und Ordnung wecken und geſtalten konnte. Die Geſetze dieſer Städte ſind Muſter bürgerlicher Weisheit geworden. Edle und Gemeine genoſſen durch ſie des erſten Namens gemeinſchaftlicher Freyheit, des Bürgerrechts."

„Nicht zufrieden, den Wohlſtand ihres eignen Gebietes erhoben zu haben, knüpften ſie auch bald ſolche Bündniſſe, ja zuletzt ſogar einen Handelsverein zuſammen, der ſich über alle Lander und Meere erſtreckte. Es war vielleicht der wirkſamſte Bund zur Verfeinerung des geſellſchaftlichen Lebens. Er hat die Staaten mehr zu einem Gemeingeiſte getrieben, als alle Heldenzüge und Gebräuche; denn er ging über Religions- und Nationalunterſchiede hinaus, und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenſeitigen Nutzen, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung. Dieſe Städte haben vollführt, was Regenten, Edle und Prieſter nicht vollführen konnten und mogten. Sie ſchufen ein gemeinſchaftlich wirkendes Europa."

Wenn man in der neuen Geſchichte den Geiſt der alten Republiken wieder finden will, muß man ihn in den Jahrbüchern und Chroniken der Reichsſtadte aufſuchen. Eben die Abtheilung der Bürger in Zünfte oder Kirchſpiele, eben die Strittigkeiten zwiſchen Patriziern und Plebejern, eben die kluge Verwaltung durch Bürgermeiſter und Senate, eben die ſtandhafte Vertheidigung gegen äußere und innere Feinde, eben die großen Beyſpiele von Muth und öffentlicher Theilnahme, eben der

Eifer in aller Kunſt und Wiſſenſchaft, wie bey den Alten. Die Geſchichte der Griechen und Römer wird darum nur merkwürdiger, als jene der Reichsſtädte, weil erſtere die Meiſter aller Künſte, dieſe die Eroberer des ganzen Erdkreiſes wurden. Wenn man aber die Beſtrebungen der italieniſchen Städte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, die Verfaſſungen von Hamburg, Venedig, Bern und Florenz, die Verhandlungen des Rheiniſchen und Hanſebundes, die Kämpfe der Schweizer und Holländer für ihre Freyheit, die Seezüge Venedigs gegen die Türken, und Lübecks unter dem Bürgermeiſter Wullenweber beherzigt, ſo glaubt man wieder in den Zeiten der Alten zu leben.

Die Häupter der franzöſiſchen Revolution wollten den Geiſt der griechiſchen und römiſchen Republiken auf das franzöſiſche Reich pfropfen. Sie bedachten aber nicht, daß er nur in dem engen Bezirke einer Stadt oder eines Kantons beſtehen könne. Sobald die Römer ihr Gebieth über Italien und Griechenland ausgebreitet hatten, war der Geiſt der Republik verloren. Nur in den Reichsſtädten war er wieder auferwacht, und deſto wohlthätiger, weil er, nicht wie in Griechenland und Rom, unumſchrankt in alle Gewaltthaten eines unbandigen oder herrſchſüchtigen Volkes ausarten, ſondern durch Unterwerfung unter eine höhere Reichsgewalt nur für Kunſtfleiß, Geſetzlichkeit und Freyheit wirkſam ſeyn konnte.

Der Republikanismus der Reichsſtädte gab dem harten Soldatengeiſte des Adels und dem Inquiſitionsgeiſte der Geiſtlichen eine ſo glückliche Mäßigung, daß beyde Stände, wenn ſie ihr Anſehen erhalten wollten, nur ihrer Beſtimmung gemäß, wohlthatig für das Ganze wirken mußten.

Digitized by Google

Einunddreyßigſtes Kapitel.

Von dem Städte- oder Hanſebund.

Dabey ſoll man ſonderlich wiſſen, daß wir eigentlich beredt und verdingt haben, daß eine jede Stadt, jeglich Land, jeglich Dorf, jeglicher Hof, ſo jemand zugehört, der in dieſer Bündniß iſt, bey ihren Gerichten, bey ihren Freyheiten, bey ihren Handfeſtenen, bey ihren Rechten und bey ihren guten Gewohnheiten gänzlich bleiben, als ſie es uns (usque huc) hergebracht und geführt haben; ſo daß niemand den andern daran kränken noch ſäumen ſoll.

Zuger Bundbrief 1352.

Der Hanſebund iſt eine der merkwürdigſten Begebenheiten der Weltgeſchichte. Er ſchränkte ſich nicht allein auf einen oder mehrere Staaten ein, ſondern er dehnte ſich bald über die ganze Welt aus. Von der mittelländiſchen bis zur Oſtſee, von dem atlantiſchen bis zum ſchwarzen Meere erſtreckten ſich die blühenden Aeſte dieſes fruchtbringenden Baumes. Auch in anderen Welttheilen hat er Wurzel gefaßt, und eine neue Welt entdeckt. Sein Zweck iſt kein anderer, als durch Arbeit und Betriebſamkeit das menſchliche Leben ſchöner zu machen, und ſich und das Seinige durch Geſetze und wechſelſeitigen Beyſtand zu ſchützen.

Ueber den Urſprung der Hanſe ſind die Nachrichten mangelhaft. Die Geſchichtſchreiber und Gelehrten waren keine Philoſophen. Sie beſchrieben und bemerkten die abſcheulichen Raufereyen eines Krieges oder eines Schulſtreites umſtändlicher, als die nützlichſten Anſtalten und Erfindungen. Indeſſen iſt es doch unſtreitig wahr, daß

dieſer Bund zuerſt in Deutſchland zu ſeinem Weſen gediehen iſt. Man giebt allgemein Walpoden, einen wackern Bürger von Maynz, als den Stifter deſſelben an.

In jenen barbariſchen Zeiten, wo Raub für Erwerb, Fauſtrecht für Bürgerrecht, Leibesſtärke für Tugend, und Fehde für Landwehre gehalten wurden, trat dieſer Maynzer auf, und ſagte zu ſeinen Mitbürgern: „Wir Menſchen ſind von Gott nicht auf dieſe Welt geſetzt, um uns wie die wilden Thiere zu berauben und zu erwürgen, ſondern durch Fleiß und Arbeit uns zu nähren, durch Künſte und Wiſſenſchaften uns das Leben angenehmer zu machen, und durch Geſetze und wechſelſeitigen Beyſtand einander zu ſchützen. Einzeln können wir das nicht. Auch ſelbſt ein kleiner friedliebender Staat iſt nicht ſtark genug, um den Räubern und Fehdeleuten einen kräftigen Widerſtand zu thun. Auf, meine Mitbürger! laßt uns zuſammen ſtehen, und mit ſolchen Städten, Gemeinden und Bürgern einen gemeinſchaftlichen Bund ſchließen, welche, wie wir, ſich durch ihre Arbeit ernähren, und das Ihrige ſchützen wollen.“ Dieſe männliche Rede wurde mit Beyfall aufgenommen, und die Maynzer ſchwuren, den Landfrieden mit Gut und Blut zu behaupten. Sie ſchickten Geſandte an die benachbarten Städte. Alle edle, ruheliebende Fürſten und Gemeinden traten bey; und in kurzer Zeit vereinigten ſich über ſiebenzig der mächtigſten und reichſten Städte am Rhein, in den Niederlanden und der Schweiz mit Maynz. Der Bund wurde bald ſo groß und mächtig, daß er ſich über ganz Europa verbreitete, und alle Räuber und Fehdeleute von den Flüſſen und Landſtraßen vertrieb. Zwar wollten ſich einige Ritter, beſonders jene, welche bisher nur vom Raube lebten, ihm entgegenſtellen. Sie ſuchten ihn bey Fürſten und Adel verdächtig zu machen.

Sie behaupteten: „Es ſey unedel und unfürſtlich, wenn Große und Adeliche ſich mit Spießbürgern und Kaufleuten in Bündniſſe einlaſſen wollten." Allein dieſe Einliſpelungen machten keinen Eindruck. Die edelſten Fürſten und Kurfürſten traten ihm bey. Kaiſer und Könige unterſtützten und bekräftigten ihn. Sie ſahen ihn als das heilſamſte Mittel an, die Anarchie und das Räuberleben zu bändigen, und den ſo lange gewünſchten, aber fruchtlos verſuchten Landfrieden herzuſtellen. Man nannte ihn nach Lage und Umſtänden bald den rheiniſchen, bald den lombardiſchen, bald den ſchwäbiſchen, bald den Schweizerbund. Und dieſes ſind auch die erſten und zum Theil noch beſtehenden Namen. Endlich aber wurde er unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Hanſe bekannt. Dieſes Wort iſt Altdeutſch, und ſoll eine Verbindung zur wechſelſeitigen Beyhülfe bedeuten. Schon die alten Gothen nannten ihre ehrbaren und wohlhabenden Bürger Hanſen oder Freyhanſen. Es war alſo kein Volks- oder Staats-, ſondern ein Bundesnamen. Wie die alten Deutſchen zur Landwehre gerüſtet das Heermanien (Germania) hießen, ſo nannten ſich die zum gemeinſchaftlichen Schutze verbundenen Städte, die Hanſe.

Ich trete der Meinung jener großen Philoſophen und Geſchichtſchreiber *) bey, welche dieſen Bund für eins der heilſamſten Ereigniſſe halten. Die Hanſe hat Wüſte-

*) Man leſe nur Montesquieu Esprit des loix. Voltaire essai sur l'Histoire. Hume History of Great Britain. Robertson Hystory of Charles V., beſonders den erſten Theil. Smith whealt of nations. Pütter hiſtoriſche Entwickelung. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Mösers osnabrückiſche Geſchichte. Herders Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte ꝛc.; ihre Schilderungen ſcheinen wahre Lobreden zu ſeyn.

Digitized by Google

neyen in blühende Felder, und Moräſte in prächtige Städte verwandelt. Ihr verdankt man die Verbeſſerung des Ackerbaues, die Vervollkommnung der Manufakturen, die Belebung des Kunſtfleißes, und die Blüthe aller nützlichen und ſchönen Wiſſenſchaften. Ihre Betriebſamkeit hat mehrere Länder entdeckt und angebaut, als die Alexander und Dſingiskane erobern und verwüſten konnten. Die vernünftigſten Geſetze und Verfügungen ſind durch ſie veranſtaltet worden. Was Kaiſer und Könige, Fürſten und Biſchöffe, Kirchen und Reichstage ſo lange fruchtlos verſuchten, hat ſie zu Stande gebracht. Aus ihrem Bunde iſt der ſo lange gewünſchte Landfrieden und die bürgerliche Ordnung Europens und der Welt hervorgegangen.

Ihre Bundesgenoſſen waren auch die aufgeklärteſte, nützlichſte und edelſte Klaſſe von Menſchen. Sie ernährten ſich durch ihrer Hände Arbeit; liebten Geſetze und den Frieden. Sie zeichneten ſich nur durch nützliche Erfindungen aus; führten eine ordentliche Haushaltung. Sie waren nüchtern und verſtändig. Sie ehrten ihre geſetzmäßige Obrigkeit, und wehrten ſich nur gegen wahre Bedrückung. Ihre Wohlthätigkeit und Menſchenliebe war gerecht und ohne Stolz oder Prätenſion. Sie haßten Betteley, Müßiggang und Aufruhr, aber unterſtützten die Armen und die gerechte Sache, wenn es Nutzen brachte. Arbeit war ihre Ehre, und Recht ihr Wappen.

Selten, daß ſie ſich in unnöthige Kriege verwickeln ließen. Sie kannten keine andere und rechtmäßige Urſache dazu, als Schutz- und Landwehre. Was ſollte auch ein rechtlicher Bürger für Vortheil davon haben, andere Völker mit Krieg zu überziehen und Eroberungen zu machen? Der Venetianer hatte keinen Nutzen davon,

Digitized by Google

wenn die Städte in den Niederlanden ſanken, und der Antwerper mußte leiden, wenn die Felder in Italien verwüſtet wurden. Sie mußten um die nämlichen Preiſe kaufen oder verkaufen, ob eine Stadt oder Provinz dieſem oder jenem Prinzen zugehörte. Indeſſen haben ſie, wenn man ſie zum Kriege zwang, auch groſſe Thaten im Felde gewirkt *). Durch ſie hat der Land- und Seekrieg eine andere Richtung bekommen. Durch ſie ſiegte das Fußvolk über die Reiterhaufen. Sie wurden, wie alle Kriegsſchriftſteller bemerken, die Meiſter der heutigen Taktik. Doch könnte man an ihnen tadeln, daß ſie aus übertriebener Sparſamkeit und Friedensliebe öfters den rechten Zeitpunkt, ſich zu wehren, oder den Krieg abzuhalten, verſaumten.

Die Feldherrnſtelle übergaben ſie entweder einem berühmten Krieger oder einem Fürſten. Ja ſie ließen ſich lieber durch ein Fürſtenhaus beherrſchen, als daß ſie ſich der Tyranney oder den Intriguen eines Cromwell oder Robespierre unterworfen hätten. Doch geſtatteten ſie ihren Obrigkeiten keine willkührliche unumſchränkte Gewalt; und ihre Feldherren befahlen mehr durch Beyſpiel als durch Machtſprüche. Wenn ſie gewärtig, ausgezeichnet und muthig an der Spitze einherzogen, folgte man ihnen gerne und mit Bewunderung. Im übrigen war es ihnen nicht erlaubt, eigenmächtige Anordnungen und Unterhandlungen zu pflegen. Dieß durfte nur ein Bundesbevollmächtigter thun; und zwar nicht in ſeinem, ſondern in des Bundes Namen. Daher zogen ſolche Bevollmächtigte auch öfter mit den Armeen, ſowohl um den Feldherrn zu unterſtützen, als auch die Krieger anzufeuern. Was aber ihrem Muthe beſondere

*) Bey Morgarten, Sembach, Murten, ꝛc.

Kraft gab, war dieſes, daß ſie auch wußten, warum ſie ſtritten. Sie trugen die theuerſten Pfänder ihres Muthes im Buſen mit in die Schlacht. Sie ſtellten ſich in Gedanken ihre Familie vor. Sie hörten das Heulen ihrer Weiber, das Schreyen ihrer Kinder. Sie dachten ſich die Verwüſtung ihrer Aecker, den Brand ihrer Häuſer, und die Zerſtörung ihrer Gewerbe. Sie brachten die Wunden zu ihren Weibern, ihren Müttern, und dieſe erwarteten ſie mit inniger Theilnahme und Pflege. Man hat Beyſpiele, daß ſelbſt Weiber ihren zarten Buſen in Harniſche geſchnallt, und mit ihren Männern gefochten haben. Auch ſtritten jene Städte und Gemeinden immer am tapferſten, welche dem Anfalle am nächſten ausgeſetzt waren. Sie fühlten ſich nur ſtark bei dem Rufe ihres Hauſes und ihrer Weiber. Man ſollte in dieſem Punkte auch immer der Stimme der Frauen folgen, denn ſie haben einen eignen Sinn für Häuslichkeit und Hausrechte, wenn ihre Eitelkeit nicht herrſcht. Eine gute Frau liebt nur ihr Haus und fürchtet nichts mehr, als den Krieg. Iſt aber ihr Liebſtes mit Unrecht angefallen, ſo zeigen ſie auch öfters mehr Muth als die Männer *). Es iſt daher natürlich, daß ihre Stimme und Warnung die unverfälſchte Stimme der Natur und Gottheit wird. Die alten Deutſchen glaubten aus dieſem Grunde, daß etwas Göttliches und Ahnendes in den Weibern wohne.

Unter den Religionen verehrten ſie vorzüglich die chriſtliche, weil ſie, bey Zulaſſung verſchiedener Gottesdienſte, doch im Allgemeinen die menſchlichſten Lehren von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit, und die edelſte Sittenlehre aufſtellt. Sie hielten (nicht gerade jedes

*) Die Staufacherin.

Wort, jeden Ausdruck, ſondern) den Sinn der Bibel für heilig — göttlich. Sie fanden in der Patriarchengeſchichte die heilſamſten Lehren und Beyſpiele für den Hausvater, in der jüdiſchen Volksgeſchichte die heilſamſten Maximen und Beyſpiele für den Bürger, und im Evangelium die erhabenſten Lehren und Beyſpiele für den Menſchen und Menſchenfreund. Sie konnten nicht leiden, daß man über dieſe ſo einfältigen Lehren und Begriffe viel grübeln und Syſteme aufſtellen wolle, und waren froh, hier ſchon eine Lehre zu haben, worin Religion mit Wahrheit, Tugend mit Nutzen, und Himmel mit Erde gepaart iſt.

Den öffentlichen Gottesdienſt ſahen ſie als ein kräftiges Mittel der Erbauung und Sittlichkeit an, und ehrten die Diener und Lehrer der Religion als nützliche Staatsbediente. Aber zu Hauſe war jeder ſein eigner Lehrer und Prieſter. Fanden ſie außer ihrem Hauſe Aberglauben herrſchen, ſo duldeten ſie ihn. Ja einige Städte machten ſogar einen Handelszweig daraus. Zu Augsburg wurden Heiligenbildchen mit eben dem Vortheil fabrizirt und verkauft, wie zu Nürnberg die Quinquaillerie. Die ächte Religion war aber in eines jeden Hauſe das Heiligſte. Sie wünſchten immer lieber eine Frau, Kinder und Geſinde mit, als ohne Religion. Doch liebten ſie unter den Menſchen mehr die Gemeinrechtſchaffenen, als die Hochtugendhaften. — Ueberhaupt waren ſie gegen einen jeden mißtrauiſch, der eine übermenſchliche Tugendlehre, oder ein ſchwer begreifliches, abſtraktes Syſtem aufſtellen wollte. Sie glaubten, daß ächte Wahrheit für jeden Menſchen leicht zu begreifen, und wahre Tugend auch nicht ſo ſchwer auszuüben ſey. Wer übermenſchliche Theorien aufſtelle, müſſe eine ſtarke Anlage entweder zu Schwärmerey oder Herrſchſucht

Digitized by Google

haben. Im erſten Falle ſollte man ihn bemitleiden, im anderen müßte man ihn ſcheuen.

Die Hanſe beſtund aus Staaten und Bundsgenoſſen aller Art und Regierungsformen. Da ſie nur Einen Zweck, gemeinſchaftlichen Schutz und Behauptung eines Jeden Rechte hatte, war ſie auch nicht nach einer allgemeinen Staats- oder Standesform eingerichtet. Ihre Stifter glaubten, daß jede Gemeinde, jeder Kanton, jeder Genoſſe ſeine Verhältniſſe und Rechte haben könne, welche ſich auf die Natur ſeiner Lage und langen verjährten Beſitz gründeten. Daher ließen ſie auch ſelbſt denen unter ſich ihre Privilegien, welche ihnen dadurch ſchädlich waren. Sie ſahen, daß der Schöpfer in der Natur die Freyheit nur durch die Mannichfaltigkeit erhalte; und daß Einförmigkeit und völlige Gleichheit überall das Bild des Despotismus und Todes ſey. So haben jene redlichen Schweizer auf Grütli nicht Zerſtörung aller Formen, welche nicht wie ihre waren, ſondern nur Unſchädlichkeit derſelben beſchworen; auch ſelbſt nach glänzenden Siegen und Befreyungen haben ſie an ihren ſchändlichen Unterdrückern keine andere Rache genommen, als daß ſie Urfehde ſchwören mußten, nicht mehr den Boden der Freyheit zu betreten. Im übrigen ließen ſie einen Jeden bey ſeinen Rechten, Gütern und Gewalten. So wurde der Bund aus Fürſtenthümern und Republiken, aus Ariſtokratien und Demokratien, Stiftern und Klöſtern, Herzogen, Grafen, Rittern und gemeinen Bürgern zuſammengeſetzt. Jeder behielt ſeine eigne Verfaſſung und Verwaltung, wie man ſie nach Erfahrung und dem Willen des Volkes für gut befand, jeder ſeine eignen Rechte und Macht, wie er ſie erworben oder ererbt hatte. Nur dann mußten alle einig und

gewärtig ſeyn, wenn der Bund ſollte geſchützt und bekräftigt werden.

Ueber unerhebliche laufende Sachen berathſchlagten ſich die Häupter des Bundes (es mochten Fürſten oder Bürgermeiſter, Aebte oder Rathsherren ſeyn); über erhebliche, Alle; doch ſo, daß man auch deren Einleitung meiſtens den Häuptern überließ. Sie kamen auf gewiſſen Tagen zuſammen, deswegen hieß man ihre Berathſchlagung zu Tag nehmen; ihre Schlüſſe, Tagsſazzungen. Bald führte ein Fürſt, bald ein Bürgermeiſter, bald ein Abt rc. das Wort, je nachdem ihre Würde, Anſehen oder Vorfälle Gewicht gaben: aber ſein Vortrag wurde nicht als Befehl, ſondern als Rath angeſehen. Sie hielten mehr auf trifftige Gründe und eine herzliche Sprache, als rhetoriſche Floskeln oder theatraliſche Wendungen. Gefiel eine Meynung nicht, ſo wurde ſie mit Gegengründen verworfen; gefiel ſie, ſo entſchied öfter ein ſchlichter Beyfall oder Ja.

Auf nichts hielt man mehr als auf eine unpartheyiſche und ſtrenge Gerechtigkeitspflege. Auf jedes Verbrechen war eine angemeſſene Strafe geſetzt. Verräther und Unruheſtifter wurden mit dem Tode geſtraft, Schandbuben in das Elend gejagt. Dieſer Unterſchied der Strafe hatte darin ſeinen Grund, weil man öffentliche Verbrecher auch zur Warnung öffentlich hinrichten, Schandthaten aber dem Auge der Unſchuld verbergen wollte. Aber auch auf Privatverbrechen war die gehörige Strafe geſetzt. Mörder und Straßenräuber wurden aufgehängt oder mit dem Schwerdte gerichtet; gemeine Diebe mit Geld- oder Zuchthausſtrafe belegt. Hauptſächlich hielt man viel auf Treue und Glauben im Handel und Wandel. Daher die vielfachen Geſetze über Kontrakte, Kauf, Verkauf, Wechſel und Schulden. Betrüger und

Digitized by Google

ſalſche Münzer wurden mit aller Art von Schande gebrandmarkt, ja nach Umſtänden mit dem Tode beſtraft. Jede Gemeinde hatte ihre eignen Gerichte. Die Richter wurden meiſtens gewählt, und vieles durch Schiedsrichter und friedliches Zureden ausgeglichen.

Sowohl öffentliche als häusliche Geſchäfte thaten ſie mit Klugheit und Ueberlegung ab. Es ward ſelten einer als ſelbſtſtändiger Bürger angeſehen, wenn er nicht das gehörige Alter oder hinlängliches Vermögen und Geſchicklichkeit hatte, womit er ſich und ſeine Familie ernähren und dem Staate bürgen konnte. Daher wurde jeder Jüngling zu etwas angehalten, und frühe zu einem vernünftigen Manne gebildet. Ehe einer ſeinen eignen Herd hatte, oder ein Zeugniß ſeiner Kunſt und Handthierung vorweiſen konnte, ward er in keine Zunft oder Bürgerſchaft aufgenommen. Dieſes Zeugniß, oder ein Lehrbrief, war das Zeichen der bürgerlichen Ehre. Zuvor war er nur Hausgenoſſe; dadurch ward er nun Zunftgenoſſe — Bürger.

Vorzüglicher Fleiß und dadurch erworbene Reichthümer verſchafften einen großen Kredit in der Hanſe. Dieß vererbte ſich ſelbſt auf Kinder. Doch wurde in öffentlichen Geſchäften nicht allein auf Reichthum und Stand, ſondern auch auf Geſchicklichkeit geſehen. Ihre Rathsverſammlungen beſtunden nicht allein aus Reichen oder Edlen, ſondern auch aus Gelehrten und Graduirten. Im übrigen gab aber Reichthum und ein blühender Gang der Geſchäfte vorzügliches Anſehen. Es war ein großer Wetteifer unter den Hanſen, wer die meiſten Arbeiter und Kunden hatte, weſſen Geſchäfte am beſten gingen, und wer große Güter und Kapitalien beſaß. Dieſen Kredit, dieſen Namen, allezeit ſeine Rechnungen zum Vortheile zu ſchließen, eine Menge Arbeiter in ſeinem

Digitized by Google

Solde zu haben, und in alle vier Welttheile ſeinen Handel zu treiben, war ihr Ruhm im Hauſe, ihr Gewicht in öffentlichen Geſchäften. Nicht nur in eignen, ſondern auch bey benachbarten Staaten, erwarb es Ruhm und Anſehen, wenn ein Hanſe ſich durch große Reichthümer und einen ſoliden Handel auszeichnete. Dadurch erwarb er ſich Zutrauen, Klienten und die Stimmen zu öffentlichen Aemtern. Allein eben dieſe Betriebſamkeit, dieſer Hang, ſich durch Reichthümer auszuzeichnen, wurde auch öfters die gefährlichſte Klippe der Bürger und der ganzen Hanſe. Wenn ein feindſeliger Nachbar einen Hanſeſtaat in ſeine Händel oder gar in einen Krieg verflechten wollte, ſuchte er ſich hauptſächlich hinter ſolche Leute zu machen, bey welchen er eine übertriebene Habſucht oder eine unbeſchränkte Liebe zur Ueppigkeit bemerkte. Dieſe lockte er durch Geſchenke und Beſtechungen auf ſeine Seite. Sie empfingen Geld, niedliche Geräthſchaften; ſie wurden an fürſtliche Tafeln gezogen, und ihre Weiber mit koſtbarem Geſchmuck und Flitterwerk geblendet. Die Erde bauen, oder die langwierigen Gaben der Induſtrie abzuwarten, ſchienen ihnen alsdann nicht ſo bequem, als Geſchenke anzunehmen und ihr Vaterland zu verrathen. Auch wurde es nach und nach ſogar für unklug und lächerlich gehalten, das durch redliche Arbeit und ſauern Schweiß zu erwerben, was man durch Beſtechungen ſo leicht erhalten konnte. Aber ſie ſchadeten dadurch nicht nur ihrem Vaterlande, ſondern ſich ſelbſt. Sie und ihr ganzes Haus wurden dadurch an Müßiggang, Ueppigkeit und Verſchwendung gewöhnt. Sie beſorgten nicht mehr ſelbſt ihre Haushaltung, erzogen nicht mehr ſelbſt ihre Kinder, ſondern überließen es gedungenen Miethlingen, welche ſie alle Augenblicke betrogen und beraubten. Ihre Weiber wurden eitel und

Digitized by Google

verführt; ihre Kinder verſchwendeten das Geld eben ſo leichtfertig und ſchlecht, als es die Väter erworben hatten. Sie wurden müßig, leichtſinnig, und endlich Bettler. Der Feind, welcher ſie beſtochen hatte, brandſchatzte und belegte ihr Land mit ſchweren Abgaben; und ſo mußten ihre Kinder und Enkel das wieder theuer bezahlen, was ihre Väter ſchlechterweiſe erworben hatten. Es iſt ſonderbar, wie widerſprechend die Natur hier zu wirken ſcheint, daß gerade die nämlichen Menſchen, welche ſich aus Habſucht auf eine ſchlechte Art zu bereichern ſuchten, ſich und ihr Land der größten Armuth und Bedrückung ausſetzten.

Eine Folge dieſer Habſucht und unrichtigen Spekulation war auch die ſchlechte Verwaltung der Finanzen. Es läßt ſich kein vernünftiger und anderer Grund zu öffentlichen Abgaben denken, als erſtens ein Beytrag zur Landesvertheidigung; zweytens zu öffentlichen Anſtalten und Bauten, und endlich wo ein König oder Fürſt das Oberhaupt des Staats iſt, zur ſtandesmäßigen Unterhaltung deſſelben. Die Hanſe hatte hierin die vortrefflichſte Anlage. Da der Zweck aller ihrer Kriege kein anderer ſeyn konnte, als gemeinſchaftlicher Schutz gegen Räuber, und jeder Bürger Soldat war, ſo dauerten die Kriegskoſten nur ſo lange, als der Krieg, und jeder verköſtigte ſich ſelbſt; oder die Verwalter der öffentlichen Gelder wurden ſorgfältig bewacht und kontrollirt. Die Erhaltung der innern Sicherheit und Polizey koſtete auch nicht viel; denn die Magiſtratsperſonen und Richter mußten entweder ihr Amt umſonſt verwalten, oder zogen ihren Gehalt von den Sporteln und der Unklugheit der ſtreitenden Partheyen. Die Pfarrer und öffentlichen Lehrer hatten ihrer Unterhalt aus ihren eigens angewieſenen Gütern und Pfründen; und öffentliche Bauten mußten

Digitized by Google

auch von denjenigen, ſo Nutzen daraus zogen, errichtet oder unterhalten werden. Die Könige und Fürſten beſtritten ihren Aufwand aus ihren Domänen und Kammergütern, oder ſie erhielten zuweilen ein freywilliges Geſchenk. Aber die falſchkalkulirende Habſucht führte bald ein anderes Syſtem ein. Das Finanzweſen wurde als ein neuer Handlungszweig betrachtet, der, wie der Luxushandel, bald ſeine eignen Angeber, oder doch ihre Kinder, traf. — Man nennt ihn den Stimmenhandel. Reiche Leute erkauften ſich die einzelnen Stimmen ihrer ärmern Mitbürger wie Waaren, um ſie hernach im Großen (en gros) mit Vortheil wieder verkaufen zu können. Sie ſchoſſen der Regierung zu einem öfters ungerechten Kriege Geld vor, um es in Friedenszeiten mit doppelten Zinſen aus neuen Abgaben und Fonds zu ziehen. So entſtanden die ſogenannten Staatsbanken, die fundirten Staatsſchulden, die Fenſter-, Rauch-, Mehl- und Lufttaxen. Dadurch wurde freylich die Bedrückung während dem Kriege nicht ſo gefühlt. Allein nach der Hand mußte ſowohl das Volk, als ſelbſt die Stimmenhändler und Vorſchießer ihre Habſucht büßen. Die Regierung konnte Krieg anfangen, wenn ſie wollte, ſie konnte immer eine Abgabe nach der anderen fordern; denn die nämliche beſtochene Hand gab und nahm aus der Taſche des Volks. Willkühr trat bald an die Stelle der Geſetze. Wenn auch die Stimmenhändler und Finanzmäkler nicht gleich das Unheil fühlten, ſo mußten es doch ihre Kinder und Enkel entgelten. Das Blut und die Armuth der auf die Schlachtbank und an den Bettelſtab gebrachten Kinder ſchreyt noch gegen den Wucher der Eltern, welche auf dieſe Weiſe das Wohl ihres Landes und Hauſes verkauft haben. So gewiß iſt es, daß der klügſte Egoismus ſich nur mit Tugend und Vaterlands-

liebe vertragen kann, und daß Redlichkeit und Arbeit die beſte Hausſpekulation iſt.

Jeder Bundesgenoſſe war Herr und Prieſter in ſeinem Hauſe oder Erbe. Der Fürſt ſaß geſchützt auf ſeinem Throne, wie der Abt auf ſeinem heiligen Stuhle, der Ritter auf ſeiner Burg, und der Handwerker oder Bauer in ſeinem Hauſe. Die Wohnungen der gemeinen Bürger dienten nicht ſowohl dem Vergnügen und der Pracht, als ihrem Geſchäfte. Zimmer und Hausrath waren reinlich, oft niedlich, aber alles mußte dem Nutzen untergeordnet ſeyn. Der Handelsmann hatte in ſeinem Hauſe ſeine Waarenlager und Rechnungszimmer (Komptoir); der Meiſter ſeine Werkſtatte, der Landwirth ſeine Scheunen, Speicher und Stalle. Ueberhaupt mußte in allen häuslichen Anſtalten das Ueppige dem Nützlichen, das Leichtfertige dem Soliden nachſtehen.

Ihr Anzug war reinlich, aber dauerhaft. Sie liebten wenig das Glanzende und Flitterhafte. Einfach und einfarbig waren faſt ihre Kleider, aber vom beſten Zeuge. Die Reichen trugen auch Spangen, Ringe und anderes Geſchmeide vom großem Werthe; aber diese Dinge behielten auch ihren Preiß, wenn ſie langer getragen waren. Die Kleidung der Weiber war eben ſo einfach, wie jene der Männer, nur glänzender und niedlicher. Ihr Schmuck beſtand in goldenen Ketten, Edelſteinen, Perlen und feinen Spitzen, welche ſie auch auf Töchter forterben konnten. Van Dyk und Titian haben die alte Kleidertracht der Weiber uns vorgeſtellt. Sie wußten ihre Reize ſo fein zu verbergen, daß ſie eben darum, weil ſie dem Auge mehr zu wünſchen und zu enthüllen übrig ließen, deſto langer gefielen.

Obwohl unter jungen Leuten Liebe zugelaſſen wurde*),

*) Wie in der Schweiz das ſogenannte Kilpen.

ſo herrſchte ſtrenge Zucht unter den Eheleuten, und man findet keinen Theil ihrer Sitten untadelhafter. Jeder Mann war mit einer Frau zufrieden, wenige ausgenommen, die aber von Allen als Wollüſtlinge und Schwelger verachtet waren. Sowohl die Braut als der Bräutigam brachte ein Heyrathsgut bey. Die Eltern und Verwandten kamen zuſammen, um die Mitgift zu ordnen. Aber dieſelbe wurde nicht als der beßte Brautſchatz angeſehen, ſondern Fleiß, Sittſamkeit, Häuslichkeit und der Lehrbrief. Darauf wurde die Braut heimgeführt. Dieß hielten ſie für das engſte Band der Ehe, als ihr Heiligthum, ihre Hausgötter, als den wahren Segen Gottes. Die Frau durfte ſich auch nicht beyfallen laſſen, daß ſie jetzt aller Tugend und Arbeit überhoben ſey. Gleich bei dem Eintritte in das Haus wurde ſie gemahnt: daß ſie jetzt in Freud und Leid, in Ruhe und Arbeit ihrem Manne eine getreue Gehülfin ſey. Dieß ſollte der Treuring bedeuten; dieß ſagte ihr der Prieſter am Altare; dieß bewieß die Hausſteuer. So ſollte ſie leben; ſo ſollte ſie ſterben; und ihre häusliche Ehre auf Kinder und Enkel bringen. Die Weiber griffen auch nach dem Hausweſen. Sie wurden zu der Zeit weder durch üppige Schauſpiele noch durch ſchlüpfrige Romane verdorben. Weder Mann noch Frau verſtanden die gefährliche Kunſt, geheime Liebesbriefe zu ſchreiben, daher waren auch die Ehebrüche und das Verderben der Familien ſeltener. Solche Laſter wurden nicht in's Lächerliche gedreht, und weder Verführen noch Verführtwerden große Welt genannt. Ueberhaupt herrſchten damals mehr gute Sitten, als jetzt gute Geſetze.

Die Kinder liefen im Hauſe ohne Ziererey und Steifheit herum. Jede Mutter ſtillte ihre Säuglinge an ihren eignen Brüſten. Man vertraute dieß heilige Geſchäft

keinen fremden ungeſunden Weibern an. Die Kinder hatten Leibesbewegungen und Spiele. So wuchſen ſie zu geſunden, ſtarken Menſchen heran. Das Herrnkind ward nicht zärtlicher erzogen, als das Knechtskind. Sie liefen, ſpielten und rauften ſich mit einander. Erſt mit den Jahren entdeckte man, wer ſich durch eine beſſere Erziehung auszeichnete. Frühe wurden ſie zur Arbeit und einem Geſchäfte angehalten, womit ſie ſich künftig ernähren wollten. Auch in den ſchönen Künſten empfingen die reichern Unterricht, doch ſo, daß ſie ihnen mehr zum Anſtand und Zeitvertreib als zum Gewerbe dienen ſollten. Religion galt ihnen ſtatt aller Moral, und Anwendung des geſunden Menſchenverſtandes auf Geſchäfte und Häuslichkeit ſtatt der Schullogik. Man ſuchte ihnen alle Gegenſtände der Verführung aus den Augen zu entfernen; und die Sitten der Eltern widerſprachen nicht den Lehren der Schulmeiſter.

Waiſenkinder waren bey ihren Oheimen ſo gut aufgehoben, wie bey ihren Vätern. Man wählte die Vormünder meiſtens aus den Verwandten und Freunden. Sie hielten nämlich die Blutsfreundſchaft als ein heiliges, unverbrüchliches Band; und nahmen daher auch in ihren öffentlichen Händeln, z. B. bey Aufnahme neuer Bürger, bey Wahlen und Zunftgeboten Rückſicht darauf; als wenn ſolche Haus- und Familienverbindungen den Gemeingeiſt und die Vaterlandsliebe länger erhielten. Die Kinder waren der Eltern natürliche Erben. Die Enterbung hatte nur bey Verſchwendung oder unnatürlichem Betragen der Kinder Statt. Aber auch hier war das Geſetz zum Vortheil der Kinder gemacht. Man enterbte nur aus einer frommen Urſache, um ihre Fehler und Verſchwendung nicht auf die Enkel zu bringen. Wenn keine Kinder vorhanden waren, ſo traten die

Digitized by Google

nächſten Blutsverwandten, die Brüder, Geſchwiſter, und Oheime ein. Familienzwiſt brachte zwar öfters unnatürliche Teſtamente hervor, meiſtens aber behauptete die Natur wieder ihr Recht, und Blutsfreundſchaft kam wieder an die Stelle der Wortfreundſchaft. Je mehr ein Hausvater Kinder und Enkel hatte, deſto ſüßer war ihm das Alter. Jeder Hausgenoſſe nahm Theil, ſowohl an der Freund- als Feindſchaft ſeiner Familie. Doch dauerten die Feindſchaften nicht gar lange. Das beſtändige Verkehr, was unter dieſen Menſchen getrieben wurde, verſöhnte öfters die ärgſten Feinde. Eine nützliche Gewohnheit! Denn nichts iſt dem Handel und Freyſtaaten gefährlicher, als ſolche Feindſchaften.

Ihre tägliche und häusliche Koſt war ſehr einfach. Eine Suppe, ein Zugemüß und etwas Fleiſch war die ganze Mahlzeit; Bier oder Waſſer mit Wein vermiſcht, ihr ordentlicher Trank. Aber bey außerordentlichen Fällen und Gaſtmählern wußten ſie auch fürſtlich zu traktiren. Da ſtunden die köſtlichſten Gerichte in den niedlichſten Gefäßen auf der Tafel. Einheimiſche und fremde Weine wurden umhergebothen; Zuckerwerk und Früchte aller Jahrszeiten eingeſchoben.

Man traf bey ihnen auch verſchiedene öffentliche Luſtbarkeiten und Spiele an. Die jungen Bürger übten ſich im Scheibenſchießen, Ringen und in den Waffen. Dieſe Uebungen brachten bey ihnen die Fertigkeit, die Fertigkeit der Kriegskunſt hervor. Schauſpiele hatte man nicht ſo oft, wie jetzt; und wenn ein Stück aufgeführt wurde, mußte es aus der vaterländiſchen Geſchichte ſeyn, um den Patriotismus zu beleben. Ein beſtändiges Theater, wo Liebesintriguen und Romanengefühle vorgeſtellt wurden, hielten ſie für eine Verführungsſchule der Jugend und der Weiber. Doch liebten ſie Muſik und

Digitized by Google

Dichtkunſt; und hierin zeichneten ſie ſich vorzüglich aus. Unſere erſten Dichter und Meiſterſänger ſind aus der Hanſe hervorgegangen. Dieſe Beſchäftigung iſt unſchuldig, und ihre Lieder waren heilige oder Vaterlandsgeſänge. In Geſellſchaften pflegten ſie auch zu ſpielen; aber Haſardſpiele waren unbekannt. Glücklich das Haus und Land, wo die Spielſucht nicht Sitte iſt! Sie wird vorzüglich Handelsleuten gefährlich. Es giebt Handelsſtädte, wo Wagſpiele mit einem ſolchen Frevel und Leidenſchaft getrieben werden, daß Leute, wenn ſie auch ihr baares Geld verloren haben, endlich ihr ganzes Vermögen auf einen Wurf ſetzen. Der Zugrundgerichtete muß alsdann, wenn er noch Schaam hat oder nicht betteln will, ſich zu den niedrigſten Knechts- oder Mäklersdienſten verſtehen. Wenn der Menſch einmal auf einer böſen Gewohnheit haftet, kömmt er zuletzt zu ſolchen Trugſchlüſſen, daß er durch eben die Mittel, wodurch er ſich am leichteſten zu bereichern ſuchte, zum Bettelſtab oder Knechtsſtand herabſinkt. Es ſteht ihm alsdann kein anderer Weg offen, ſich wieder in Kredit zu erheben oder gar aus dieſen Banden zu reißen, als Arbeit und Nüchternheit.

Im Uebrigen waren Diener und Geſinde nicht wie Sklaven gehalten; und wer arbeiten wollte, fand leicht Brod und einen guten Herrn. Jeder Hausvater regierte menſchlich ſein Haus. Er vertheilte die Arbeit unter ſeine Leute, wie unter Pächter aus. Die Taglöhner und Arbeiter waren keine Leibeignen, welche man prügeln und willkührlich behandlen konnte, ſondern Leute, die mit ihrem Herrn und Meiſter einen Vertrag auf Arbeit und Lohn eingehen. Daher wurden ſie auch gut gehalten. Ja man hat Beyſpiele, daß Knechte und Mägde wie Kinder und Freunde des Hauſes angeſehen waren. Wurde einer einmal geſchlagen oder mißhandelt, ſo geſchahe

Digitized by Google

dieß nicht mit Recht, ſondern in einem Anfalle von Zorn, wo das Geſinde auch ſelbſt den Herrn verklagen konnte.

Unter den gemeinen Bundsgenoſſen war Handel, Manufaktur oder Feldbau die Hauptbeſchaftigung. Betrug und Wucher, oder ſonſt ein unehrliches Handwerk benahm allen Kredit. Die Schande, welche Betrüger und ſolche Leute brandmarkte, wirkte mehr, als ſelbſt die Geſetze dagegen. Man hat daher auch der Hanſe ſowohl im Ackerbau, den Künſten, als in der Geſetzgebung und den Wiſſenſchaften mehr zu danken, als manchen Großen und Weiſen. Die größten Geſchichtſchreiber und Schriftſteller alter und neuer Zeiten bekennen einſtimmig, daß die Hanſe die kräftigſte Beförderung der bürgerlichen Kultur war. Ihre Erfindungen und Spekulationen gründen ſich auch mehr auf Nutzen, als auf Tand, mehr auf geſunden Mutterverſtand, als ſpitzfindige Grübeley. Sie haben keine Pythagoräiſche Zahlen, Platoniſche Ideen, oder Epikuriſche Atomen erfunden; aber die Pflugſchaar, die Mühlen, das Geld, die Webſtühle, den Kompaß, die Buchſtaben, die Buchdruckerey, das Papier, das Rechnungsweſen, die Erdäpfel, vernünftige Geſetze und die Hanſe. Nicht eben, daß ſie Verächter der Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit geweſen wären; ſie laſen und ſtudierten ſo gerne, als mancher Gelehrte von Profeſſion. Aber ihnen waren politiſche und ökonomiſche Schriften und Studien lieber als metaphyſiſche und polemiſche. Die gewagten Theorien über himmliſche Naturen und utopiſche Republiken ꝛc. konnten ſie zwar beluſtigen, wie Romane und Feenmährchen; aber ſie fanden mehr Spielwerk des menſchlichen Geiſtes, als Nutzen darin. Ihnen war daher auch ein Dichter, der ſeine Träume für nichts mehr, als Gedichte ausgiebt, lieber als ein Sophiſt oder Sektenſtifter, welcher ſeine Grillen dem Menſchen-

geſchlechte als ewige, göttliche Wahrheit aufzwingen will.

Daher hatte auch der Ehrgeiz der Hanſegenoſſen ſo wenig nachtheilige Folgen. Freylich ſcheint es lächerlich, wenn man einen Kaufmann oder Eigenthümer auf ſeinen Reichthum dicke thun ſieht. Aber er iſt doch eine Folge ſeines Fleißes und ſeiner Nüchternheit. Ihr Ehrgeiz war darum eben nicht verwüſtend. Alexander iſt freylich mehr berühmt, weil er eine halbe Welt verwüſtet, als Walpoden, der einer halben Welt den Frieden gegeben hat. Man kennt den Caglioſtro freylich mehr, weil er eine halbe Welt zum Narren gemacht, als den Finder der Erdäpfel, der eine halbe Welt genährt hat. Warum? — Die Thaten der erſtern werden immer noch große Geiſtesunternehmungen, und die der letztern nur eine filzige Handelsſpekulation genannt. O Menſchen! Werdet einmal klug und ächte Philoſophen. Verweißt einen Alexander oder Caglioſtro auf das Theater, um die papiernen Köpfe abzuhauen oder zu verwirren, und verehrt nur die Walpoden, Flavii, Goja und Drake, ꝛc. als eure wahren Wohlthäter.

Auf prächtige Grabmäler hielten die Hanſegenoſſen eben nicht ſo viel. Sie glaubten, es ſey eine den Todten und Lebendigen gleich ſchwere Laſt. Dieſes war nur üblich, daß reiche und vornehme Bürger beſondere Gräber und Steine hatten. Doch wurden den berühmten, und um das Vaterland verdienten Leuten, auf gemeine Koſten Ehrenmäler errichtet. Der Verſtorbene wurde von ſeinen Freunden und Nachbarn zum Grabe begleitet. Ihre Thränen gingen bald vorüber, nicht ſo ihre Betrübniß. Die Weiber ließen ſie um die Todten weinen, die Manner dachten an ſie.

Digitized by Google

Dieſes iſt nur eine allgemeine Schilderung der hanſeatiſchen Sitten. Wer wollte die Verfaſſung und Gebräuche einer jeden Stadt, eines jeden kleinen Staates beſchreiben, woraus ſie zuſammengeſetzt war? Die eigentliche Hanſe iſt zwar verſchwunden; aber Spuren davon findet man noch heute in der Schweiz, in Holland, in Hamburg, in Italien und den meiſten ehemaligen deutſchen Reichsſtädten. Doch auch da nimmt das Verderbniß zu. Die alte Welt fängt an zerbrechlich zu werden, der Geiſt der Hanſe iſt in die neue geflüchtet.

Zweyunddreyßigſtes Kapitel.

Von Landſtänden.

Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le tems qu'il y subsista.

Montesquieu.

Man mag die Verfaſſungen der griechiſchen und römiſchen Republiken noch ſo ſehr bewundern; am Ende bleibt es immer wahr und gewiß, daß keine Staatsorganiſation weiſer und auf Freyheit und Gerechtigkeit gegründeter gefaßt worden ſey, als die altgermaniſche. Ihre Anlage war vortrefflich, ihr Geiſt groß, und ſelbſt ihre Abartung zeigte, wie Montesquieu ſagt, noch von Klugheit und Feſtigkeit.

Sobald die bürgerliche Geſellſchaft ihren rohen Zuſtand überſchritten hat, erwachſen in ihr eine Menge neuer Bedürfniſſe, verſchiedene Klaſſen und Stände unter den Bürgern, und es werden auch eine Menge neuer Anſtalten nothwendig, welche der noch unkultivirte Menſch nicht kannte und nicht brauchte. So lange die alten Deutſchen in ihren Wäldern wohnten, und ſich blos durch die Jagd und Viehzucht ernährten, konnte jeder Bürger ohne Unterſchied einen unmittelbaren Theil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen. Wer in dem Heerbanne mit Waffen erſchien, war auch Glied des allgemeinen Landtags.

Indeſſen finden wir auch ſchon in dieſem Zuſtande einige Spuren von Subordination und Volkseintheilung. Sie hatten ihre Marken und Gauen, ihre Herzoge und Fürſten, ihre Grafen und Prieſter, ihre Edlen und Gemeinen, ihre Herren und Knechte; und die Organiſation zur Fehde (Feudalverfaſſung) war eine ganz andere, als jene zur Landwehre. An dieſer nahm jeder Bürger und freye Mann Theil, da fochte Nachbar bey Nachbar, Gemeinde bey Gemeinde. In jener galt Rang und Sold, Lehenpflicht und Folgſamkeit. Bey der Landwehre entſchied das Volk, bey der Fehde der Fürſt.

Als die deutſchen Völkerſchaften endlich in Europa Staaten gründeten, und dadurch die bürgerlichen Gewerbe und feſtere Wohnſitze häufiger wurden, verlor ſich das gemeine Volk faſt gänzlich in der Leibeigenſchaft, und die Freyen und Edlen der Nationen in der Feudalverfaſſung. Da gab es denn nur zwey Stände im Staate; die Geiſtlichkeit und der Adel.

Mit der Vernichtung der Freyheit der Gemeinen war auch die Gewalt der Fürſten geſchwächt; denn ſie fanden kein Gewicht mehr, was ſie der Gewalt der beyden

Hauptſtände entgegenſtellen ſollten. In dieſem Drange machten ſie daher gemeine Sache mit dem Volke, erhoben es dort aus ſeiner Sklaverey, hier vereinigten ſie es in größere Städte, und zwangen ſonach ihre mächtigen Vaſallen, auch deſſen Standſchaft wieder anzuerkennen. Dadurch bildeten ſich nun ſowohl in einzelnen Ländern als ganzen Reichen drey Stände, nämlich der geiſtliche, Adel- und dritte Stand.

Wie ſich ein jeder Gau geſtaltete, ſo auch das ganze Reich. Nebſt den weltlich-fürſtlichen Ländern entſtanden auch noch im deutſchen Reiche geiſtliche Fürſtenthümer und Reichsſtädte. In jenen galten die Domkapitel, in dieſen die Rathskollegien und Zunftmeiſter als Landſtände. Ueberhaupt nahm das ganze Reich die nämliche Geſtalt, wie die einzelnen Landſchaften an. Wie in dieſen die Prälaten, der Adel und die Städte die Landſtände waren, ſo wurden auf dem Reichstage die geiſtlichen und weltlichen Fürſten und die Reichsſtädte, Reichsſtände; und der Fürſt war das in ſeinem Lande, was der Kaiſer im ganzen Reiche. Wir wollen nun die Vortheile dieſer Anſtalten näher beleuchten.

In der bürgerlichen Geſellſchaft giebt es drey wichtige Bedürfniſſe und eben ſo viel Triebfedern, welche das Ganze beleben und zuſammenhalten. Erſtere ſind die Ernährung, die Bewehrung, und die Belehrung; letztere Reichthümer, Ehre und Religion. Ein jeder der drey Lands- oder Reichsſtände war Vorſteher eines dieſer drey Grundſteine der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Geiſtlichkeit hatte auf die Sitten und öffentliche Lehre, der Adel auf die Geſetze und öffentliche Sicherheit, der dritte Stand auf den Reichthum und Wohlſtand des Staates zu wachen. Ohne Genehmigung des erſtern konnte keine Veränderung oder Reformation

in der Religion und Sittlichkeit, ohne den zweyten keine in der Staatsverfaſſung, ohne den dritten keine bey den öffentlichen Steuern und Abgaben, gemacht werden; aber alle zuſammen waren die Stellvertreter des ganzen Volkes auf Land- oder Reichstagen.

So will es die Natur der Dinge, ſo lehrt es die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte. Einem Staate, wo blos die Geiſtlichkeit regiert, fehlt es an aller Betriebſamkeit in Gewerben, an aller Kraft der Vertheidigung; ſo wie ein blos militäriſcher den Despotismus, ein blos kaufmänniſcher oder handwerklicher die Feigheit und den Eigennutz hervorbringt. Wenn aber ein jeder dieſer drey Stände den anderen im Gleichgewichte und Uebung erhält, und alle gemeinſchaftlich zum gemeinen Beßten wirken, ſo kann nur Freyheit und Kultur die Frucht ihrer beſondern Beſtrebungen ſeyn. Will alsdann die Geiſtlichkeit das Volk ihrer alleinigen Gewalt unterwerfen, ſo tritt der Adel mit ſeinen Waffen, der dritte Stand mit ſeinen Reichthümern hervor, und thut ihm Einhalt; will der Adel durch die Macht ſeiner Waffen drohen, ſo ſetzt ihm die Geiſtlichkeit die religiöſe Pflicht und der dritte Stand ſeine Menge entgegen; und will ſich das Volk empören, ſo bringt es die Geiſtlichkeit durch Religion, der Adel durch Waffen zur Ruhe. So iſt der urſprüngliche Geiſt der Landſtände, ſo ihr Zweck und ihre Pflicht.

Dieſe Gewalt der Landſtände war auch nichts weniger, als für die Würde und Gewalt der Fürſten und Könige nachtheilig. Sie hatten in vielen Staaten die gemeine geſetzgebende Macht, obwohl ſie, ohne Einwilligung der Stände nichts in der Grundverfaſſung ändern konnten. Von ihren Regierungen lieſen alle Verordnungen und öffentliche Anſtalten aus. Sie ſetzten die Landsgerichte ein. Ihre Kammer verwaltete die öffentlichen Gelder.

Die Truppen ſtunden unter ihrem Befehle, ſie verwalteten die äußeren Angelegenheiten; übten die Oberpolizeygewalt aus, und vollſtreckten alle Geſetze. Wollte ein Stand ſich ihrer geſetzmäßigen Gewalt widerſetzen oder Unruhen im Staate anzetteln, ſo konnten ſie des Beyſtandes der übrigen verſichert ſeyn, wenn ſie ſelbe nur klug zu behandeln wußten.

Indeſſen konnte es bey aller der Weisheit dieſer ſtändiſchen Verfaſſung, bey aller der klugen Vertheilung des Staatsgewichtes und der Gewalt nicht fehlen, daß nicht in ältern und neuern Zeiten gefährliche Unruhen und bürgerliche Kriege in den Reichsſtaaten entſtanden wären. Nach dem Urtheile der größten politiſchen Schriftſteller ſind aber gerade die freyeſten Staaten am meiſten zu Unruhen aufgelegt. Wenn alſo hier nicht eine höhere Macht eintritt, um ſelbe beyzulegen und zu ſchlichten, ſo iſt Anarchie und endlich gänzliche Auflöſung der Verfaſſung die leidige Folge davon. So wiſſen wir, daß die beſtgegründeten Republiken des Alterthums durch ſolche Zwiſtigkeiten zu Grunde gegangen ſind.

Gegen dieſe Mißbräuche der ſtändiſchen Freyheit haben aber auch unſere Vater die weiſeſten Verfügungen getroffen. Wenn nämlich die Empörung der Stände gegen den Fürſten, oder die Bedrückung eines Fürſten gegen das Volk, oder auch die Strittigkeiten der Stände gegen einander ſo weit gekommen waren, daß keine innere oder wechſelſeitige Vermittelung mehr möglich war, und nur die Sache durch einen blutigen bürgerlichen Krieg entſchieden werden konnte; ſo ſtunden den ſtreitenden Partheyen immer noch die höchſten Reichsgerichte offen, welche die verwirrte Sache mit Unpartheylichkeit ſchlichten, und die anmaßende Parthey mit Gewalt zur Ruhe und Pflicht verweiſen konnten. Eine weiſe und vortreff-

Digitized by Google

liche Anſtalt, welche, wenn ſie in ihrer ganzen geſetzlichen Fülle immer wirken könnte, allen Despotismus und Aufruhr zur geſetzlichen Pflicht oder Freyheit zurückführen würde.

Dreyunddreyßigſtes Kapitel.

Von den Domkapiteln.

Ego Henricus dimitto omnem investituram per annulum et baculum, et concedo in omnibus ecclesiis fieri electionem liberam. Concord.

In den erſten Jahrhunderten der Kirche wurden die Biſchöffe von der chriſtlichen Gemeinde gewählt. Nach der Hand überließ man das Wahlrecht den Aelteſten oder Prieſtern (πρεσβυτεροι). Unter den mächtigen Karolingern ſetzten ſie die Könige und Herzoge ein. Dieſe Gewohnheit dauerte auch unter der ſächſiſchen und fränkiſchen Dynaſtie fort, bis endlich die Päbſte über die Kaiſer die Oberhand behielten, und durch ein Konkordat die freye Wahl wieder den vorzüglichſten Geiſtlichen erworben hatten.

Von nun an war bey einem jeden biſchöfflichen Sitze auch ein Kapitel, welches die Biſchöffe wählte. Es war aber bisher, ſagt Pütter, mit den Prieſtern oder Domherren der Kapitel nach und nach eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Seit Ludwigs des Frommen Zeiten ſollten ſie eigentlich, nach der von einem gewiſſen Biſchoff Chrodogang zu Metz aufgebrachten Regel, auf ähnliche Art, wie Mönche, ein gemeinſames Leben

führen, beyſammen wohnen, an einem Tiſche eſſen, in einem Hauſe ſchlafen u. ſ. w. Verſchiedene biſchöffliche Kirchen waren ſelbſt urſprünglich mit Benediktinermönchen beſetzt *). Allmählig kam es aber in einem Bißthume nach dem anderen dahin, daß anſtatt der gemeinſchaftlichen Wohnung und Tafel, ein jeder Domherr ſeine eignen Einkünfte zog, ſeine eigne Wohnung nahm, ſeine eigne Wirthſchaft führte, und alſo ſeine Pfründe nach Gutbefinden benutzte, auch ſelbſt die ihm obliegenden gottesdienſtlichen Handlungen durch Andere (Vikarien) an ſeiner Stelle verrichten ließ. Nur allgemeine Geſammtangelegenheiten blieben kollegialiſchen Zuſammenkünften und Berathſchlagungen vorbehalten, die dann bey verſammeltem Kapitel gehalten wurden. In ſolcher Abſicht war von Zeit zu Zeit die perſönliche Anweſenheit (Reſidenz) eines jeden Domherrn erforderlich. So entſtand ohngefähr die erſte Grundlage der Verfaſſung der Domkapitel.

Sowohl die Pfründen der Domherren als die biſchöfflichen Einkünfte waren in den meiſten Stiftern ſo beträchtlich, daß nicht nur um Bißthümer und andere Prälaturen,

*) In Deutſchland kann man wenigſtens ſieben Domkirchen zählen, deren Geiſtliche erſt Mönche waren, nämlich: Freiſingen, Salzburg, Utrecht, Eichſtädt, Würzburg, Bremen und Regensburg. Abele Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeſchichte, 1s St. (Leipz. 1778. 8.) S. 80. Auch „dem Biſchoffe zu Ratzeburg ward eine Kongregation von zwölf regulären Kapitularen zugeordnet, welcher Pabſt Hadrian IV. (1157.) die Regel des heil. Auguſtins nebſt dem Prämonſtratenſer Habit vorſchrieb, und das freye Wahlrecht ertheilte." Friedrich Auguſt Rudloffs pragmatiſches Handbuch der Mecklenburgiſchen Geſchichte, Theil 1. (Schwerin 1780. 8.) S. 161.

Digitized by Google

ſondern auch um dommherrliche Pfründen die edel=ſten Geſchlechter von hohem und niederm Adel ſich bewarben. Wo es nur irgend die Umſtände und Zeit=läufte begünſtigten, wurden bald Stiftsgeſetze (Statute) zum ausſchließlichen Vortheil des Adels errichtet, daß niemand, als wer eine gewiſſe Anzahl adelicher Ahnen beweiſen könne, zu Domherrenſtellen, geſchweige gar zur biſchöfflichen Würde zugelaſſen werden ſollte. Auf ſolche Art vereinigte ſich ein gewiſſes gemeinſchaftliches Intereſſe der Domkapitel und der Ritterſchaft, um wo möglich den Bürgerſtand ſowohl von aller aktiven als paſſiven Theil=nehmung an den Biſchoffswahlen auszuſchließen. Dazu war aber kein bequemeres Mittel, als dem jetzt ohnedem in das hierarchiſche Syſtem eingeflochtenen Grundſatze nachzugehen, daß es überall unſchicklich ſey, weltliche Stimmen an Beſetzung geiſtlicher Stellen Theil nehmen zu laſſen. Fügte ſichs nun etwa, wie der Fall nicht ſelten war, daß bey einer Biſchoffswahl die Bürger=ſchaft einen anderen Kompetenten begünſtigte, als der Klerus und die Ritterſchaft, ſo vereinigte ſich dieſe lieber mit der Geiſtlichkeit, oder opferte lieber ihre bisherige Theilnehmung am ganzen Wahlrechte auf, um nur auch den Bürgerſtand deſto eher und ſicherer ganz von allen Biſchoffswahlen zu entfernen.

So kamen alſo die Biſchoffswahlen, hier früher, dort ſpäter, meiſt ausſchließlich in die Hände der Domherren; faſt auf gleiche Art, wie die Kardinäle nach und nach allein zur Pabſtwahl, und die Kurfürſten zur Kaiſerwahl gelangten. Auch in anderen Rückſichten entſtanden daraus ähnliche Verhältniſſe. Ein Biſchoff, dem es nicht gleichgültig war, was er für einen Nach=folger bekam, ſuchte gerne die Domherren zu Freunden zu haben. Sie waren ohnedem gleichſam Beſtandtheile

eines Leibes, da der Biſchoff mit ihnen zuſammengenommen die Kirche vorzuſtellen ſchien. Sie wurden alſo zu Rathe gezogen, bald durfte ohne ihre Einwilligung nichts Wichtiges vorgenommen werden.

Wenn das alles zum Theil ein ſtillſchweigendes Herkommen zu begründen angefangen hatte, ſo kam man bald ferner auf die Gedanken, bey der Wahl eines neuen Biſchoffs ihm eine Kapitulation vorzulegen, worin er eidlich verſprechen mußte, die darin enthaltenen Vorſchriften zu beobachten *). So entſtand ein ganz neues Verhältniß zwiſchen Biſchöffen und Domkapiteln, welche letztere während der Zwiſchenzeit (Sedisvakanz), wenn der biſchöffliche Stuhl durch Todesfall, Reſignation oder ſonſt erlediget war, ohnedem alle biſchöffliche Gerechtſame auszuüben bekamen.

So verlor ſich aber auch beynahe ganz die urſprüngliche Beſtimmung der Biſchöffe und Domherren. Beyde kamen jetzt in ſolche Umſtände, daß man kaum mehr daran dachte, daß Gottesdienſt und geiſtliche Verrichtungen ihr Geſchäfft ſeyn ſollten. Bißthümer und Pfrün-

*) Schon vom XIII. Jahrhundert finden ſich Urkunden, worin neuerwählte Biſchöffe ihren Domkapiteln gewiſſe Vorrechte zuſichern, z. B. vom Biſchoff Bechtold von Paſſau 1252 in Hansitz Germ. sacra tom. I. p. 391. Von förmlich beſchwornen Kapitulationen iſt eine der erſten vom Erzbiſchoff Albrecht zu Magdeburg 1383 in Ludewig reliqu. MStor. tom. 12. p. 471. Andere vorzügliche Beyſpiele ſind hernach die von Würzburg 1411, und von Bamberg 1422, jene in Lünigs Reichsarchiv spicil. eccl. tom. 2. p. 969, letztere in der Prüfung der Schriften des Bambergiſchen Domkapitels (1745) Th. 2. §. 23. Adolf Felix Henr. Poſſe über die Rechtsbeſtändigkeit der Wahlkapitulationen katholiſch geiſtlicher deutſcher Fürſten (Göttingen 1784. 4.) Seite 36. 38.

Digitized by Google

den wurden jetzt als Stiftungen angeſehen, die zum Vortheile des hohen und niedern Adels errichtet waren, und Söhnen, die mit Geſchlechtsgütern nicht verſorgt werden konnten, zur Verſorgung dienen mußten.

Eben ſo ging es mit den Klöſtern, deren Reichthümer ihren Mitgliedern ſo vielen Stoff zu Bequemlichkeiten des Lebens verſchafften, daß ſie bald von der erſten Abſicht ihrer Stifter und von der Vorſchrift ihrer Ordensregeln faſt gänzlich abwichen. Dieſem Uebel abzuhelfen, dachte man zwar hin und wieder auf eine Umbildung des Benediktinerordens, wie im XI. Jahrhundert inſonderheit zu Clugny in Bourgogne, und zu Hirſchau im Würtembergiſchen geſchah *); oder es entſtanden ſelbſt neue Orden, wie 1086, die Karthäuſer **), 1098, Ciſtercienſer ***),

*) Den Anfang machte der Abt Odo zu Clugny, deſſen Mönchszucht gegen das Ende des XI. Jahrhunderts ſich in ganz Europa verbreitete. Zu Hirſchau führte der Abt Wilhelm zwiſchen 1069 und 1091 eine neue Zucht ein. Er war ein geborner Bayer, erſt Religios zu St. Emmeran. Nach ſeiner Vorſchrift mußten beſtändig 12 Mönche die Bücher der heiligen Schrift und verſchiedene Traktate der älteren Kirchenväter abſchreiben, die er hernach in die Klöſter austheilte. Die Kongregationen von Clugny und Hirſchau wurden hernach berühmte Namen. Lori Bayr. Geſch. S. 656.

**) Karthäuſer entſtanden zu Chartreuſe bey Grenoble in Dauphine, auf Veranſtaltung eines Deutſchen, Namens Bruno aus Kölln, der Chorherr in Reims war. Erſt 1174 kamen ſie nach Bayern. Lori Bayr. Geſch. Seite 659.

***) Der Ciſtercienſerorden breitete ſich in Deutſchland bald aus, und ſeine Glieder bekamen Antheil an kirchlichen Bedienungen. Schon im Jahre 1122 rief ſie der Erzbiſchoff Friedrich von Kölln in ſein Land, und ſtiftete ihnen das Kloſter Altcampen (Camp), deſſen Abt ſich noch jetzt Primas

1121, Prämonſtratenſer *). Aber ſo groß der Ruf dieſer neuen Stiftungen wegen ihrer ſtrengeren Einrichtung Anfangs war, ſobald zog die eben dadurch vermehrte Freygebigkeit milder Stifter wieder eben die Fehler nach ſich, die man den vorigen Stiftungen vorgeworfen hatte. Die ältere Kloſterzucht fing aber vollends an Noth zu leiden, da erſt einzelne Klöſter, hernach gar ganze Orden durch päbſtliche Gnadenbriefe der bisherigen Aufſicht der Biſchöffe entzogen, und unmittelbar dem päbſtlichen Stuhle unterworfen wurden, und da man endlich durch

der Ciſtercienſer in Deutſchland ſchreibt. Unter die älteſten und erſten Klöſter dieſes Ordens in Deutſchland gehören auch Ebrach (1126 oder 1127.), Walkenried (1129.), Volkerode (1131.), Heilsbrunn (1133.), Michelfeld (1133.), Kaiſersheim, deſſen Mönche von Lucelle kamen (1134.), Maulborn (1139.), und noch mehr andere. Verſchiedene Ciſtercienſer bekamen auch bald Bißthümer, z. B. Otto von Oeſterreich das von Freyſingen (1139.); und ſchon vorher (1133.), Benno das von Mecklenburg, der ſeine Ordensbrüder ſtatt der Domherren einführte, und dadurch anderen Kirchen in der Folge Anlaß gab, regulirte Chorherren des Ciſtercienſerordens bey ſich einzuführen. Manriquez annales Cistercienses ad an. 1122. 1133. cap. 3. Abele Magazin für Kirchenrecht ꝛc. St. 1. Seite 84. Lori Bayr. Geſch. S. 658.

*) Norbert, ein niederrheiniſcher Edelmann, nachheriger Erzbiſchoff zu Magdeburg, kam zuerſt auf den Gedanken, die Regel des heiligen Auguſtins mit einigen ſtrengen Geſetzen zu vermehren, und in der Wüſte zu Prämonſtrat im Bißthum Laon 1120 einen neuen Orden von regulirten Chorherren aufzurichten, welche man Prämonſtratenſer, auch weiße Canonicos nannte. Wegen ihrer ſcharfen Kloſterzucht wurden ſie bald in ganz Europa eingeführt; unter andern in Bayern 1127 — 1147 an ſechs Orten. Lori Bayr. Geſch. Seite 655.

Aufnahme eigner Layenbrüder die Mönche von ihren bisherigen nützlichen Beſchäftigungen mit Handarbeiten und Künſten ganz abbrachte *), ſtatt deren jetzt Müßiggang mit allen davon zu erwartenden üblen Folgen einriß, die ſeitdem dem katholiſchen Theile von Europa und Deutſchland bis auf den heutigen Tag nicht anders als zur drückenden Laſt gereichen können **).

*) Nach der erſten Einrichtung in den Klöſtern wurden alle Handarbeiten durch die Mönche verrichtet; ſie waren Zimmerleute, Maurer und Becker, und ſorgten für alles, was zur Erhaltung der Kloſterökonomie nöthig war. Vielleicht Bequemlichkeit, vielleicht Liebe zum ungehinderten Studieren, veranlaßte im Anfange des eilften Jahrhunderts erſt nur in einigen Klöſtern die Veränderung, daß Layen ins Kloſter aufgenommen wurden, deren Fleiß der vornehmere Mönch alle dieſe niedrigen Verrichtungen überließ, die er dafür mit dem Brudertitel beehrte, und mit dem reichſten Segen ſeiner Kloſtergebere und ſeiner Kloſtermeſſen. Zu Hirſchau in Schwaben hatte ein redlichgeſinnter Abt einen Anfang dieſer Art gemacht. Aber in Kurzem wurde es allgemeine Kloſterſitte, weil das neue Inſtitut den Stolz und die Bequemlichkeit der Mönche zu ſehr begünſtigte, und für die Kloſterökonomie eine Ausbreitung erlaubte, welche ſie nach der alten Einrichtung nie hätte erhalten können. Spittlers Geſch. der chriſtl. Kirche (Aufl. 2.) S. 298. Der Abt Wilhelm zu Hirſchau unterhielt 150 Mönche, die dem Chore gewidmet waren; dann 60 Layenbrüder oder fratres converſos, wie man ſie nannte, die zwar den Ordenshabit trugen, aber arbeiten mußten: und über das noch 50 andere Brüder (oblatos), in weltlichen Kleidern, die alles Nothwendige zum Kloſter bringen mußten, damit auch jene Layenbrüder nicht Urſache hätten, außer dem Kloſter herum zu ſchweifen. Lori Bayr. Geſch. S. 657.

**) Man ſehe z. B. die Menge der Klöſter, die nur in Bayern in den Jahren 1074 — 1156 nach einander geſtiftet wurden,

Digitized by Google

Noch eine neue Gattung geiſtlicher Stiftungen eröffnete ſich endlich mit den geiſtlichen Ritterorden, wozu die Kreuzzüge den Anlaß gaben; Anfangs in der Hauptabſicht, die kranken Pilgrime zu Jeruſalem im Hoſpitale zu pflegen; bald zugleich in der Abſicht, ſie gegen Anfälle der Ungläubigen zu ſchützen, woraus am Ende der allgemeine Zweck erwuchs, ſich zu Kriegen gegen Feinde der chriſtlichen Religion gebrauchen zu laſſen. So entſtanden 1099, Johanitter, 1118, Tempelherren, 1190, Marianer oder deutſche Ritter; beyde erſten ohne Einſchränkung auf eine Nation, der letztere nur für deutſchen Adel; alle mit unglaublicher Ausbreitung.

Man kann nicht läugnen, daß durch dieſe Einrichtungen der Dom- und Kloſterkapitel ein gewiſſer Geiſt von Indolenz und Schlaffheit ſich über die Regierung der geiſtlichen Staaten verbreitet habe. Die Staatshaushaltung wurde verſchwenderiſch, die öffentlichen Verhandlungen der Intrigue Preiß gegeben, und das Volk oft in einer ſträflichen Unwiſſenheit erhalten. Indeſſen ſchienen dieſe Nachtheile mehr aus dem allgemeinen Geiſt der Zeiten, als aus der Eigenheit geiſtlicher Staaten zu fließen. In unſern Zeiten können wir glänzende Beyſpiele davon aufweiſen. Die ehemaligen Regierungen von Maynz, Trier, Kölln, Salzburg, Würzburg, Fuld, Münſter und Konſtanz, wetteiferten eine Zeitlang in weiſen Verordnungen, guten Lehranſtalten, toleranten Geſinnungen und milden Stiftungen, mit einander; und wenn die geiſtlichen Staaten in Deutſchland weiter nichts

bey Lori a. a. O. S. 656. Auch die Nonnenklöſter wurden von allerley Orden ſo vermehrt, daß ſchier neben jedem Mannskloſter eins derſelben erbauet wurde. Lori ebendaſ. S. 659.

als das Wahl- und Kapitulationsrecht erhalten hätten, würden ſie ſchon eine wichtige Stütze der Geſetzlichkeit und Freyheit geweſen ſeyn. Sie und die Reichsſtädte mäßigten durch ihre republikaniſchen Formen die monarchiſche Härte der Erbſtaaten. Wenn in dieſen dem gemeinen Manne, vermöge der Geburtsrechte, alle Theilnahme an der Regierung verſagt war, ſo konnte in den Reichsſtädten und geiſtlichen Staaten auch ein Menſch von der geringſten Herkunft unter die Reihe der Fürſten kommen.

Vierunddreyßigſtes Kapitel.

Daß die Kaiſerkrone die Haupturſache der künftigen Schwäche der deutſchen Regenten wurde.

Wenn man die Größe und Würde betrachtet, wodurch die deutſche Nation unter Karl dem Großen, den Ottonen und Friedrichen glänzte, ſo ſcheint es, als habe die mit ihrem Reiche verbundene Kaiſerkrone ihr allen dieſen Glanz, alle dieſe Herrlichkeit zuwege gebracht. Wenn man aber die politiſche Geſchichte der Deutſchen gründlicher ſtudiert, ſo wird es offenbar, daß eben dieſer vorübergehende Glanz die Haupturſache der künftigen Schwäche deutſcher Regenten wurde.

In einem jeden großen Reiche, wo die Erbfolge der höchſten Würde nicht geſetzlich anerkannt iſt, wird ſelbe ein anhaltender Zunder zu bürgerlichen Kriegen ſeyn. Dieß lehrt die Geſchichte von Ungarn, Polen, Schweden und anderen Wahlreichen. Dabey verfällt das Anſehen dieſer Würde um ſo mehr, als ſich bey einer jeden Wahl die Großen des Reichs unabhängiger zu machen ſuchen. Die europäiſchen Wahlreiche ſind daher entweder

Erbreiche geworden, wie Ungarn und Schweden, oder durch bürgerliche Kriege zu Grunde gegangen, wie Polen und das deutſche Reich.

Wäre letzteres ein Königreich geblieben, oder hätte Otto der Große die bereits ſchon mit Italien verbundene Kaiſerkrone nicht von neuem der deutſchen Königswürde einverleibt, ſo war es wahrſcheinlich, daß in Deutſchland die Erbfolge ein Reichsgrundgeſetz geworden wäre. Waren doch ſchon die karolingiſchen, ſachſiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtien auf dem Punkte, die Reichskrone erblich zu machen, wie viel leichter wäre es geworden, das mit einer blos deutſchen Krone vorzunehmen.

Die kaiſerliche Würde ſcheint mir daher die Haupthinderniß an dieſer für Deutſchland ſo heilſamen Verfügung geweſen zu ſeyn; dann erſtlich war dadurch der eigentliche Regent nicht nur ein Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht deutſcher Fürſten, ſondern des Pabſtes und aller übrigen Monarchen in Europa. Der Pabſt bediente ſich daher ſeiner ganzen geiſtlichen Gewalt, und ſie war zu der Zeit fürchterlich, um das Anſehen der deutſchen Kaiſer herunter zu ſetzen. Er hetzte in Deutſchland die Biſchöffe und Fürſten, in Italien die Städte gegen ſie auf, und brachte es endlich dahin, daß die Wahl ein Reichsgeſetz, und der Nachfolger Karls des Großen ſein Vaſall wurde. Die übrigen europäiſchen Mächte, beſonders die Nachbarn Deutſchlands, ſahen dieſe Demüthigung eines Regenten mit gleichgültigen Augen an, welcher ihnen ſo gefährlich und an Macht und Würde über den Kopf gewachſen war, ja ſie beförderten ſelbe noch, weil ſie ſich dadurch von einem mächtigen Nachbar befreyt, und den über ſie hervorragenden deutſchen Kaiſer gedemüthiget fanden. Die Kaiſerkrone

ſchadete endlich ſelbſt der Hausmacht der Regenten, welche ſie annahmen. Ohne dieſelbe würde Karl VII. nicht aus ſeinen Staaten vertrieben, arm in Frankfurt geſtorben, und Oeſterreich ein mächtiger König von Ungarn geblieben ſeyn.

Fünfunddreyßigſtes Kapitel.

Daß, wenn eine Regierungsform in ihren Grundprinzipien verdorben iſt, ſelbe auch die klügſten Regenten nicht mehr erhalten können.

Coeperunt regni primores certare de honoribus, quique illorum, unde majores et plures possent obtinere, parvi pendentes sacramenta, et plus certantes de eorum cupiditate, quam de S. Ecclesiae salute et populi pace.

Hincmar.

Die Geſchichte giebt uns Beyſpiele, daß mittelmäßige Fürſten einen Staat gut regiert haben; ſie giebt uns aber auch Beyſpiele, wo die größten Köpfe der Regierung nicht mehr gewachſen waren. Man findet davon die Urſache darin, daß im erſten Falle die Staatsmaſchine noch in ihrer gehörigen Kraft, im zweyten aber, aus ihren Fugen gekommen war, und daher nicht mehr in ihren vorigen Gang zurückgebracht werden konnte. Ein jeder Staat hat ſeine eigne Regierungsform, welche auch durch den Geiſt des Volkes unterſtützt wird. So lange dieſe in ihrer Reinheit erhalten iſt, geht alles nach

ihr anpaſſenden Grundſätzen und Regeln; iſt aber einmal der Geiſt, welcher ſie in Bewegung ſetzte, verloren, ſo ſind alle Beſtrebungen, ihn wieder zurückzurufen, vergebens, ja ſie bringen öfter ihren Verfall noch früher herbey. Wir könnten zum Beweiſe dieſer Behauptung ſchon Beyſpiele aus der römiſchen Kaiſergeſchichte anführen, wie nämlich die Regierungen eines Nerva, Trajan und der Antonine nicht mehr fähig waren, den Untergang des römiſchen Reichs aufzuhalten. Die deutſche Kaiſergeſchichte giebt deren aber noch ſprechendere; denn das römiſche Reich war durch ſich ſelbſt ſchon zum Ende ſeiner Tage gekommen, aber das deutſche Reich verlor gleich nach ſeinem Entſtehen die Prinzipien ſeiner Verfaſſung.

In der Geſchichte der europäiſchen Staaten finden wir ſelten eine ſo anhaltende Reihe großer Regenten in der Nachfolge, als in Deutſchland unter der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtie. Die Heinriche, die Ottonen, die Konrade und die Friedriche waren Fürſten, deren Gleichen die Thronen anderer Staaten wenige oder keine aufzeigen konnten, und ſie folgten, kleine Unterbrechungen ausgenommen, in glänzenden Regierungen auf einander. Was Klugheit in Maßregeln, Beharrlichkeit in der Vollſtreckung, Weisheit in Geſetzen, und Glück in Waffen Großes hervorbringen können, haben ſie geleiſtet. Mit gleicher Kraft demüthigten ſie die inneren und äußeren Feinde des Reichs, handhabten die Geſetze, imponirten durch Würde und ſchützten die Künſte und Wiſſenſchaften. Nichts deſtoweniger verfiel unter ihnen das Reich immer mehr in Anarchie, und die Regierung der großen Hohenſtaufen endete damit, daß ſie ſelbe noch gar geſetzlich machen mußten.

Dieſer Widerſpruch wird uns begreiflich werden, wenn wir bedenken, daß ſchon unter den Karolingern das Reich in ſeinen Grundprinzipien erſchüttert war. Durch die ſchwache Regierung Ludwigs des Frommen und ſeiner Nachfolger war die Staatsgewalt in die Hände mächtiger Vaſallen gekommen; die Gemeinen waren von der Theilnahme an der Geſetzgebung entfernt, der Heerbann verfallen, und das Reichsgut zu Familien- oder Stiftsgut geworden. Wenn daher der Regent einen äußern Krieg mit Glück führen wollte, hatte er einen innern zu befürchten; und wenn er die Geſetze handhabte, reizte er noch mehr die Anarchie. Zwar haben die Ottonen und Friedriche glänzende Siege erfochten, und die widerſpenſtigen Herzoge gedemüthiget; allein damit das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, indem der äußere Krieg immer wieder einen innern, und der innere einen äußern Krieg nach ſich zog. Da die Gewalt des Staates, außer jener des Kaiſers, in Familien bereits erblich geworden war, ſo mußte das Allgemeine eben ſo verlieren als das Einzelne gewann. Die Kaiſer hatten den Namen, aber die Stände die Macht.

Dazu kam noch, wie ich ſchon im achten Kapitel bemerkte, daß die deutſchen Regenten als römiſche Kaiſer zu gleicher Zeit mit den Päbſten in Strittigkeiten kamen. Während dem ſie mit der weltlichen Gewalt des Schwerdts ihre Würde behaupten wollten, hetzte der Pabſt durch die geiſtliche Gewalt des Bannes ihre Unterthanen gegen ſie auf; und da zu dieſer Zeit alles dazu beytrug, letztere zu unterſtützen, ſo mußten Fürſten, welche ſich in anderen Zeiten mit den Alexandern und Cäſarn hätten meſſen können, in demüthiger Stellung über die Alpen gehen, und dem Pabſte die Füße küſſen.

In dieſer merkwürdigen Epoche großer Regenten geſchah es, daß Otto der Große den Zweykampf und das Fauſtrecht genehmigte, Heinrich IV. und Friedrich I. die Päbſte kniefällig um Verzeihung baten, Heinrich V. das Konkordat einging, Friedrich I. ſeinen Städten in Italien, und Friedrich II. ſeinen Vaſallen in Deutſchland die Landeshoheit zugeſtehen mußten. Ihre glänzenden Regierungen endigten mit dem großen Interregnum, was man billigermaßen die große Anarchie nennen ſollte.

Nach ihrer Regierung war an keine Wiederherſtellung der alten Verfaſſung zu denken. Das deutſche Reich wurde eine Konföderation faſt unabhängiger Stände, welche ſich jetzt in einen Bund ſouveräner Fürſten aufgelößt hat.

Ich halte die Epoche der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer für eine der merkwürdigſten in der Weltgeſchichte. Auf der einen Seite Fürſten, welche in Größe des Geiſtes neben Alexander, Cäſar, Karl und Napoleon, aushalten könnten, auf der anderen, ein zerrüttetes Reich mit den vielen Köpfen der Hydra. Hier Kaiſer mit aller Würde des Adels und der Tapferkeit, dort Päbſte mit aller Liſt und Demokratie. Hier Kämpfe und Schlachten, wovon eine dem Sieger Unterwerfung gewähren ſollte; dort Aufſtände, welche auf einer Seite gedämpft wurden, auf der anderen wieder hervorbrachen. Wenn ſchwache Regenten, wie die letzteren Stuarte und Bourbonen, die Anarchie herbeyführen, darf man ſich nicht wundern; wenn aber Fürſten wie die Ottonen, Konrade und Friedriche, ſie nicht bändigen können, muß nothwendig der Staat ſeine Prinzipien verloren haben.

Digitized by Google

Sechsunddreyßigſtes Kapitel.

Wie mitten unter der Anarchie noch ein deutſches Reich beſtehen konnte?

Nach dem Abgange der hohenſtaufiſchen Dynaſtie hat die Anarchie, welche ſchon unter den letzten Karolingern in Deutſchland gegründet wurde, einen ſo hohen Grad von Ausgelaſſenheit erregt, daß man ſich wundern muß, wie das deutſche Reich noch ferner beſtehen konnte.

Einzelne Ritter wagten es, mit mächtigen Fürſten, Aebte mit volkreichen Städten, Biſchöffe mit tapfern Herzogen, und Unterthanen mit ihren Herren den Kampf aufzunehmen. Jeder kriegte, plünderte, braunte, nachdem er Kräfte oder Gelegenheit hatte, und Fauſtrecht war das einzige Recht. Man nennet dieſe Epoche in der Reichsgeſchichte das große Interregnum, allein billigermaßen ſollte man ſie die große Anarchie nennen; denn in der ganzen Weltgeſchichte wird man keine Zeit finden, worin die Glieder eines und deſſelben Staates in ſo verſchiedener Macht und Geſtalt, in ſo buntſcheckiger Verwirrung gegeneinander anſtießen, und doch ſich unter einerley Geſetz und Obrigkeit erhielten, als in dieſer.

Die Reichsverfaſſung glich zu der Zeit wahrhaft einem gothiſchen Gebäude, wo Fratzen und Engelsköpfe, Ungeheuer und heilige Bilder, Schnörkel und Laubwerk untereinander geworfen, ein großes Ganze bilden, und die ſchwerſten Maſſen auf dünnen leichten Säulchen ſchweben.

Es fragt ſich nun, wie es möglich war, daß ſich das Reich mitten unter einer ſolchen Anarchie erhalten konnte? Wenn wir den Charakter der deutſchen Nation, ihre

damaligen Verhältniſſe zu anderen Nationen und ſelbſt den Geiſt ihrer Verfaſſung betrachten, ſo werden ſich die Urſachen ihrer Erhaltung leicht dargeben. Freylich war dieß Reich ſchon frühe in eine Menge kleiner Territorien und Herrſchaften zerſplittert, aber keines davon war groß und mächtig genug, ſich über alle zu erheben; ſie erkannten alſo lieber noch ein ſelbſtgewähltes Oberhaupt und eine alles umfaſſende Verfaſſung an, als daß ſie ihre Freyheit der Willkühr ihrer mächtigern Mitſtände oder gar eines fremden Eroberers Preiß gegeben hätten. Dazu kam noch, daß die benachbarten Fürſten und Könige nicht weniger mit ihren Vaſallen zu kämpfen hatten, als die deutſchen. Sie konnten daher die Anarchie, welche Deutſchland verwüſtete, nicht benutzen, und mußten ſelbige ihrem eignen Schickſal überlaſſen. Den mächtigſten Ständen (den Kurfürſten) war ſelbſt daran gelegen, daß eine Verfaſſung blieb, welche ihnen ſo vorzügliche Rechte zugeſichert hatte, und wodurch ſie nur jenen als Regenten anerkennen mußten, den ſie ſelbſt gewählt hatten.

Die vorzüglichſte Urſache der Erhaltung des deutſchen Reichs lag aber in der Gewohnheit ſelbſt. So ſehr auch ein jeder Stand nach Unabhängigkeit ſtrebte, ſo wagte doch keiner den Gedanken, die alte Form aufzuheben. Im Gegentheil wurde während dem Interregnum erſt dieſe Form recht feſtgeſetzt. Standſchaft, Reichstag, Kaiſerwahl und Kurfürſten, haben zu der Zeit ihre rechtliche Konſiſtenz erhalten. Man wundert ſich noch, mit welcher Ehrfurcht auch die mächtigſten Kurfürſten einem Kaiſer begegneten, welchen ſie zuvor noch als einen ſchwachen Grafen kannten.

Aus dieſen ſeltſamen Ereigniſſen ſieht man, daß ein Staat auch mitten in einer erſchütternden Anarchie ſich

Digitized by Google

erhalten könne, wenn die Nation noch vom alten Geiſte beſeelt wird; daß aber auch ein gutgeordnetes Reich zu Grunde gehen müſſe, wenn einmal dieſer Geiſt verſchwunden iſt. Vom letztern Falle haben wir die ſprechendſten Beyſpiele an Deutſchland, Frankreich, Polen und Preußen in unſern Zeiten. Der Geiſt dieſer Reiche war ſchon lange dahin gegangen; und Verfaſſungen, welche durch viele Jahrhunderte beſtanden haben, oder von den klügſten Regenten gegründet waren, fielen wie Kartenhäuſer durch einen einzigen Windſtoß zuſammen.

Siebenunddreyßigſtes Kapitel.

Wie Rudolph von Habsburg die deutſche Nation erheben wollte.

Nach dem großen Interregnum, oder vielmehr der großen Anarchie, war kein anderes Mittel mehr übrig, die deutſche Nation zu erheben, als die Bündniſſe der Städte. Den Einwohnern derſelben war um Freyheit und Sicherheit zu thun; den Großen aber um Raub und Fehde. Rudolph, als Graf ſelbſt ein Glücksritter, wurde des Reichs Beſchützer, da er Kaiſer war. Er unterſtützte die Bündniſſe der Städte gegen die Raubritter und große Vaſallen. Er zerſtörte die Raubneſter, welche allen Handel und friedliche Gewerbe hinderten; er wollte aus dem Städtebund eine Art von Unterhaus in Deutſchland bilden, was den Vaſallen anfänglich das Gleichgewicht gehalten, nach der Hand aber die anarchiſche Ariſtokratie der Großen gebändigt haben würde.

Wäre ihm ſein großer Plan gelungen, ſo würde ſich die Nationalmacht aus dem dritten Stande wieder erho-

ben, und die Reichskrone wieder jene Würde erhalten haben, welche ihr Karl der Große zu geben wußte. Das deutſche Reich wäre unter den Oeſterreichern eine eingeſchränkte Monarchie geworden, wodurch Freyheit von Innen und Anſehen von Außen geherrſcht hätten. Rudolph ſtarb zu frühe, um dieſen großen Plan ausführen zu können. Seine Nachfolger, beſonders Karl IV., erhoben wieder die Ariſtokratie, und ſo erhielte das Reich, ſtatt einem Unterhauſe und einer gemäßigten Verfaſſung, eine goldne Bulle, welche der Grund aller künftigen Anarchie blieb.

Was zu der Zeit aus Deutſchland hätte werden können, ſoll in den drey folgenden Kapiteln dargethan werden.

Achtunddreyßigſtes Kapitel.

Ueber den Charakter der deutſchen Reichsverfaſſung.

Die große Liebe zur Freyheit hat unter den Deutſchen die Anarchie hervorgebracht, ihre Ausſchweifung führte auch wieder Ordnung und Geſetze herbey. So ſehr auch die Verfaſſung, welche die Deutſchen mit aus ihren Wäldern brachten, ausgeartet war, ihre Grundzüge erhielten ſich mitten unter dem Sturme des Fauſtrechts und der Zügelloſigkeit.

Gleich nach dem großen Interregnum hatten es mehrere Kaiſer verſucht, den Landfrieden zu fördern, und dem Ganzen eine geſetzliche Ordnung zu geben; aber erſt unter Maximilian I. gelang es dem klugen Kurfürſten von Maynz, Berchtold von Henneberg, die Stände zu einem ordentlichen Reichsregimente und einer gehörigen Gerichtsordnung zu vermögen. Das Reich wurde einer beſſern Verwaltung wegen in Kreiſe

abgetheilt, und über alle Territorialgerichte ein höchſtes Reichsgericht (das Kammergericht und der Reichshofrath) angeſetzt, wodurch denn das Ganze ſeine gehörige Form bekam.

Von nun an konnte man im deutſchen Reiche die alte germaniſche Verfaſſung wieder erkennen. Es waren zwar andere Namen, andere Abtheilungen, andere Formen aufgenommen, aber der alte Geiſt belebte ſie. Wie ehemals wurden die Könige oder Kaiſer aus den Edlen und Fürſten, die Feldherren aber aus den Tapferſten gewählt*); doch hatten ſie keine unbeſchränkte Gewalt**). Der Thron des Oberhauptes war mit Kurfürſten und Fürſten umgeben, deren Rath es befolgen mußte. In geringern Fällen entſchieden dieſelben, in wichtigern aber Alle, der ganze Reichstag. Die Verwaltung einzelner Staaten und Diſtrikte war jedem Theile oder Stande überlaſſen, und hier fand man, wie ehemals, alle Abſtufungen der Regierungsformen, von der populärſten Demokratie bis zur ſtrengſten Monarchie ***). Alle aber ſtunden unter einerley Oberhaupt und Geſetz.

Von dem Reichstage ging auch noch, wie zuvor, die oberſte richterliche Gewalt aus, und zog ſich durch Appellationen dorthin wieder zurück ****). Die hohen Reichsgerichte ſprachen in Sachen der einzelnen Bürger und Stände, aber von ihnen konnte recursus ad Comitia genommen werden.

*) Aurea Bulla. Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumunt.

**) Nec regibus infinita aut libera potestas.

***) Gothones regnantur paulo adductius, nondum tamen supra libertatum — apud Suionas unus imperitat, nullis jam exceptionibus, nec precario jure parendi.

****) Licet apud concilium accusare quoque.

Die einzelnen Staaten und Stände wurden, wie ehemals die Gauen, als ſelbſtſtändig angeſehen, und jeder hatte mit dem anderen ſeine beſonderen Verhaltniſſe und Kolliſionen; wenn aber ein allgemeiner Reichskrieg, oder eine Landwehre vorhanden war, mußten ſie alle unter der Fahne des Kaiſers ausziehen.

Auch darin ſind die Züge des alten Germaniens nicht zu verkennen, daß das Prieſterthum noch die Leitung des Ganzen hatte *). Der Direktor des Reichstages, der Reichserzkanzler, die erſten Wähler des Kaiſers, waren Biſchöffe, und auf dem Reichstage bildete ſich eine ganze geiſtliche Bank. Sie leitete die Geſchäfte ein, und ihre Stimme wurde zuerſt gehört. Solange alſo wirkte auch noch nach vielen Jahrhunderten der Geiſt, welcher die Deutſchen ſchon in ihren Wäldern belebte.

Neununddreyßigſtes Kapitel.

Ueber die Größe der deutſchen Nation.

Drey Epochen finden wir in der Geſchichte, wo die deutſche Nation groß, und über alle andere in der Welt hervorragend ſich zeigte; nämlich unter Karl dem Großen, unter Maximilian und unter Joſeph II. In der erſten dieſer Epochen hat vorzüglich der Regent gewirkt; in den zwey letzten aber die Nation ſelbſt.

Wenn man betrachtet, daß unter Karl dem Großen die Deutſchen ihre ſiegreichen Waffen von der Nordſee bis an das Mittelmeer, und von dem Ebro bis an den Raab getragen, und dadurch ein neues Kaiſerreich geſtiftet haben, deſſen Geſetzen faſt die ganze Chriſtenheit

*) Silentium per ſacerdotes, quibus tum coërcendi jus.

unterworfen war; wenn man ferner betrachtet, daß in dieſem Reiche die Freyheit und Selbſtſtändigkeit der Nationen mit der Energie der Monarchie in majeſtätiſcher Harmonie wirkte, wenn man endlich betrachtet, daß zu der Zeit die deutſchen Geſetze, Sitten, Sprache, Gebräuche die herrſchenden, und die deutſchen Höfe und Akademien die Treibhäuſer der neuen Kultur in Europa waren, ſo ſieht man es ganz deutlich, daß es nur an einem großen Regenten liegt, welcher die deutſche Nation zu erheben weiß, und ſie ſteht geehrt und gefürchtet unter allen Völkern Europens da.

Wenn man nun wieder auf der anderen Seite betrachtet, was Deutſchland unter Maximilian und Joſeph, ſo zu ſagen, durch ſich ſelbſt geworden iſt, ſo ſieht man wieder deutlich, daß dieſe Nation auch ohne große Regenten, ſich doch erheben kann, wenn ſich ihre Fürſten nur mit Würde zu behaupten wiſſen. Kaum war unter Maximilian die alte Anarchie und das Fauſtrecht durch die Reichsgerichte und Kreisverwaltungen gebändigt, als ſich große Männer in aller Art unter den Deutſchen hervorthaten. Die Bechtolde, Alberte, Johannes von Dahlberg unter den geiſtlichen, die Friedriche, Philippe, Maxen unter den weltlichen Fürſten; die Sickingen, Frundsberge und Truchſeſſe unter den Helden; die Hutten, Reichline, Celtes, Erasmen und Melanchtone unter den Gelehrten; die Albrecht Dürer, Lukas von Leyden und Holbein, unter den Künſtlern. Die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte eiferten zu der Zeit mit den italieniſchen in Handel, Erfindungen, Unternehmungen in aller Art von Kunſt und Wiſſenſchaft.

Die letzte Epoche ſcheint der Schwanengeſang deutſcher Größe geweſen zu ſeyn. Zwey deutſche Regenten, Jo-

Digitized by Google

ſeph II. und Friedrich II. theilten gefürchtet und bewundert die Angelegenheiten von ganz Europa. Die geiſtlichen und weltlichen deutſchen Fürſten eiferten gleichſam um die Wette in Beförderung alles Guten, Wahren und Schönen. Friedrich hatte durch ſeine Siege, Joſeph durch ſeine Verbindungen, die deutſche Nation allen Völkern fürchterlich gemacht. Herder, Kant, Mendelſon, Klopſtock, Wieland, Göthe, Schiller, Müller, Schmidt, Winkelmann, Mengs, Tiſchbein, Füger, Gluck, Händel und Mozard verdunkelten oder erreichten die Klaſſiker aller übrigen Nationen.

Beyde Fälle ſind ein klarer Beweis, daß die Deutſchen nur einen großen Mann oder günſtige Umſtände haben müſſen, um ſich, wie andere Nationen, auszuzeichnen.

Beydes hat ihr aber in den letzten Zeiten gefehlt. Friedrich und Joſeph waren todt; die kleinen deutſchen Fürſten entweder durch die Revolution geſchreckt, oder verblendet, oder nicht gehört; die Schriftſteller entweder ſelbſt revolutionäre oder ihre Warnungen nicht mehr geachtet, und das Volk unter mehrere Partheyen getheilt, ohne Stütze, ohne Gemeingeiſt, ohne einfachen Zweck.

Vierzigſtes Kapitel.

Von der deutſchen Sprache.

Als gegen das funfzehnte Jahrhundert Deutſchland in allen Zweigen der geſellſchaftlichen Kultur ſo wichtige Fortſchritte machte, fing man auch an die deutſche Sprache zu verbeſſern. Bis auf dieſe Zeit, ja ſelbſt bis

Digitized by Google

zu dem weſtphäliſchen Frieden hin, wurde die lateiniſche als die gelehrte, Religions und allgemein diplomatiſche, oder Völkerſprache angeſehen; und dieſes mag wohl ſeine gute Urſache und ſeinen guten Nutzen gehabt haben. Kein Volk wollte nämlich die Sprache eines anderen als eine gemeinſchaftliche gelten laſſen, weil man dieſes als ein Zeichen der Superiorität würde angeſehen haben; und denn wollte man auch Diskuſſionen über gelehrte oder religiöſe Gegenſtände nicht ſo unmittelbar unter das gemeine Volk kommen laſſen. Dieſer Gebrauch der lateiniſchen Sprache wurde aber bald ſo übertrieben, daß man darüber die Volksſprache ganz vernachläßigte, und ſogar endlich das, was doch eigentlich National ſeyn ſollte, und wodurch ſich der Nationalgeiſt unterſchied und ausſprach, lateiniſch ſchrieb. Z. B. Geſetze, Gedichte, Kirchengebete und Kirchengeſänge.

Die ſogenannten Minneſänger waren wohl die erſten, welche an Verbeſſerung der deutſchen Sprache arbeiteten, und, wenn ich nicht irre, ſo haben ſie nicht nur den ganzen Reichthum derſelben dargelegt, ſondern ihr auch einen vorzüglichen Wohlklang geben wollen. So finde ich in den alten Minneliedern eine Menge deutſcher Wörter, welche beynahe ganz außer Uebung gekommen ſind. Z. B. Miſſegehen, (Schlechtgehen), Hort, (Schaz), Selten, (Glück), baß, (gut), bald, (kühn) ꝛc. Ich finde ferner, daß die Minneſänger, um der deutſchen Sprache einen ſüßen Wohlklang zu geben, entweder viele Mitlauter weggelaſſen, oder Vokale hinzugefügt haben. Z. B. emfahen, ſtatt empfangen; emag, ſtatt mag; lahn, ſtatt laſſen; trait, ſtatt trägt ꝛc. Ja es geben unter den Minneliedern einige Stellen und Verſe, welche ſo wohlklingen, daß ſie neben die ſchönſten der griechiſchen und italieniſchen geſtellt zu werden verdienen. An

dieſen erſten Verſuchen, die deutſche Sprache zu verbeſſern ſieht man, was aus ihr hätte werden können, wenn ſie von Dichtern wäre fortgebildet worden; allein dieſe ſchrieben nach der Hand blos lateiniſche Verſe und überließen die deutſche Sprache den Juriſten und Rabuliſten, wodurch ſie denn ſo ungeſchlacht und mit ſo vielen lateiniſchen Brocken entſtellt wurde, daß in neuern Zeiten die beſten Sprachkenner und Dichter daran zu thun hatten, ſie zu reinigen und ihr einen gehörigen Wohlklang wieder zu geben.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Daß die Erwerbung fremder Reiche ſowohl den erwerbenden deutſchen Familien als der Nation ſelbſt verderblich wurde.

Obwohl es nach den Grundſätzen einer höhern Politik dargethan werden könnte, daß alle Erwerbungen in fremden Landen ſowohl den ſiegenden als beſiegten Völkern nachtheilig ſeyen, ſo hat doch die gemeine Politik jederzeit die Erweiterungen des Gebieths dem Intereſſe eines Staates gemäß gehalten. Auch hat man diejenigen Staaten, welche ſiegreich ihre Grenzen erweiterten, von allen ihren Nachbarn geachtet und gefürchtet befunden.

Nur bey Deutſchland war dieß gerade der umgekehrte Fall; dann während dem ſich die einzelnen Häuſer und Familien dieſer Nation vergrößerten, verfiel das Anſehen des ganzen Reichs, und fremde Völker theilten unter ſich ſeine Provinzen.

Schon im Mittelalter waren die Anſprüche und Beſitzungen des deutſchen Reichs oder ſeiner Kaiſer in

anderen Ländern dem Ganzen nachtheilig. Dadurch wurde das Blut ſeiner Bürger in fruchtloſen Gefechten verſchwendet, der Blick der Regenten mehr nach den äußern als innern Angelegenheiten gerichtet, der bürgerliche Krieg genährt, und endlich die Kaiſerwürde ſelbſt geſchändet. Noch mehr aber ſahe man die Nachtheile auswärtiger Beſitzungen in neuern Zeiten, und beſonders bey den Erwerbungen des Hauſes Oeſterreich. Zur Zeit Karls V. hatte keine Fürſtenfamilie in Europa ſo viele Kronen ererbt, ſo viele Länder erworben, als die öſterreichiſche; und wenn man dieſen Erwerb nur oberflächlich betrachtet, ſo hätte man glauben ſollen, daß das deutſche Reich dadurch den mächtigſten Schutz gegen alle ſeine Feinde und Nachbarn erhalten würde. Hier deckte dieſes Haus das deutſche Reich gegen die Franzoſen durch den Beſitz der Niederlande und des Elſaſſes, dort gegen die Türken durch Ungarn; gegen Polen und die nördlichen Könige hatte es Böhmen und die Bißthümer in Sachſen und Weſtphalen, gegen Italien Mayland und Neapel; und doch wurde das Reich und beſonders das kaiſerliche Anſehen zu keiner Zeit mehr herunter gebracht, als durch und nach der Regierung Karls V. Die Furcht vor deſſen Größe unterhielt die Religions- und Bürgerkriege, und verſchaffte Frankreich Truppen und Alliirte mitten im deutſchen Reiche. Der Kaiſer wurde nun nicht mehr als das Haupt der Nation angeſehen, dem man folgen und Kontingente ſchicken müßte, ſondern als ein gemeinſchaftlicher Feind und Unterdrücker, gegen den die Waffen zu ergreifen und mit auswärtigen Mächten Bündniſſe zu ſchließen, ein Recht ſey. Die fremden Armeen wurden ſelbſt von deutſchen Fürſten in das Reich gerufen, und man hielt es bald nicht mehr für ein Verbrechen, auswärtigen Regenten die Grenzen und

Feſtungen des Reichs zu eröffnen und ganze Provinzen in Beſitz zu geben. Untreue und Verſchwörung, Partheygeiſt und bürgerlicher Krieg wurden endlich durch die Reichsgeſetze geheiligt.

Durch die Vergrößerung einzelner Fürſtenfamilien wurde ſchon lange vor der gänzlichen Auflößung des Reichs über die Hälfte des deutſchen Gebieths nicht mehr als Reichsgut angeſehen. Böhmen, Oeſterreich, die Schweiz, Holland, Elſaß, die Niederlande, Brandenburg, Hollſtein, Pommern und Hannover, waren bereits ſchon unter die Könige von Ungarn, Frankreich, England, Schweden und Preußen vertheilt, und von dem eigentlichen Reichsgute nichts mehr übrig als Sachſen, Bayern, Franken, Weſtphalen, Schweden und die rheiniſchen Kreiſe; aber auch davon über die Hälfte ſchon Lehen der mächtigern Häuſer.

In neuern Zeiten konnte das deutſche Reich nur durch ein kräftiges Geſetz noch gerettet werden. Man mußte nämlich durch einen Reichsſchluß gebieten, daß, wenn ein fürſtliches Haus auswärtige Beſitzungen oder Kronen annehmen wollte, es entweder auf alle ſeine Rechte und Anſprüche im deutſchen Reiche verzichten, oder beyde Herrſchaften, nämlich die auswärtigen und einheimiſchen, unter zwey Zweige ſeiner Familie theilen müſſe, ohne daß einer oder der andere ferner Succeſſionsanſprüche auf einander haben könnten.

Die Eroberungen fremder Länder und Kronen wurde endlich den erwerbenden Familien ſelbſt nachtheilig; denn dadurch erweckten ſie erſtlich den Neid und die Feindſchaft ihrer Nachbarn und Mitſtände, zweytens gab die Beherrſchung mehrerer Länder von verſchiedenen Verfaſſungen und Sitten ihrer Regierung eine Schwäche und Unbeſtändigkeit, welche ihre Feinde leicht benützen konnten, und

Digitized by Google

drittens mußten ſie immer einen Theil ihrer Herrſchaft dem anderen aufopfern, wodurch ſie gefährliche Unterthanen hatten. Die Geſchichte dieſer Häuſer giebt die auffallendſten Beweiſe davon. Von den ungeheuern Beſitzungen, welche ſich Oeſterreich erworben hatte, hat es ſchon die Schweiz, Holland, die Niederlande, Deutſchland durch Aufſtände der Unterthanen; Spanien, Elſaß, Neapel, Mayland, Schleſien und Servien durch unglückliche Kriege verloren. Schweden und Preußen büßten in einem einzigen unglücklichen Kriege alle die deutſchen Beſitzthümer ein, welche ſie ſich durch eine Reihe von Siegen und glücklichen Negotiationen erworben hatten. Die Länder des Kurfürſten von Heſſen ſind theils an Weſtphalen, theils in Adminiſtration gegangen. Der Fürſt von Naſſau-Oranien iſt weder Statthalter von Holland, noch Fürſt von Fulda mehr, und das Haus Braunſchweig wird ſeine deutſchen Stammländer verlaſſen müſſen, um ſeinen engliſchen Thron zu behaupten. So ſehr ſchadete Eroberungsſucht dem deutſchen Reiche und ſeinen Fürſten.

Zweyundvierzigſtes Kapitel.

Warum der Proteſtantismus in Deutſchland ſo großen Fortgang haben konnte.

Der Inhalt des vorigen Kapitels führt uns zur Auflöſung der Frage: Warum der Proteſtantismus in Deutſchland ſo großen Fortgang haben konnte? Schon ehe Luther ſeine Lehre verkündigte, waren ſowohl in deutſchen als anderen Ländern der Chriſtenheit kraft- und geiſtvolle Männer aufgeſtanden, welche eine Reformation der Kirche predigten. Arnold von Brescia in Italien,

Digitized by Google

Peter Waldus in Frankreich, Wiclef in England und Johann Huß in Böhmen, hatten tüchtige Anfälle auf die Anmaßungen des päbſtlichen Hofes und die Mißbräuche der Geiſtlichen gethan; allein ihre Lehren wurden entweder unterdrückt, oder ihre Anhänger zum Schweigen gebracht; nur im deutſchen Reiche, und nur unter den damaligen Umſtänden konnte der kühne Luther durchſetzen.

Es haben andere große Geſchichtſchreiber und beſonders der gründliche Robertſon, die Urſachen aufgezählt, welche die Reformation beförderten. Dieſelbe mögen auch mehr oder weniger darauf eingewirkt haben; aber die erſte und Haupturſache, welche ſie möglich machte, war unſtreitig die Verfaſſung des deutſchen Reichs, und die Uebermacht Karls V. durch ſeine auswärtigen Erwerbungen. Wir wollen die Sache näher unterſuchen.

In keinem anderen Staate oder Reiche Europens hatten ſich die großen Vaſallen ſo mächtig und unabhängig gemacht, als in Deutſchland, folglich konnten auch keines Reiches-Vaſallen in Bekenntniß ihrer Religionsmeynung ſo frey handeln, als die deutſchen. Mit dieſen weltlichen Vaſallen gingen die geiſtlichen in Erweiterung ihrer Macht und Unabhängigkeit gleiche Schritte; die Gewalt und der Aufwand der Geiſtlichen war alſo auch in keinem Reiche größer und auffallender, als in Deutſchland; wodurch ſie denn nothwendig ſowohl den Neid der weltlichen Fürſten als den Tadel des Volks erregen mußten. Die freyen Städte ſtunden endlich zwiſchen beyden in der Mitte, und da ſie ſchon lange für ihre Freyheiten geſtritten hatten, ſo war ihnen eine Lehre willkommen, welche dieſelbe zu begünſtigen ſchien. Alle Stände des deutſchen Reichs trugen alſo dazu bey, die Reformation zu befördern, und Kaiſer Karl V. hatte

zu viel mit ſeinen auswärtigen Angelegenheiten zu thun, als daß er ſeine ganze Hauptmacht gegen den Proteſtantismus in Deutſchland richten konnte.

Die Größe des Hauſes Oeſterreich gab Luthers Lehre endlich den ſchnellſten Fortgang. Die großen Familien Deutſchlands, welche ſchon lange die Macht dieſer Familie entweder beneidet oder gefürchtet hatten, verbreiteten die Reformation in ihren Erbſtaaten; Frankreich, die Nebenbuhlerin Oeſterreichs, unterſtützte die Proteſtanten in Deutſchland und den Niederlanden; Holland nahm die proteſtantiſche Religion an, weil es ſich der öſterreichiſchen Herrſchaft entziehen wollte; und Schweden wurde endlich das Haupt der Proteſtanten, weil es dadurch Eroberungen machen konnte.

Wenn man die Geſchichte der Reformation lieſt, ſo muß man Luthers Kühnheit und Feſtigkeit bewundern; aber man muß auch zugleich geſtehen, daß er in keinem anderen Lande ſo günſtige Umſtände und mächtige Beſchützer gefunden haben würde, als in Deutſchland. Ohne eine deutſche Wartburg, ohne einen deutſchen Kurfürſten, (Johann Friedrich), und ohne einen deutſchen Fürſtenbund mit Frankreich, wäre kein Proteſtantismus zu Stande gekommen.

Digitized by Google

Dreyundvierzigſtes Kapitel.

Ueber den Geiſt des Proteſtantismus und deſſen Verhältniſſe zur allgemeinen Chriſtenheit.

Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim ipse paterfamiliae praecatus Deos. Tacitus.

Laſſet in das Allerheiligſte der Religion das Auge des Zöglings überall blicken, wo er nur äußere Mauern und Formen erblickt. Jede fremde Religionsübung ſey ihm ſo heilig, wie die eigne, und jedes äußere Gerüſte dazu. Das proteſtantiſche Kind halte das katholiſche Heiligenbild am Wege für ſo ehrwürdig, als einen alten Eichenhayn ſeiner Voreltern; es nehme die verſchiedenen Religionen ſo liebend, wie die verſchiedenen Sprachen auf, worin doch nur ein Menſchengemüth ſich ausdrückt. Jedes Genie aber iſt in ſeiner Sprache, jedes Herz in ſeiner Religion allmächtig, ſagt Jean Paul in ſeiner Erziehungslehre.

In unſern Zeiten, wo die mechaniſche Gewalt die moraliſche ſo mächtig niedergedrückt hat, wird es nicht undienlich ſeyn, die verſchiedenen Religionsſekten, welche doch letztere erhalten und bewachen ſollten, auf gewiſſe Irrgänge und Inkonſequenzen aufmerkſam zu machen, deren ſie ſich faſt alle ſchuldig gemacht haben. So ſehr auch einige Philoſophen und politiſche Schriftſteller die Kosmokratie über die Theokratie erheben wollen, ſo wird immer wahr bleiben, daß erſtere den Geiſt ertödten, und zuletzt aus dem ganzen Menſchengeſchlechte weiter nichts als ein ungeheures Automat machen würde, wenn die

Vorſehung nicht zeitlich Menſchen oder Begebenheiten herbeyführte, welche den Geiſt wieder auferwecken, und auf viele Jahrhunderte hinaus von neuem beleben.

Seit vielen Jahrhunderten beſtrebten ſich die verſchiedenen Theile, woraus die Chriſtenheit beſteht, einander zu verfolgen, zu verachten und zu verſpotten. Eine jede Sekte verlachte der anderen Glauben, Verfaſſung und Kultus; aber am Ende fanden ſie, daß ſie alle wechſelsweiſe ihre moraliſche und politiſche Kraft ertödtet hatten, ohne doch unter ſich einig zu ſeyn. Nachdem man durch elende Sophiſtereyen die Religion und die edelſten Schwungkräfte des Gemüthes lächerlich gemacht hatte, wurde der Menſch nicht mehr als ein freyes moraliſches Weſen, ſondern als eine politiſche Schachmaſchine angeſehen, die man nach dem einſeitigen Nutzen des Staates, ſo oder ſo, auf das angewieſene Feld oder Gefach ſtellen könnte. In allen neuen politiſchen, ſtatiſtiſchen und ſogar theologiſchen Schriften hörte man von nichts als Staatsreichthümern, Induſtrie, Bevölkerung, Nationalmacht und Subordination reden; von Tugend, Religion, Vaterlandsliebe, Ehre, Treue und Glauben ſelten, oder nur wie von dem Anſtriche des neuen Gebäudes. Die Moralität wurde gänzlich dem Mechanismus untergeordnet.

Dieſe Lage der Dinge ſcheint es mir nothwendig zu machen, daß unter den verſchiedenen Sekten der Chriſtenheit eine neue moraliſche Kraft geſchaffen werde, welche fähig ſey, ſich der mechaniſchen entgegenzuſtellen. Keine Sekte darf ſich mehr allein ſtark genug glauben, dieſes bewirken zu können. Sie ſind bisher durch Sophiſtereyen alle entkräftet worden. Nur eine allgemeine Vereinigung in den Hauptpunkten der Moralität und des Glaubens, und eine hierarchiſch-moraliſche Gewalt iſt

fähig, dem Mechanismus entgegen zu arbeiten, welcher Staaten und Gewiſſen drückt. Wir wollen ſehen, ob und wie nach dem dermaligen Geiſte der Zeit eine ſolche Vereinigung zur Wiederbelebung der moraliſchen Kräfte möglich ſey.

So weit wir die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes kennen, giebt ſie uns Beyſpiele von Menſchen und Sekten, welche von der herrſchenden Meinung der Völker abgewichen ſind. Aber nur ſeit der Reformation iſt mit dieſer Abweichung auch ein rechtlicher Begriff verbunden worden. Diejenigen nämlich, welche ſich in dieſer Hinſicht von der allgemeinen Kirche trennten, nannten ſich Proteſtanten, und das Recht zu proteſtiren oder ſich davon zu trennen, wurde ihnen in Staats- und Völkerverträgen feyerlich zugeſtanden. Dieſe Rechtsbeſtimmungen brachten ein doppeltes Verhältniß unter den Staatsbürgern hervor, ein religiöſes nämlich, und ein politiſches. Nach erſterem behauptete jede Parthey ihre Meinungen nach ihrem Glauben oder ihrer Ueberzeugung; nach letzterem jede ihre Rechte nach beſtimmten unter beyden angenommenen Geſetzen.

So lange die Meinungen nach gewiſſen Glaubensbekenntniſſen, und das Staats- und Völkerrecht nach gewiſſen Machtverhältniſſen feſtgeſetzt waren, hatte dieſe Trennung eine vortheilhafte Wirkung ſowohl auf die Kirche als den Staat. Die verſchiedenen Sekten eiferten miteinander in der Gründlichkeit ihrer Lehre und der Reinheit ihrer Moral; die verſchiedenen Partheyen in Behauptung ihrer bürgerlichen Rechte und Freyheit. Dadurch wurde die Kultur des Geiſtes von Innen, und die Rechtlichkeit nach Außen zugleich befördert. Die Chriſtenheit war ſittlich und rechtlich konſtituirt. Indeſſen hatte die Zwietracht, welche durch dieſe Trennung

Digitized by Google

genährt wurde, dem menſchlichen Geiſte eine ſo ſonderbare Richtung gegeben, daß ſelbe über kurz oder lang der bürgerlichen Geſellſchaft gefährlich werden mußte. Die den Menſchen geſtattete Denk- und Gewiſſensfreyheit artete zuletzt in förmliche Ruchloſigkeit, und die bürgerliche Freyheit in Anarchie oder Gewaltthätigkeit aus. Nur ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte der jüngſtverfloſſenen Jahrhunderte wird uns davon hinlängliche Beweiſe geben.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Kirche Chriſti im Laufe der Zeit, beſonders aber während dem finſtern Mittelalter mit einer Menge von Mißbräuchen beſudelt worden ſey, welche ihre urſprüngliche Reinheit verdunkelten und ſelbe in manchen Epochen faſt gänzlich unkenntlich gemacht haben. Das Kirchenregiment wurde öfter mit einer deſpotiſchen Härte geführt, die Moral nur in Ausübung oberflächlicher Gebräuche geſucht, und der Gottesdienſt mit lächerlichen und abgeſchmackten Zeremonien gefeyert. Kurz vor der Reformation waren die Sitten der Geiſtlichkeit ſo ärgerlich, und die Mißbräuche der kirchlichen Regierung ſo drückend geworden, daß Fürſten und Völker darüber murrten, und ſelbſt ein Konzilium eine Verbeſſerung für nöthig hielt.

In dieſen Zeiten erſchien Luther. Die Natur ſowohl als Kultur hatten ihm alles zugetheilt, um einen Reformator aus ihm zu bilden. Mit einer ungewöhnlichen Kraft ausgerüſtet, hatte er eine gründliche Gelehrſamkeit, um mit den Theologen zu fechten, und populäre Beredſamkeit, um das Volk einzunehmen, und einen unerſchütterlichen Muth, um allen Gefahren zu trotzen. Sowohl aus ſeinem Körper als ſeinem Geiſte ſprach ein natürlicher Proteſtantismus gegen allen Geiſtes- und Bürgerzwang. Solche außerordentliche Menſchen hat

es unter allen Völkern und in allen Zeitaltern gegeben; ein Judas Machabäus unter den Iſraeliten; ein Harmodius und Ariſtogiton unter den Griechen; ein Cato und Brutus unter den Römern; ein Stauffacher und Tell unter den Schweizern; aber ſelten gab es Zeiten, wo ihr Geiſt ſo ſchnell in ganze Völker überging, als am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Kaum hatte Luther die erſten Angriffe gewagt, und ſchon ſteckte die Hälfte von Europa das Panier des Aufruhrs gegen die kirchliche, die Hälfte von Deutſchland gegen die fürſtliche Gewalt aus. Ein geiſtlicher und bürgerlicher Krieg verwüſtete über anderthalb Jahrhundert die Chriſtenheit. Durch den weſtphäliſchen Frieden erhielten zwar beyde Theile gleiche Rechte und Freyheiten; allein durch den langen und blutigen Kampf war der Geiſt beyder zuerſt in einen intoleranten Dogmatismus, dann in einen politiſchen Machiavellismus ausgeartet, welcher der Freyheit und Gerechtigkeit eher nachtheilig als vortheilhaft werden konnte. Bald nach dem weſtphäliſchen Frieden, und beſonders in neuern Zeiten, hatte ſich ſowohl in katholiſchen als proteſtantiſchen Staaten eine allgemeine Aufklärung verbreitet, welche unter den gebildeten Klaſſen bis in einen förmlichen Indifferentismus überging. Man hätte alſo vermuthen ſollen, daß der alte Sektengeiſt dadurch müßte aufgehört haben. Nichts deſto weniger blieb jeder Theil immer noch in den Grenzen ſeiner alten politiſchen Richtungen, obwohl der Zweck derſelben ſchon lange verſchwunden war. Ein Theil ließ und half den anderen ſeiner Mitbürger unterdrücken, wenn er ſich nicht nach lange ſchon unter beyden veralteten Formeln zu ſeiner Parthey bekannte.

Dieſe Inkonſequenz iſt in keiner Zeit mehr gefühlt, aber auch beſtraft worden, als in der unſrigen, und

unter keinem Volke mehr als unter den Deutſchen. Die proteſtantiſchen Stände trennten ſich durch äußere und innere Bündniſſe von den katholiſchen, und halfen letztere entweder ſchwächen oder ihre Länder vertheilen, uneingedenk, daß auch die Reihe an ſie kommen könnte. Aus wahrem Mißverſtand des ächten Proteſtantismus untergruben ſie auf dieſe Weiſe die deutſche Reichsverfaſſung, der ſie doch allein ihre Entſtehung und Erhaltung zu danken hatten. Sie glaubten fälſchlich, der Proteſtantismus beſtehe allein in dem oberflächlichen Bekenntniß einer veralteten Formel oder den engen Grenzen eines kleinen Territoriums, da zu der Zeit doch die katholiſchen Stände die wahren und für ihre Rechte allein ſtreitenden Proteſtanten waren. So wurden ſie anfänglich in ihren eignen Schlingen gefangen, und zuletzt mit ihren bereits gefallenen Mitbürgern in ein gleiches Unglück gezogen.

Seit der Stiftung des rheiniſchen Bundes, und nach den Tagen bey Ulm und Jena, exiſtirt weder ein weſtphäliſcher Friede, noch ein Corpus protestantium, noch eine Itio in partes, noch ein Recursus ad comitia mehr in Deutſchland. Der alte Proteſtantismus hat weder einen rechtlichen noch kirchlichen Beſtand mehr. Es fragt ſich alſo: wie ſpricht ſich jetzt der ächte Proteſtantismus aus? und wie kann er ſich von neuem in Deutſchland rechtlich konſtituiren?

Es iſt bekannt, daß unter dem größern oder gebildetern Theile der Proteſtanten, weder die Augsburger Konfeſſion, noch der Heidelberger Katechismus, noch die Dordrechter Synode als Richtſchnur in Glaubensſachen anerkannt werde. Man könnte alſo in religiöſer Hinſicht die erſte Frage ſo beantworten: alle diejenigen, welche, der bürgerlichen Ordnung unbeſchadet, keine menſchliche Autorität in Beſtimmung ihres Glaubens

annehmen, ſind Proteſtanten, ſie mögen von katholiſchen oder proteſtantiſchen Eltern geboren ſeyn. Man könnte eben ſo in politiſcher Hinſicht diejenigen Proteſtanten nennen, welche gegen alle Willkühr in Regierungsſachen proteſtiren, und allein das Geſetz als Norm der Staatsmaſchine anerkennen.

Nach dieſer Beſtimmung des Begriffs hätte ſich in unſern Zeiten wenigſtens der religiöſe Proteſtantismus viel weiter ausgebreitet, als er es bey dem weſtphäliſchen Frieden war, indem nicht nur die alten Proteſtanten ihre Gewiſſensfreyheit behaupteten, ſondern auch noch eine Menge von Menſchen unter den Katholiken ein gleiches thaten, obwohl ſie ſich nicht förmlich vom katholiſchen Kultus losſagten. Dieſem zufolge könnte der Proteſtantismus jetzt nicht mehr nach gewiſſen Ländern und Sekten beſtimmt werden, indem durch die neueſten Begebenheiten eine gänzliche Regierungs- und Staatenveränderung in Europa hervorgebracht wurde. Die neuen Proteſtanten unterſcheiden ſich weder durch irgend eine allgemeine Glaubensformel, noch durch eine Landsmannſchaft, ſondern allein dadurch, daß ſie entweder öffentlich oder insgeheim keine menſchliche Autorität in Glaubensſachen, und keine willkührliche Gewalt in Regierungsſachen anerkennen.

Dieſer neue Proteſtantismus hat in unſern Zeiten an Umfang gewonnen, aber an Rechten oder vielmehr politiſcher Macht verloren. Denn obwohl die neuen Konſtitutionen in Frankreich, Italien, der Schweiz, Holland und Deutſchland den von der herrſchenden Meynung abweichenden gleiche Rechte wie den übrigen Bürgern geſtatten; ſo hat ſich doch die politiſche Lage der Dinge in Europa ſo geändert, daß, falls die Regierungen es für gut befinden ſollten, ihre Unterthanen

einerley öffentlichen Meynung zu unterwerfen, die Proteſtanten ihre Rechte nur durch verzweifelte Mittel behaupten könnten. Die zweyte Frage: wie nämlich der neue Proteſtantismus ſich rechtlich konſtituiren könnte? wird daher viel ſchwerer zu beantworten ſeyn, als die erſtere.

Keine Regierung in Europa, und wenn ſie noch ſo kräftig und mächtig wäre, wird es wagen, den Proteſtantismus, ſey er alt oder neu, gänzlich zu vertilgen. Im Gegentheil haben die klügſten Regenten unſerer Zeiten ſich bemüht, eine Toleranz in ihren Staaten einzuführen. Indeſſen muß doch einer jeden Regierung daran gelegen ſeyn, daß Glaubens- oder politiſche Meynungen keine bürgerlichen Kriege oder Ruheſtörung hervorbringen. Man wird alſo eher darauf bedacht ſeyn, die verſchiedenen Sekten, entweder, wie es bisher geſchehen, durch Vertraglichkeit, oder, wie es ſchon mehrmalen verſucht wurde, durch eine freywillige Kirchenvereinigung einander naher zu bringen. Das erſtere Mittel hat zwar bisher wohlthätige Wirkungen gehabt; allein Duldung, ſtreng genommen, iſt noch keine Rechtsgeſtattung. Das zweyte Mittel iſt darum immer fehlgeſchlagen, weil auf einer Seite die Proteſtanten die Verwerfung irgend einer menſchlichen Autoritat in Glaubensſachen als die Hauptſtütze des Proteſtantismus anſahen, und auf der anderen die Katholiken die Autorität der Kirchenväter nicht hintanſetzen konnten, ohne ihr ganzes Syſtem zu vernichten. Es wäre daher kein ander Mittel, um den Proteſtantismus zu konſtituiren, übrig, als das vorige, nämlich, gewiſſe Länder und Regierungen als vorzüglich proteſtantiſche zu erklaren. Da aber dieſes, wenigſtens nach der jetzigen Lage der Dinge, ſchwerlich geſchehen wird; ſo blieben die vorigen die einzigen, welche verſucht werden

müßten, um die Freyheit der Proteſtanten zu retten, ohne die bürgerliche Ruhe zu kompromittiren.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß Toleranz, ſtreng genommen, eigentlich nur eine Gnaden⸗ aber keine Rechtsgeſtattung ſey. Wir wollen daher unterſuchen, ob nicht ſelbſt bey einer allgemeinen Chriſtenvereinigung der Proteſtantismus gerettet und rechtlich konſtituirt werden könnte?

Die katholiſche Kirche hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte καθόλου (allgemein) erhalten. Sie ſoll und will eine allgemeine Verſammlung (ἐκκλησια καθολικὴ) aller Chriſten vorſtellen. Sie dürfte daher dieſem Namen und Geiſte gemäß nur die allgemeinſten Grundſätze aller Chriſten aufſtellen, und müßte es im übrigen einer jeden Kirche, welche ihr untergeordnet wäre, überlaſſen, nach Ueberzeugung die beſonderen Grundſätze zu entwickeln. Da aber gleich in den erſten Jahrhunderten nach ihrer Entſtehung dadurch eine Menge Trennungen und Unordnungen entſprungen ſind, ſo hat ſie ſich es vorbehalten, durch eine allgemeine Verſammlung aller Biſchöffe der beſonderen Kirchen, die Grundſätze zu beſtimmen, welche alsdann ein jeder Glaubiger als Kirchengeſetz und Glaubensregel annehmen müſſe. Dieſem zufolge ſchien der Proteſtantismus von der Kirche für immer ausgeſchloſſen, und es wäre zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keine Vereinigung möglich. Wir wollen verſuchen, dieſem unverſöhnlichen Anathema auf eine vernünftige Art auszuweichen.

Die chriſtliche Kirche im Allgemeinen hat vier beſondere Einrichtungen, welche wir zuvor genau voneinander unterſcheiden müſſen, ehe wir unſerm Zwecke näher kommen. Sie hat nämlich zuerſt ihr eignes Glaubensbekenntniß oder die Darſtellung ihrer Dogmen;

Digitized by Google

zweytens ihre beſondere Moral und Sittenlehre; drittens ihr beſonderes Kirchenregiment oder Hierarchie; und viertens ihren beſondern Kultus oder Zeremoniendienſt. Nach ihren Grundſätzen hängt die Abänderung der drey erſtern dieſer Einrichtungen nicht von ihr ab, ſie hält ſie für göttliche Anſtalten, obwohl ſie ſelbe in einem Konzilium näher erklären darf; nur letztere zu beſtimmen, ſteht in ihrer Gewalt. Die Proteſtanten verwerfen mehrere ihrer Dogmen, ihre Hierarchie und den größten Theil ihres Zeremoniendienſtes; nur in der Moral oder Sittenlehre ſind ſie mit ihr einig. Es gäbe daher nur drey Punkte, worin ſich beyde Theile einander nähern könnten, nämlich: diejenigen Dogmen, welche die Proteſtanten ebenfalls annehmen; den Kultus, worin die katholiſche Kirche Veränderungen zu machen befugt iſt, und die allgemeine chriſtliche Moral. Bey ſolchen Verhältniſſen iſt alſo eine gänzliche Vereinigung aller chriſtlichen Sekten nicht wohl möglich. Es muß daher ſowohl von katholiſcher als proteſtantiſcher Seite ein anderes Mittel der Einigkeit aufgefunden werden, als die bisher fruchtlos verſuchten. Davon werden wir ſchicklicher in einem der folgenden Kapitel reden können.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

So ſehr der Proteſtantismus die Aufklärung in Europa befördert haben mag, ſo nachtheilig wirkte er auf die deutſche Reichsverfaſſung.

Die Verdienſte, welche ſich die Reformatoren und Proteſtanten um die Kultur der Wiſſenſchaften und Verbreitung der Aufklärung erworben haben, ſind noch von

Digitized by Google

keinem unpartheyiſchen Schriftſteller angefochten und beſtritten worden, obwohl nicht gerade der Proteſtantismus nöthig war, beydes zu befördern; denn ſchon ehe man in Deutſchland an die Reformation dachte, war in Italien die Blüthezeit der Künſte und Wiſſenſchaften eingetreten. Aber in Deutſchland iſt der proteſtantiſche Theil offenbar dem katholiſchen in Kultur und Aufklärung zuvorgegangen. Wenn wir alſo die Folgen der Reformation von dieſer Seite betrachten, ſo war ſie nicht nur für Deutſchland, ſondern die ganze Welt heilſam und wohlthätig; wenn wir ſelbe aber auf Deutſchlands politiſche Lage beziehen, ſo iſt es offenbar, daß die Nation dadurch ihre Stärke, die Einigkeit ihrer Verfaſſung und ſelbſt ihre Unabhängigkeit verloren habe. Es wäre ſchon a priori zu beweiſen, daß in einem Lande, wo es ſo mächtige Fürſten und Stände, wie in Deutſchland, gab, nothwendig der bürgerliche Krieg zum Geſetz werden müſſe, ſobald eine Uneinigkeit in religiöſen Meynungen entſtünde; und daß, ſo lange dieſe Uneinigkeit obwaltete, die Feinde oder Nachbarn dieſes Landes die ſchicklichſte Gelegenheit hätten, es zu ſchwächen und zu zerreißen. Allein ich will mich nicht viel mit politiſchen Räſonnements abgeben, und gleich die Geſchichte ſelbſt ſprechen laſſen.

Die Reformation hatte kaum erſt einigen Anhang in Deutſchland gefunden, als ſchon ein deutſcher Reichsfürſt, proteſtantiſcher Religion, die Länder ſeiner Mitſtände mit Feuer und Schwerdt verwüſtete, und die Bürger von Maynz einem fremden Könige den Eid der Treue ſchwören ließ. Indeſſen blieb durch dieſe Anfälle Deutſchland noch von fremden Truppen und Einflüſſen frey; als aber Karl V. die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen bey Mühlberg geſchlagen und den Bund ſelbſt getrennt hatte, beging ein

Digitized by Google

proteſtantiſcher Reichsfürſt nicht nur gegen ſein eignes Haus und den Kaiſer die Untreue, ſondern er machte noch mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß, vermöge welchem er denſelben als Herrn von Metz, Toul und Verdün und aller deutſchen Länder, worin die franzöſiſche Sprache geredet wurde, anerkannte, ja demſelben die deutſche Kaiſerkrone ſelbſt zu verſchaffen verſprach. Von dieſer Zeit an blieb auch Frankreich im Beſitze obiger Bißthümer, und dieſer erſte Vertrag war nur die Einleitung zu den künftigen, wodurch fremde Mächte immer einen mächtigeren Einfluß in alle deutſche Angelegenheiten und Kriegen erhielten.

Bald nach dieſen erſten verfaſſungswidrigen Verſuchen proteſtantiſcher Fürſten, riſſen ſich auch viele Städte und ganze Länder vom deutſchen Bunde ab. Die Schweiz, die Niederlande und Holland erklärten ſich als unabhängige Republiken, und wurden in dieſem Unternehmen von ihren Glaubensgenoſſen in Deutſchland, England und Schweden unterſtützt.

Der durch die Reformation entſtandene dreyßigjährige Krieg brachte endlich Deutſchland um alle Selbſtſtändigkeit. Fremde Mächte erhielten nicht nur von ſeinem Gebiethe beträchtliche Provinzen, ſondern wurden endlich ſeine Geſetzgeber und Herren.

Indeſſen wurde während dieſen Kriegen und in den dadurch bewirkten Friedensſchlüſſen Deutſchland doch immer noch als ein ſelbſtſtändiges Reich angeſehen. Dieſer äußere Schein verfiel aber in unſern Zeiten gänzlich. Nachdem die Häupter der proteſtantiſchen Union Deutſchland lange genug geſchwächt und im bürgerlichen Kriege erhalten hatten, hoben in neuern Zeiten die Kurfürſten von Brandenburg den Reichsverband gänzlich auf. Schon Friedrich II. hatte die deutſchen Reichs-

Digitized by Google

geſetze zuerſt lächerlich, dann verächtlich gemacht. Der durch ihn abgeſchloſſene Fürſtenbund ſollte zwar ſeine vorige Vergehungen wieder gut machen, allein er erhielte doch immer die Uneinigkeit zwiſchen Haupt und Gliedern. Friedrich Wilhelm, ſein Nachfolger, entzog ſich endlich mit dem nördlichen oder proteſtantiſchen Theile von Deutſchland durch die Neutralitätslinie dem Kriege, und gab dadurch das Reich den ſiegreichen Waffen der Franzoſen Preis. Er theilte mit den proteſtantiſchen Fürſten die geiſtlichen Staaten, und da durch ſolche verfaſſungswidrige Vorfälle die Reichsgeſetze ſchon lange ihre Kraft und der Kaiſer ſein Anſehen verloren hatten, ſo wurde endlich das Reich gänzlich aufgelößt und in eine Konföderation verwandelt, wovon der franzöſiſche Kaiſer Protektor iſt.

Ich weiß nicht, ob es das Intereſſe Frankreichs iſt, die religiös = politiſche Uneinigkeit unter den deutſchen Bundesſtaaten beſtehen zu laſſen. So lange der Kaiſer Napoleon das Heft der Regierung in den Händen behält, iſt wohl von dieſer Seite nichts zu befürchten. So viel wollte ich aber mit Gewißheit behaupten, daß, wenn dieſe religiös = politiſche Uneinigkeit in Deutſchland fortwährt, die Nation nie zu ihrer Selbſtſtändigkeit kommen werde.

Digitized by Google

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Daß es die Klugheit erfordere, ſich zuweilen blödſinnig zu ſtellen.

Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam benedicere haut absurdum.

Sallustius.

Du weißt nicht, mein Sohn! mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde: ſagte der berühmte ſchwediſche Kanzler von Oxenſtierna ſeinem Sohne, als er ihn zum Friedenskongreſſe abſchickte. Eine ähnliche Maxime hatten die Jeſuiten, die klügſten Geiſtlichen voriger Zeiten. Sie behaupteten nämlich, daß die Welt meiſtentheils nur durch mittelmäßige Köpfe regiert werde *). Und in der That, wenn man den Geſchäftsgang und die Leute, welche ihn treiben müſſen, kennen lernt, ſo wird man von dieſen Erfahrungsmaximen überzeugt.

Die ſchwerſte und ſchlüpfrigſte Arbeit iſt ſowohl bey Höfen als auch in Republiken jene, wodurch man ſich wichtig macht und in die Höhe zu ſchwingen weiß. Da koſtet es Geduld, Verſtellung, Geſchmeidigkeit und Liſt, bis man an Ort und Stelle kömmt. Hat man dieſe einmal erreicht, dann geht alles ſeinen leichten natürlichen Gang. Man macht ſich nothwendig, gewinnt Vertrauen, wird gefürchtet, und ſelbſt geringfügige Thaten helfen Anſehen erwerben; denn der müßte doch wahrhaftig ein Schaafs-kopf ſeyn, welcher aus den vielen Relationen und Staats-

*) Mundus regitur mediocritatibus.

berichten ſeiner Unterarbeiter nicht ein vernünftiges Reſultat zu ziehen wüßte. Archimedes, ſeiner mechaniſchen Kenntniſſe gewiß, ſoll geſagt haben: gebt mir einen Platz, und ich ziehe die Erde aus ihrer Angel. Wie mancher große Kopf könnte dieſen Satz auch in politiſchen Dingen behaupten!

Es giebt zwey Urſachen, warum Leute von Kopf ſo ſelten auf ihren Poſten gelangen. Fürs Erſte können ſie ſich, ihrer Fähigkeiten bewußt, nicht in alle die Umſtände und Wege ſchmiegen, welche man wandeln muß, um ſich in die Höhe zu ſchwingen; zum Anderen werden ſie meiſtens von denjenigen zurückgehalten, welche am Ruder ſitzen, aus Furcht von ihnen verdrängt zu werden. Auf der politiſchen Laufbahn finden große Geiſter nur zwey Wege. Sie müſſen entweder ihr Ziel im Sturme erkämpfen, (ſo machten es die meiſten großen Männer, welche die franzöſiſche Revolution hervorgebracht hat) oder ſie müſſen ſich ſo lange verſtellen, und ihre Fähigkeiten verbergen, bis ſie es durch andere Mittel erreicht haben. So wiſſen wir aus der Geſchichte, daß Moriz von Sachſen ſich blind-kaiſerlich, der Pabſt Sixtus V. ſchwach und kränklich, und Brutus ſich ſogar blödſinnig geſtellt habe, nur um ihre Abſichten zu verbergen. Da aber große Geiſter für den erſten Fall ſelten Gelegenheit und für den letzten Geſchmeidigkeit genug haben, ſo bleibt des Oxenſtierna Maxime wahr und in der Erfahrung gegründet: die Welt wird meiſtens durch Mittelmäßigkeit regiert.

Wenn die großen Köpfe durch den gemeinen Gang der Dinge nur verborgen oder ungebraucht blieben, würde es ein blos negativer Schaden für die Staaten und bürgerliche Geſellſchaft ſeyn. Allein ihre Hintanſetzung kann öfters die nachtheiligſten Folgen haben.

Ein Menſch, welcher ſeine Kräfte fühlt, bleibt ſelten unthätig; und da es dann zuweilen kömmt, daß er auf eine Gelegenheit der Wirkſamkeit trifft, ſo wird er dieſelbe meiſtens zur Ausübung ſeiner Rache benutzen. Die Zeiten, wo ein beleidigter Ariſtides oder Kamillus freywillig ins Elend gingen, und die Unbilden, welche ihnen das Vaterland angethan, großmüthig vergaßen, ſind vorbey; und ſelbſt die ſchönſten Epochen alter und neuer Staaten liefern uns Beyſpiele, wo verkannte Fähigkeiten öfter das Unglück der Regierungen nach ſich zogen. So wiſſen wir aus der alten Geſchichte, daß Alcibiades und Theramenes Athen, Korioian und Sertorius Rom an den Rand des Verderbens brachten. Auch in neuern Zeiten haben der beleidigte Konnetable von Bourbon, und der verachtete Prinz Eugen Frankreich, der zurückgeſetzte Wallenſtein Oeſterreich den größten Schaden zugefügt.

Wenn eine Regierung die großen Menſchen, welche ihr dienlich ſeyn können, aus Unkunde derſelben vorübergeht, kann man es ihr noch verzeihen; wenn ſie aber einmal offenbare Beweiſe von deren Fähigkeiten hat, und ſelbe doch zurückſetzt, dann muß ſie es ſich auch ſelbſt zuſchreiben, wenn dadurch Unheil über ſie gebracht wird. Ein guter Kopf kann nicht wohl immer unthätig bleiben. Er lernt, er denkt, er ſtrebt, und giebt ſich öfter ſelbſt unter der Geſtalt zu erkennen, worin er am meiſten zu wirken glaubt. Selten hält er ſich ſo ganz von denjenigen entfernt, welche ihn benutzen könnten. Wenn er aber einmal ſieht, daß ſeine Anerbietungen zurückgewieſen, ſeine Rathſchläge nicht geachtet, ja ſelbſt die ungeſchickteſten Menſchen ihm vorgezogen werden, dann empört ſich in ihm das Selbſtgefühl. Er entfernt ſich von ſeinen Obern, ſucht auswärtige Hülfe und Unterſtützung, und da es

ihm ſelten daran fehlen kann, verwendet er nun diejenigen Kräfte zum Nachtheile ſeines Vaterlandes, welche er ihm urſprünglich allein geweiht hatte.

In dem dreyßigjährigen Kriege haben wir auffallende Beyſpiele davon an dem Wallenſtein und Bogeslaus von Chemnitz. Von Erſterem werden wir im folgenden Kapitel reden. Letzterer hat durch ſeine Schriften mehr gewirkt, als mancher General durch ſeine Schlachten, und mancher Miniſter durch ſeine Negotiationen.

Unter andern ſchrieb er das berühmte Buch: Hippolythus a Lapide de ratione status Imperii, romano-germanici. Es hat ein ſolches Aufſehen erregt, daß es bald als Leitfaden in den Händen aller Miniſter und Geſandten war, und noch ſpäter hin und lange nach dem dreyßigjahrigen Kriege benutzt wurde. So ſehr kann ein Kopf blos als Privatmann in öffentliche Staatshändel einwirken.

Die franzöſiſche Revolution und der darob entſtandene Krieg haben uns noch auffallendere Belege zu dieſer Erfahrung gegeben, ꝛc. ꝛc.

Menſchen, welche man zuvor nicht für Schreiber tüchtig genug geachtet hätte, überflügelten die erfahrendſten Staatsleute der europäiſchen Höfe; und Krieger, die ſonſt keine Hauptmannsſtelle erlangt hätten, ſchlugen die geübteſten Generäle der verbundenen Mächte. Unter den mannichfaltigen Beyſpielen nicht geachteter Kenntniſſe und Fähigkeiten will ich nur eins anführen, was auch, weil es überſehen wurde, die Revolution mächtig befördert hat — Mirabeau.

Die franzöſiſche Regierung konnte ſich nicht damit entſchuldigen, daß ſich dieſer außerordentliche Mann ihr nicht angeboten habe. Das Miniſterium kannte ſeinen Geiſt, ſeine Thätigkeit, ſeine Wiſſenſchaft, ſeinen Muth,

Digitized by Google

Man hatte ihn ſelbſt heimlich nach Berlin geſchickt, um die Lage dieſes Hofes bey dem nahen Tode Friedrichs II. auszukundſchaften. Er ging ohne große Unterſtützung, ohne öffentlichen Charakter, ohne einem Geſandten zukommende Hülfsquellen, und entwarf mit ein Paar Meiſterſtrichen das Bild des preußiſchen Staates und Hofes, ſo getreu, ſo durchdringend, wie es in langer Zeit kein Ambaſſadeur zu malen wagte.

Man kennt ſeine beyden Werke: Histoire secrette de la cour de Berlin, und de la Monarchie Prussienne. Sie ſind freylich nicht ohne Leidenſchaft, auch nicht ohne grobe Unrichtigkeiten geſchrieben, aber im Ganzen kann man die diplomatiſche Meiſterhand darin nicht verkennen.

Dieß alles wußte das franzöſiſche Miniſterium, und ſuchte ihn nicht nur nicht zu benutzen, ſondern warf ihn gleichſam ſelbſt in den Schlund der Revolution, damit ſie noch recht ſchnell und fürchterlich zum Ausbruche kommen möge.

Erſt, nachdem ſchon alles untereinander geworfen war, und die Flammen des Aufruhrs ſchon an den Stufen des Thrones leckten, erſt dann ſuchte man ſeine mächtige Hülfe, aber es war ſchon zu ſpät.

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir die allgemeinen Mittel bemerken, deren ſich dieſer ſonderbare Mann wohl bedient haben mögte, um, ohne an dem Hofe akkreditirt, oder von dem wirklichen Geſandten unterſtützt zu ſeyn, ſich ſo viele und richtige Notizen zu verſchaffen.

Es giebt gewiſſe Dinge und Verhältniſſe, welche man ohne alle beſondere Data und Aeußerungen, ſchon a priori erfahren kann. Dieſe Notizen gründen ſich hauptſächlich auf die Kenntniſſe der Menſchen überhaupt und dieſes oder jenes wichtigen Mannes im Beſondern. Jene erwirbt man ſich durch Nachdenken und Umgang

mit Menſchen, dieſe durch Beobachtung des Individuums.

Wenn auch ein Hof, oder einzelner Staatsmann noch ſo verſchloſſen iſt, ſo weiß man doch ohngefähr im Allgemeinen, was ſein Intereſſe und ſeine Wünſche ſeyn können. Handelt er dieſem meiſtens konſequent, ſo kann man auch leicht ſeine Abſichten errathen, wenn er ſchon das Gegentheil davon zu äußern ſcheint. Handelt er aber inkonſequent, ſo muß man die gegenwärtigen Augenblicke benutzen, und ihn in gegebenen Fällen und Geſprächen nur zu überraſchen ſuchen. Auch der gefaßteſte Staatsmann iſt in ſolchen Fällen nicht kalt genug, um dieſe Probe auszuhalten.

Ein anderes Mittel, verſchiedene Abſichten zu erfahren, iſt die Ideenverbindung (l'association des idées). So kommt z. B. ein Menſch, wenn man ſich auch nur freundſchaftlich mit ihm unterhält, ſchnell von einem Dinge auf ein anderes, wozwiſchen man anfänglich gar die Verbindung nicht errathen kann; wenn man aber die Sache näher unterſucht, ſo laſſen ſich leicht die Mittelbegriffe auffinden. Dieſes iſt überhaupt eine große diplomatiſche Kunſt, und ſie führt einen öfter in die innerſten Geheimniſſe der Staaten und Menſchen.

Das letzte und gemeinſte Mittel iſt der Umgang mit den Gelehrten und Mißvergnügten eines Staats. Dieſe Klaſſe von Menſchen beſtrebt ſich, theils aus Wißbegierde, theils aus Neid, alle Vorfälle aufzumerken, Aeußerungen und Blicke zu erhaſchen, in Geſellſchaften zu dringen, Bekanntſchaften aufzuſuchen, Anekdoten und Notizen zu ſammlen, und iſt daher die ergiebigſte Quelle eines diplomatiſchen Beobachters. Nur muß er dabey ſeinen eignen Kopf bey ſich haben; denn, wenn einmal eine Regierung oder ein Staatsmann merkt, daß ſolche politiſche Schwämme

benutzt werden ſollen, ſo theilt er denſelben gerade ſolche Mährchen mit, welche er eben ausgeſtreuet haben will, und das Gegentheil von dem ſind, was geſchehen ſoll.

Im Ganzen genommen bedienten ſich aber von jeher die größten Staatsmänner der einfachſten Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Sie verſchafften ſich ſogleich eine allgemeine Menſchen- und Staatskenntniß, woraus ſie richtige Reſultate über das Intereſſe derſelben zogen; und faßten oft nur durch einen Blick ein richtiges Bild von dem Charakter der Menſchen, mit denen ſie zu thun hatten. Im Uebrigen kannten ſie ihre eignen Kräfte und Hülfsquellen, und darnach bildeten ſie ihre Plane und Unternehmungen.

Wenn man die Geſchichte der Griechen und Römer, und in neuern Zeiten der größten Feldherren und Staatsmänner lieſt, ſo verwundert man ſich über die einfachen Mittel, ſo ſie zu ihren großen Zwecken anwandten. Ihre Kriegsoperationen waren ſo richtig überdacht, ihre Staatsverhandlungen ſo genau auf die Umſtände berechnet, daß man anſteht, ob man mehr die Größe oder die Geradheit davon bewundern ſoll. Freylich mußte auch öfter die Liſt ihre Tapferkeit und Weisheit unterſtützen; aber ihre Stratagemen beſtunden nicht aus kleinfügigen Ueberliſtungen oder ränckevollen Spitzfindigkeiten. Sie waren vielmehr auf die Lage der Dinge, auf die Ungeſchicklichkeit ihrer Feinde und auf eine natürliche Verſchwiegenheit ihrer Plane gegründet. Sie beſiegten ihren Feind ſogar öfter dadurch, daß er ſie nicht einfach genug geglaubt hatte.

Da leſe man zum Beyſpiel den großen Zug des Hannibals von den Pyrenäen bis vor die Thore von Rom, und die Gegenbewegungen ſeines Nebenbuhlers, des Scipio. Welche Feinheit in der Anlage, welche

Größe in der Vollführung! Ein Gegenſtück dieſer Kriegs-operationen findet man in neuern Zeiten während dem dreyßigjährigen Kriege an Wallenſtein und Guſtav Adolph. Die großen Thaten dieſer Menſchen werden ewig das Muſter aller Feldherren bleiben.

Auch in der Diplomatie giebt die alte und neue Geſchichte ähnliche Beyſpiele. Der römiſche Senat war eben ſo einfach in den Staatsverhandlungen, als ſeine Feldherren in den Kriegsoperationen. Ihr Rieſenbau wurde mit der nämlichen Geradheit gegründet, als er ausgeführt wurde. Die alten Senatoren behandelten die Italiener nicht anders, als hernach alle Völker des Erdbodens.

In unſern Tagen hat der franzöſiſche Nationalkonvent das Beyſpiel des römiſchen Senats nachahmen wollen; aber die franzöſiſchen Generäle und Napoleon haben das gethan, was ſie den Römern an die Seite ſetzt. Sie bekümmerten ſich wenig um die kleinlichen Regeln der Taktik und Strategetik, welche bey ihren Feinden als das non plus ultra der neueſten Kriegskunſt galten. Sie warfen ihre Blicke auf das Ganze ihrer Operationslinien und die Geübtheit ihrer Soldaten, und darauf baueten ſie ihre Plane. Pichegrü und Jourdan machten kein Geheimniß daraus, daß ſie die vordringenden Kaiſerlichen und Engländer in den Niederlanden umgehen wollten. Sie verließen ſich auf die ähnliche Stellung des Prinzen Eugen, und ſchlugen ſie wirklich über den Rhein zurück. Eben ſo ſagte Napoleon öffentlich, daß er nach Wien, Berlin und Madrid gehen wolle. Er thats, und diktirte den Frieden.

Das größte Beyſpiel von gerader Staatsklugheit findet man aber bey unſern Vätern, den alten Deutſchen.

Digitized by Google

Wenn man ihre Geſetze und Staatsverfaſſungen, ihre Kriege und eben ſo kühne als große Staatsverhandlungen betrachtet, ſo fragt man ſich, wie ein ſolcher Sinn unter Barbaren möglich ſey? Vom Verdüner Vertrage an, bis auf den weſtphäliſchen Frieden findet man die Spuren einer ſo richtig berechneten Staatsklugheit, daß die künftigen Acta publica daneben wie Kinderſpiele ſtehen. Dort iſt alles auf Freyheit, Selbſtſtändigkeit und Feſtigkeit vom kleinſten Städtchen, bis auf die ganze Chriſtenheit berechnet. In den folgenden Zeiten wurde alles gleich in allgemeinen Sätzen über Bauſch und Bogen abgethan, ohne auf Beharrlichkeit und die Zukunft zu ſehen. Man überließ ſo die wichtigſten Angelegenheiten und Intereſſen der Staaten und Menſchheit dem Glücke und Zufall, weil unſere kleinliche Staatskunſt und Diplomatie nicht Gründlichkeit und Vorſicht genug hatte, ſelbe ſelbſt zu ordnen.

Es ſind in unſern Tagen ſo offenbare und auffallende Fehler, ſowohl im Kabinette, als im Felde begangen worden, daß ein jeder Bürger, welcher nur einige Staatskenntniſſe hatte, mit Cicero ausrufen mußte: Nos, inquam, Nos, dico aperte, Consules, reipublicae desumus.

Ein guter Kopf kann auf eine zweyfache Art dem Staate nützlich ſeyn, entweder durch wirkliche Verwaltung eines Amtes, oder durch Schriften und öffentliche Reden. So wiſſen wir, daß neben einem Phocion ein Demoſthenes, neben einem Tacitus ein Agricola, neben einem Kosmus ein Machiavel, und neben einem Fleury ein Montesquieu ihrem Vaterlande zu dienen ſuchten. Wenn ein Mann, der ſich ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten bewußt iſt, von

Digitized by Google

ſeiner Regierung zurückgeſetzt wird, ſo iſt es nicht ſchön und edel, wenn er ſeine Kräfte, wie Koriolan und der Konnetable von Bourbon zur Rache benutzt. Er wird ſich dadurch zwar Genugthuung und vielleicht auch einen glänzenden Namen erwerben; allein nie wird man es billigen, daß er ſeinem Vaterlande geſchadet habe. Es bleibt ihm ja noch immer ein edlerer Weg zur Genugthuung und Ruhm übrig. Er kann nämlich in öffentlichen Schriften Beweiſe genug von ſeinen Einſichten geben, und durch ſeine Rathſchläge oder Warnungen der ganzen Welt darthun, daß er vielleicht die Lage der Dinge beſſer erkannt und durchgeſehen habe, als eben diejenigen, welche ihn verſtoßen haben. Thucidides, Polybius, Salluſtius, Tacitus, Machiavel, Montesquieu, Johannes Müller und Archenholz haben zeitlich Staatsamter begleitet, allein ſie haben ſich doch gewiß mehr Ruhm durch ihre Schriften als Verwaltungen erworben. Durch ihre vortreffliche Werke ſind ſie die Lehrmeiſter der größten Feldherren und Staatsmänner geworden. Wenn man nichts mehr von ihnen wüßte, als daß ſie nur zu einer gewiſſen Zeit Staatsämter verwaltet hatten, würde man ſie faſt nicht mehr kennen. Wie viele Menſchen, welche an den Kriegen und Staatsaktionen, ſo die Geſchichtſchreiber beſchrieben haben, Antheil nahmen, ſind untergegangen, indeſſen ihre Schriften noch in allen Schulen und Kabinetten ſtudiert und geleſen werden!

Ich halte es für Pflicht eines jeden rechtſchaffenen Bürgers, ſich ſeiner Regierung auf der Seite kenntlich zu machen, wo er glaubt, dem Staate am meiſten dienlich ſeyn zu können. Wird er verkannt, oder wird ſein guter Rath nicht angehört, ſo hat er wenigſtens ſeine Schul-

digkeit gethan, und der Erfolg muß lehren, ob ſeine wohlgemeinten Vorſchläge nicht gut waren. Ihm bleibt alsdann das Recht, ſeine künftigen Bemerkungen, Gutachten und Warnungen öffentlich niederzuſchreiben, und das große Publikum wird ſonach Richter über die Statt- oder Unſtatthaftigkeit derſelben. Er ſchafft ſich alsdann durch ſeine Kenntniſſe und Einſichten ein eignes Staatsamt, einen eignen Wirkungskreis. Er lebt und rückt mit den großen Welthändeln fort; und wenn ſeine Arbeiten bey ſeinen Zeitgenoſſen auch die Wirkung nicht haben, welche er wünſchte, ſo kann er dadurch der Lehrer und ein lebendiges Archiv für die Nachwelt werden. Groß ſtehen im Andenken der Menſchen ein Hannibal und Scipio, ein Wallenſtein und Guſtav Adolph, ein Turenne und Eugen; aber nur dem Polybius und Machiavel, dem Livius und Chemniz haben ſie und die Nachwelt es zu verdanken, wenn ſie noch bewundert werden.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Wallenſtein.

Pulcherrima morte, si sic pro patria cecidisset.

In keinem Jahrhundert ſind mehr Bücher über Erziehung geſchrieben, und häufiger Schul- und Bildungsanſtalten angelegt worden, als in dem unſrigen; und doch ſcheint es mir nicht jenen Kern und die Fülle von großen Menſchen hervorgebracht zu haben, welche wir in den verfloſſenen Zeiten finden. Wir ſahen während

Digitized by Google

der franzöſiſchen Revolution ſeltſame Lichter erſcheinen und untergehen; aber nur wenige haben ſich bis an das Ende erhalten können. In den vorigen Zeiten konnte jede Parthey ihre Heroen aufweiſen, und dem Glücke und Talente des Einen ſtund auch ſogleich ein Anderer feſt entgegen. Jetzt dreht ſich alles um eine Sonne herum. Die Uebrigen ſcheinen wie Sterne, welche nur beym Untergehn derſelben leuchten.

Es iſt meine Abſicht nicht, hier eine vollſtändige Lebensgeſchichte jenes Helden zu ſchreiben, welcher während dem dreyßigjährigen Kriege eine ſo große Rolle ſpielte. Es wird genug ſeyn, für jetzt nur einige ſeiner Charakterzüge anzudeuten, und jene Begebenheiten anzuführen, wodurch in ihm die große Idee rege wurde: das in Deutſchland zu verſuchen, was Napoleon jetzt in Frankreich bewirkt hat.

Es iſt nicht nur bey dem gemeinen Haufen, ſondern ſelbſt bey großen Geſchichtſchreibern üblich, daß ſie die endliche Entwickelung der Lebensgeſchichte eines großen Mannes gleich in den erſten Aeußerungen ſeiner jugendlichen Beſtrebungen aufſuchen wollen. Ein Wort, ein Zug ſeiner Kindheit ſoll ſchon alle die künftigen Ereigniſſe ſeines Glücks oder Unglücks andeuten. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß ſich ein Charakter oder die Hauptneigungen eines Menſchen ſchon frühe an Tag geben; allein daraus ſogleich alle die künftigen Ereigniſſe folgern zu wollen, iſt wahrlich zu viel gewagt. Das Glück und die ſonderbaren Situationen, worin ein Menſch verſetzt wird, entſcheiden ſo viel über ſein künftiges Schickſal, als ſeine Fähigkeiten und Neigungen. Daher haben auch Alexander, Sulla, Cäſar, Wallenſtein und andere glückliche Krieger und Anführer die Glücksgöttin höchlich verehrt, und ſelbſt der Held, welcher nun auf

dem Throne der Franken herrſcht, zählt viel auf ſeinen Glücksſtern. Vielleicht hat mehr die Fügung beſonderer Umſtande, als die Siege bey Lodi und Marengo ſein künftiges Schickſal beſtimmt.

Wenn man den Anfang der politiſchen Lebensgeſchichte Wallenſteins achtſam durchlieſt, ſo findet man noch keine Spur von jenen Abſichten und Planen, welche das Ende ſeines Lebens auszeichnen. Sein ganzer Ehrgeiz ſchränke ſich auf den Ruhm eines großen Generals ein. Er erſcheint zwar voll Muth in den Schlachten, voll Herrſchbegierde in dem Heere, voll Glanz in ſeinen Unternehmungen; aber alles mit der ſtrengſten Treue gegen ſeinen Kaiſer.

Als ſeine Siege mit Ehrenſtellen und fürſtlichen Würden belohnt wurden, ſchien die Ergebenheit an den kaiſerlichen Hof ehender zu wachſen als abzunehmen. Er fühlte wohl ſchon damals ſeine Macht und Größe: allein er wollte vielmehr ſeinen Herrn, als ſich über Deutſchland erheben. Er ſagte es deutlich, die Zeit ſey gekommen, wo die deutſchen Fürſten dem Kaiſer wieder an der Tafel dienen müßten. Er trug namlich zu der Zeit ſeine Herrſchſucht an das Reichsoberhaupt über, und wollte nicht dulden, daß deſſen Würde durch Einſprüche der Fürſten beſchränkt und herabgeſetzt werden ſollte.

Dieſer Eifer für das kaiſerliche Haus zog ihm eben ſeinen erſten Fall zu. Die Kurfürſten und Fürſten der Ligue fürchteten ſeine Macht und ſein Glück. Sie ſchilderten ihn dem kaiſerlichen Hofe als einen ihm und ihnen gefährlichen Mann. Er wurde entlaſſen, und zog ohne einigen Widerſpruch ruhig nach ſeinem Landhauſe zu Znaim. Dieß ganze Betragen läßt noch keine Spur von ſträflicher Rache oder Empörung vermuthen.

Indeſſen ſchlug Guſtav Adolph den kaiſerlichen General Tylli bey Leipzig und am Lech. Die Sachſen nahmen Böhmen, die Schweden das nördliche Deutſchland bis an den Rhein ein, ſie waren tief in Bayern gedrungen, und bedrohten die kaiſerliche Burg. Man fand keine Rettung mehr als in Wallenſtein.

Der kaiſerliche Hof, aufs äußerſte gebracht, ſchickte zwey Freunde des Generals, den Queſtenberg und Werdenberg, nach Znaim, um ihn zur Annahme der Oberbefehlshaberſtelle der öſterreichiſchen Truppen zu bewegen. Nun erſt erblickte man an ihm jenen Geiſt der Unabhängigkeit, welcher ihn zu einem neuen Throne führen ſollte. Als man ihm den jungen König von Ungarn, Ferdinand, an die Seite geben wollte, ſagte er: ich dulde keinen neben mir, und wenn Gott ſelbſt an meiner Seite fechten wollte. Man mußte ihm ein unumſchränktes Kommando über das kaiſerliche Heer, das Recht zu werben und Krieg oder Frieden zu gebieten, ohne alle Bedingniß überlaſſen. So trat er wieder auf den Kampfplatz mit den Worten: nun ſoll es bald entſchieden ſeyn, ob ich oder Guſtav Adolph der Herr von dieſer Erde werde.

Bald ſahe man auch ſeinen Geiſt im Heere, wie im Felde. Der kaiſerliche Hof hatte kein Geld, keine Truppen, keinen Kredit, kein Bündniß mehr. Wallenſtein ſchaffte alles durch eigne Kraft. Er ſchoß ſelbſt ſeine Schätze vor, zog willkührlich Abgaben ein; und wo ſeine Soldaten hinkamen, mußte ſie das Land erhalten. Sein Name, und die Freyheit, welche er ſeinen Truppen außer dem Dienſte geſtattete, führte ihm unzähliges Volk aus allen Gegenden Europa's zu. Deutſche und Schotten, Niederländer und Italiener, Ungarn und

Böhmen, Katholiken und Proteſtanten, fochten unter den Fahnen eines Mannes, deſſen Geiſt nur Krieg war, und zu ſichern Siegen führte.

Die erſten Folgen ſeiner Anſtellung wurden auch ſogleich bey Nürnberg kund. Guſtav Adolph hatte bisher von keinem Widerſtande gehört. Siegreich und wie ein unaufhaltbarer Strom durchzog er ganz Deutſchland. Hier fand er auf einmal ſeinen Mann. Mehrmalen griff er mit ſeinem bekannten Muthe Wallenſteins feſtes Lager an. Mehrmalen wurde er von ſeinem Gegner zurückgeſchlagen.

Die Schlacht bey Lützen fiel zwar unglücklich für die Kaiſerlichen aus; aber Guſtav Adolph blieb darin ſelbſt auf dem Platze. Wallenſtein ſchien nun der größte General im Kriege zu ſeyn.

Auch zu der Zeit noch iſt es unglaublich, daß er ſeine Gewalt mißbraucht haben würde, wenn ſeine ſchlummernden Neigungen nicht ſelbſt von dem Hofe geweckt worden wären. Es war nämlich von jeher die unſelige Sitte an demſelben, daß man die größten Männer der Monarchie anfeinden, und ihre Abſicht verdächtig machen durfte. Wallenſtein, welcher ſich durch einen den Helden natürlichen Stolz eine Menge Feinde und Neider erweckt hatte, blieb von Beſchuldigungen nicht frey. Die verlohrne Schlacht bey Lützen, die Langſamkeit ſeiner kriegeriſchen Bewegungen, und die Undurchdringlichkeit ſeiner Plane gaben die ſcheinbarſten Materialien dazu. Man bemerkte ſeine unvorſichtigen Reden; man ſchickte Beobachter in ſein Lager; man durchforſchte die Geſinnungen ſeiner Truppen. Das auffallende Mißtrauen des Hofes, und die nicht undeutliche Kälte des Kaiſers konnte ihm nicht verborgen bleiben. Er mußte auf eine zweyte Entlaſſung gefaßt ſeyn.

Digitized by Google

In dieſer kritiſchen Lage ſtieg der mächtige Geiſt Cäſars über ihn. Die Würfel lagen, und es blieb ihm nun nichts mehr übrig, als entweder wie ein treuer, ehrlicher Diener des Hauſes Oeſterreichs zurückzutreten, oder ſich und die deutſche Nation über beyde das Vaterland entzweyende Partheyen zu erheben. Er wählte als ſtolzer, beleidigter Mann das Letzte. In der Ueberzeugung, daß die Schwäche der Regierung das Reich um alle Energie, und das Uebergewicht fremder Mächte (der Schweden und Franzoſen) die Nation um ihre Selbſtſtändigkeit und Ehre brächte, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner von ihm ſelbſt geſchaffenen Armee, und wollte ein neues Oberhaupt des Reichs werden. Er hatte den Geiſt der vornehmſten Offiziere durchforſcht; er verließ ſich auf die Treue ſeiner Soldaten. Hier unterhandelte er mit den Schweden, dort verſteckte er ſeine Plane ſeinem Hofe. Mitten in dieſem Unternehmen wurde er ermordet. Der kaiſerliche Hof hatte ſogar ſchon die Gewalt verloren, ihm förmlich den Prozeß machen zu können. Er mußte ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen laſſen.

Wallenſtein fiel groß, wie er gelebt hatte. Da er ohne Wehr und Vorbereitung nächtlich überfallen war, ſtreckte er muthig ſeine Arme aus, und ließ ſich ſo niederſtechen.

Es iſt meine Sache nicht, hier kritiſch zu unterſuchen, in wie weit des Kaiſers Verdacht gegründet, und Wallenſtein wirklicher Verbrecher war. Auf der Waagſchale der Gerechtigkeit wird das Betragen dieſes ſeltſamen Menſchen nie entſchuldigt werden können; da es aber in der Weltgeſchichte ſo viele Fälle giebt, wo Verbrechen ſelbſt zum Wohl der Staaten ausgeſchlagen ſind, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, zu unterſuchen: was

das Unternehmen dieſes neuen Cäſars auf die deutſche Nation und ihre Verfaſſung gewirkt haben würde.

Sein erſter politiſcher Grundſatz war: daß derjenige, welcher ein tapferes Heer klug anzuführen wüßte, nothwendig ſeine Zwecke erreichen könnte. Dieß äußerte er ſelbſt in ſeinen tadelloſen Zeiten dem kaiſerlichen Hofe. Sein zweyter Grundſatz war: daß man ein tapferes Heer ſo zu ſagen aus Nichts bilden, und ihm doch allen Unterhalt verſchaffen könnte, wenn man nur erſt den Ruhm des Siegers und einen gewiſſen Operationspunkt erworben hätte. Dieß bewies er bey ſeiner zweyten Anſtellung.

Nach dieſen von ihm richtig befundenen Vorausſezzungen wollte er der Verfaſſung mehr Einheit, dem Volke Stolz und Gemeingeiſt, und dem Reiche ſein verlornes äußeres Gewicht wiedergeben. Wir können aus der Geſchichte der Beyſpiele mehrere anführen, wo oft ein einziger Menſch eine geſunkene Nation wieder erhoben hat. Guſtav Adolf war todt, Richelieu hatte noch keinen Türenne und Conde, und Oeſterreich war durch ihn ſelbſt zu Grunde gerichtet. Das Uebrige erwartete er von ſiegreichen Feldzügen und der bekannten Tapferkeit der deutſchen Nation.

Indeſſen war ſein großer Plan, auch bey ungewöhnlichem Glücke nicht ſo leicht hinauszuführen. Deutſchland war in zwey mächtige Partheyen getheilt, deren Häupter nicht ohne Klugheit und Ruhm gehandelt hatten. Er würde es ſogleich mit fürchterlichen Feinden, dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen, und gefährlichen Freunden, den Schweden und proteſtantiſchen Fürſten, zu thun gehabt haben. Er mußte ſich der Erſtern Länder durch ſchnelle Anfälle, der Letztern Bündniſſe durch

Verſprechungen von Säkulariſationen verſichern. Alsdann blieb ihm noch Frankreich zu beſänftigen übrig. Auch dieſes würde ohne Zuſage des Elſaßes und anderer Länder über dem Rheine nicht ruhig geblieben seyn; und ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten würden ſich ſchwerlich haben bereden laſſen, ihn als ihr Oberhaupt zu erkennen. Die deutſche Nation war, ſo lange man ihre politiſche Geſchichte kennt, in Partheyen getheilt; und der weſtphäliſche Friede mußte den Partheygeiſt (itio in partes) ſogar zu einem Reichsgrundgeſetze machen. Schon in frühern Zeiten, wo doch des Kaiſers Anſehen und Gewalt größer war, konnte es weder den Ottonen, noch Heinrichen, weder den Konraden noch Friedrichen gelingen, die Regierung des Reichs zu vereinfachen; wie war ein ſolches Unternehmen während einem Kriege möglich, den eben der Partheygeiſt angefacht hatte?

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Von politiſchen und unpolitiſchen Prophezeyhungen.

> Ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaque noscantur.
>
> Tacitus.

Der dreyßigjährige Krieg hat nicht nur große Staatsleute und Staatsſchriftſteller hervorgebracht, ſondern auch Propheten, und letztere hatten nicht minder den Einfluß auf die öffentlichen Begebenheiten und die Meynung des Volks, als die Erſtern.

Ueber die großen und künftigen Ereigniſſe der Welt giebt es zweyerley Wahrſagungen und Wahrſager. Die

Einen gründen die Wahrheiten, welche ſie über die Zukunft an Tag legen, auf eine richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Lage der Dinge, woraus ſie die daraus folgenden zukünftigen zu enthüllen ſuchen; die Anderen aber entweder auf eine unmittelbare göttliche Inſpiration, oder auf ihrer Phantaſie vorgeſchwebten Geſichte. Von der erſten Art haben wir Beyſpiele, an Polybius, Tacitus, Machiavel, Friedrich II. und Archenholz, welche die künftigen Ereigniſſe ganz deutlich und beſtimmt vorherſagten; und ich ſelbſt kann mich rühmen, daß ich in meinen politiſchen Schriften ſchon mehrere Dinge angegeben habe, welche auch pünktlich zugetroffen ſind. Unter die zweyte Art zählt man die ſogenannten Propheten, Wahrſager und fromme Schwärmer. Einige davon ſind durch die chriſtliche Glaubenslehre als von Gott ſelbſt inſpirirte Männer anerkannt, wie z. B. die Propheten des alten Teſtaments, und Johannes in ſeiner Apokalypſe. Andere aber werden nur als fromme Leute angeſehen, deren Phantaſie, durch gegegenwärtige traurige Begebenheiten affizirt, die ſeltſamſten künftigen Erſcheinungen hervorbringt. Dergleichen waren die Hildegard, Brigitte, Bartholomäus Holzhauſer, Greulich und andere.

Die Wahrſagungen beyder Arten von Sehern unterſcheiden ſich nun dadurch, daß Erſtere, nämlich die politiſchen, die Entwickelungen künftiger Ereigniſſe aus ganz natürlichen Gründen und auf eine ſehr deutliche und Jedermann verſtändliche Weiſe angeben; die Letzteren aber ihre Weiſſagungen in ſchauerlichen Bildern, abgebrochenen Worten, und geheimnißvollen Räthſeln vortragen; ſo daß öfter noch ein anderer Seher als Dollmetſcher denſelben dienen muß. Wenn man indeſſen erwägt, welche unter beyden die größere Wirkung nicht nur auf

den Pöbel, ſondern auch auf Regenten, Staatsleute und kluge Menſchen hervorgebracht haben, ſo muß man Letztern offenbar den Vorzug zugeſtehen. Denn wenn das Publikum die Weiſſagungen der Erſtern mehr beherzigte, wie jene der Letztern, ſo würden ſelbſt in unſern Zeiten, nicht ſo viele und ſo ganz auffallende politiſche Fehler ſowohl im Kabinette als im Felde begangen worden ſeyn.

Die Anhänglichkeit des größern Theils des Publikums an letztere iſt auch ganz natürlich. In traurigen und ſchreckenvollen Zeiten, wo der Menſch aus ſeiner gewöhnlichen Ruhe geworfen, beſtändig voll Angſt und Erwartung künftiger Dinge iſt, mögte ein Jeder gerne die Zukunft enthüllt haben; und da der größere Theil weder kaltblütig noch klug genug iſt, die Lage der Dinge richtig zu beurtheilen, ſo iſt ihm eine außerordentliche und ſo bequeme Art, die Zukunft zu erfahren, um deſto willkommener. Da er auch viele Dinge, welche geſchehen, nicht gerne der Unklugheit ſeiner Parthie zuſchreiben mag, ſo hält er ſie vielmehr für Schickungen Gottes, und läßt ſie ſich auch nur durch Inſpiration oder Geſichte erklären.

Das auffallendſte Beyſpiel dieſer Anſicht der Dinge haben wir an der franzöſiſchen Revolution, und dem daraus erfolgten Kriege. Wie viele kluge Leute und politiſche Schriftſteller haben ganz deutlich den Aufruhr und die Stärke des Volkes, das Unglück des Königs und ſeiner Familie, die Herrſchbegierde der Demagogen, die Verwirrung der bürgerlichen Ordnung, die Trennung der Koalition, die Stellungen der Armeen, die Siege der Republik, die neue Monarchie, und den Untergang ſo vieler Staaten und Fürſten vorausgeſagt; und doch haben ſich weder die Völker noch die Machthaber über die

bereits begangenen und noch zu begehenden Fehler belehren laſſen; dagegen aber bey dem wirklich eingetretenen Unglück ſich immer mit alten Sagen getröſtet. Daher haben auch ſelbſt große Regenten und Feldherren, dieſen Hang des Volkes kennend, ſich ſolcher Weiſſagungen bedient, um ihre Zwecke deſto leichter hinausführen zu können. Wir wiſſen wie Alexander bey Gordium den Knoten gelößt, ſich unter den Juden den Daniel, und unter den Afrikanern die Orakel des Jupiter Ammon auslegen ließ, um ſich bey jedem überwundenen Volke geehrt und beliebt zu machen.

Wir wollen hier ein Beyſpiel politiſcher und unpolitiſcher Weiſſagungen anführen, damit ein jeder die Art und Weiſe, wodurch ſelbe ſich unterſcheiden, genauer kennen lerne.

Merkwürdiges Beyſpiel politiſcher Weiſſagung aus dem ſechſten Buche der Geſchichte des Polybius.

„Wenn man, ſagt dieſer ſcharfſinnige Geſchichtſchreiber, aus dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange eines Krieges wahrhaft beurtheilen könnte, welches ſowohl an einzelnen Perſonen als ganzen Staaten zu loben oder zu tadeln ſey; ſo müßte ich meine Geſchichte an der Epoche endigen, welche ich ſo eben vorgetragen habe. Denn die Zeit, wovon ich gleich Anfangs zu reden verſprach, hört da auf, und die Erweiterungen der römiſchen Herrſchaft hatten ſchon ihren höchſten Gipfel erreicht *). Dazu kam noch das allgemeine und

*) Man bemerke wohl, daß zu der Zeit noch Karthago, obwohl geſchwächt, noch die mächtigen Reiche von Maze-

und faſt Jedermann abgenöthigte Eingeſtändniß: daß jetzt keine andere Wahl mehr übrig ſey, als den Römern zu gehorchen, und ihre Befehle anzunehmen."

„Daß aber alle menſchliche Dinge einem beſtändigen Wechſel und folglich auch ihrem Untergange unterworfen ſeyen, halte ich für unnöthig zu bemerken; denn ſelbſt das ewige Streben, was in der Natur ſich äußert, beweißt ſattſam dieſe Behauptung. Nun giebt es zweyerley Arten, wie ein Staat oder eine Republik zu Grunde gehen kann: entweder durch ein äußeres oder inneres Verderben. Erſteres anzugeben und zu erkennen, iſt ungewiß und ſchwer *), aber das Zweyte, was ſelbſt in der Verfaſſung des Staats ſeinen Grund hat, läßt ſich mit Gewißheit beſtimmen."

„Einem Manne, welcher etwas über das Schickſal der griechiſchen Republiken ſagen wollte, wie ſie nämlich entweder ihrem Wohlſtande oder gänzlichen Untergange ſich näherten, würde es ein Leichtes ſeyn, ſowohl die bereits verfloſſenen Vorfälle anzugeben, als die künf-

donien, Syrien, Pontus, Aegypten, Griechenland und andere Staaten übrig waren; und doch redet Polybius alſo: warum? Dieſe Staaten waren ohne Energie, ohne geſchickte Anführer und Regenten, und ſich ſelbſt mehr Feind, als den Römern.

*) Und doch hat es Polybius, beſonders bey den Maximen des Königs Hiero von Syrakus, angegeben. Tacitus ſagt: die Cherusker haben einen zu langen und ſaumſeligen Frieden unterhalten. Dieß war aber mehr angenehm, als ſicher. Wenn es zum Kriege kömmt, ſind Redlichkeit und Mäßigkeit Namen des Siegers. Daher werden die ſonſt guten und gerechten Cherusker nun Feige und Thoren geheißen.

Digitized by Google

tigen zu beſtimmen. Denn das zu erzählen, was man ſchon weiß, iſt eben nicht ſchwer, und das Künftige kann man aus dem, was bereits geſchehen, leicht errathen. Viel unſicherer iſt es, ein Urtheil über Rom zu fällen. Seine gegenwärtige Lage zu ſchildern, wird durch den vielfältigen Wechſel der Vorfälle erſchwert; etwas über ſein künftiges Schickſal vorherzuſagen, hindert die Unkunde ſeiner öffentlichen und häuslichen Sitten und Anſtalten. Man muß daher mit nicht geringer Achtſamkeit und fleißiger Unterſuchung der Dinge drein gehen, wenn man das, was in der römiſchen Republik vortrefflich iſt und wodurch ſie ſich von anderen auszeichnet, kurz und deutlich darſtellen will. Da nun diejenigen, welche von dergleichen Sachen gründlich abhandelten, dreyerley Staatsverfaſſungen angeben, wovon ſie die eine Monarchie, die andere Ariſtokratie, und die dritte Demokratie nennen; ſo ſcheint es mir nicht unbillig, wenn man ſie fragt: ob ſie dieſe Staatsformen denn als die einzigen oder als die beſten aufſtellen wollten? Denn ich glaube, daß ſie ſich in beyden Fällen irren, indem es bereits erwieſen iſt, daß derjenige Staat am vortheilhafteſten konſtituirt ſey, welcher aus allen obgenannten Formen zuſammengeſetzt iſt."

„Ich kann es nicht läugnen, daß Plato und andere berühmte Philoſophen dieſen Gegenſtand ſchon gründlich behandelt haben. Da aber ihre Unterſuchungen, weil ſie zu abſtrakt und weitläuftig ſind, von Wenigen verſtanden werden; ſo wollen wir aus allem dem, was bereits über dieſe wichtige Materie geſagt wurde, in ſo weit es unſere Geſchichte betrifft, das Wichtigſte und für Jedermann Verſtändlichſte ausheben. Denn wenn auch jezt dieſer allgemeinen Ueberſicht der Dinge noch Eins oder das Andere fehlen ſollte, ſo wird es durch die künf-

tige Erzählung der Begebenheiten ohne allen Zweifel erläutert werden. Wir wollen daher vorderſamſt zuerſt die Grundſätze angeben, wodurch die bürgerlichen Geſellſchaften entſtehen.“

„So oft entweder durch Sündfluthen oder Seuchen, oder Mißwachs der Früchte, oder ſonſtige Unglücksfälle, deren periodiſche Verwüſtungen, als ſchon geweſen, die Geſchichte, und als wiederkommend die weiſſagende Vernunft lehrt, das menſchliche Geſchlecht zu Grunde gerichtet wird, gehen damit auch alle menſchliche Erfindungen und alle ihm dienlichen Künſte unter. Allein mit der Zeit entſpringt aus demjenigen, was gleichſam als Samen übriggeblieben iſt, ein neues Geſchlecht, was ſich wieder über die ganze Erde ausbreitet *). Alsdann geſchieht das unter den Menſchen, was wir an anderen Thieren bemerken, wenn ſie ſich vereinigen; denn es iſt in der Natur und Vernunft gegründet, daß die Thiere von einerley Art ſich zuſammenthun. Derjenige, welcher entweder an Leibesſtärke, oder Gegenwart des Geiſtes oder Tapferkeit die Anderen übertrifft, erhält nothwendig die Leitung und fürſtliche Gewalt. Da wir dieß bey anderen Thieren, welche nicht durch angenommene Meynungen, ſondern einen natürlichen Inſtinkt getrieben werden, bemerken; ſo müſſen wir mit Gewißheit glauben, daß eine ſolche Einrichtung ein Werk der Natur ſey. Denn auch unter den Thieren finden wir, daß die ſtärkſten, wie zum Beyſpiele die Stiere, die Eber, die Truthahnen und dergleichen, eine Art von fürſtlicher Gewalt ausüben. Es iſt daher glaublich, daß anfänglich es ſo auch unter den Menſchen üblich war,

*) Das iſt eine Weiſſagung der großen Völkerwanderung im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Digitized by Google

indem ſie nach der allgemeinen Gewohnheit der Thiere ſich zuſammenthun, und den Tapferſten und Stärkſten folgen. Die Kraft iſt hier der Maßſtab der Regierung. Man kann ſie daher füglich Monarchie oder Königthum *) nennen. Da aber nach der Hand unter einem ſolchen Menſchenhaufen eine gemeinſchaftliche Erziehung und Lebensart eingeführt wird, ſo entſteht eine ordentliche Regierung, und eine richtigere Erkenntniß von dem, was recht und unrecht, ehrlich und unehrlich iſt.“

„Der Anfang und die Art, wie ſolche Begriffe, wovon wir ſo eben redeten, ſich entwickeln, iſt folgende: durch den Trieb, welcher beyde Geſchlechter vereinigt, entſpringen Kinder. Wenn nun eins derſelben, nachdem es auferzogen iſt, undankbar wird, und diejenigen, welche es ernährt haben, nicht unterſtützt, im Gegentheile ſie mit Worten und Unbilden beleidigt; ſo iſt es natürlich, daß alle die, welche dadurch betroffen ſind, aufgebracht werden, indem Jedermann weiß, welche Mühe und Sorge die Eltern auf die Erziehung und Ernährung ihrer Kinder verwenden. Da nun die Menſchen von anderen Thieren durch Vernunft ſich unterſcheiden, ſo iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß ſie dieſe moraliſche Verſchiedenheit der Geſinnungen wie andere Thiere unbemerkt laſſen; ſondern ſie werden ein ſolches Laſter ſich zu Gemüthe führen, und da ſie die üblen Folgen für ſich ſelbſt in der Zukunft befürchten, auch gegenwärtig verdammen. Eben ſo, wenn einer von einem anderen Hülfe und Schutz in Gefahren erhalten hat, und ſeinem Wohlthäter mit Undank und Unbilden begegnet; wer kann alsdann noch zweifeln, daß ein ſolcher Menſch von allen, die es erfahren, verachtet werde? Denn ein Jeder ſetzt

*) Von können, kräftig, ſtark, tapfer ſeyn.

ſich in einen ähnlichen Fall, und fürchtet das nämliche Laſter an ſich zu erfahren. Daher iſt in aller Menſchen Gewiſſen eine gewiſſe Erkenntniß der Pflichten und ihrer guten Wirkung entſtanden. Dieſes iſt der Urſprung und Zweck der bürgerlichen Gerechtigkeit *). Es iſt gleichfalls nicht zu zweifeln, daß, wenn Einer in Gefahr tapfer für Andere ſtreitet, es mit wilden Thieren unternimmt, und ihre Anfälle zurückhält, derſelbe gewiß mit dem lauteſten Beyfall der Menge aufgenommen, die Gunſt derſelben erhalten, und als ihr Schutz und Anführer begrüßt werde; ſo wie auch derjenige, welcher das Gegentheil davon thut, von Allen verachtet und beſchimpft einhergeht. Daher wird es auch wahrſcheinlich, daß ſelbſt in dem Gemüthe des Pöbels ſchon eine gewiſſe Erkenntniß des Guten und Böſen vorhanden ſey, und derſelbe wohl beydes von einander zu unterſcheiden wiſſe, ſo, daß man das, was gemeinnützig iſt, befolge, was aber ſchädlich iſt, vermeide. Wenn alſo derjenige, welcher Anderen vorgeſetzt wird, und daher die meiſte Gewalt hat, dieſelbe zum Schutze der Guten anwendet, in den Volksverſammlungen zu ihrem Vortheile ſpricht, und ſich dadurch den Ruf eines unpartheyiſchen Schätzers der Verdienſte bey ſeinen Untergebenen erwirbt, ſo unterwerfen ſie ſich ohne Gewalt ganz freywillig, und übertragen ihm einſtimmig die Regierung. Mag er nun durch Alter ſchwach werden, ſie werden ihn immer mit vereinter Macht ſchützen und gegen alle, welche nach ſeiner Gewalt ſtreben, vertheidigen. Auf dieſe Weiſe geht die Gewalt der Stärke oder das Fauſtrecht in die Gewalt der Vernunft oder das Bürgerrecht über; und

*) Man ſieht wohl, daß Polybius hier nur als Politiker redet. Die Moral hat wohl einen höhern Grund.

Digitized by Google

der, welcher zuvor ein beneideter König oder Alleinherrſcher war, wird ohnvermerkt ein rechtmäßiger und geliebter Fürſt.“

„Dieſes iſt die erſte aus der Natur ſelbſt hergeleitete Erkenntniß von Recht und Unrecht; dieſes der wahre Urſprung einer rechtmäßigen Herrſchaft unter den Menſchen.“

„Dieſelbe wird nicht nur ihren erſten Beſitzern, ſondern auch deren Kindern vom Volke zugeſtanden, indem es überzeugt iſt, daß ſie, von ſolchen Vätern erzeugt und gebildet, auch ihre Tugenden ererben werden. Wenn ſie ihm aber in der Zukunft mißfallen, ſo wählt es ſeine Obrigkeiten und Könige aus anderen Geſchlechtern, und zwar nicht gerade diejenigen, welche ſich durch Leibesſtärke und Tapferkeit, ſondern durch Weisheit und Klugheit auszeichnen; denn nun hat es durch die Erfahrung ſchon den Unterſchied der Menſchen gelernt.“

„In den erſten Zeiten eines Staates alſo behaupteten diejenigen, welche das Volk zu ſeinen Königen gewählt hat, ihre Gewalt bis zum höchſten Alter. Sie legten an den ſchicklichſten Orten Feſtungen an, umgaben die Städte mit Mauern und Wällen, und erweiterten ihr Gebieth. Sie thaten dieß theils der eignen Sicherheit wegen, theils um ihren Unterthanen einen deſto größern Vorrath von Lebensmitteln zu verſchaffen. Indem ſie nun auf ſolche Dinge bedacht waren, blieben ſie frey von Unbilden und Neid; denn ſie zeichneten ſich weder durch eine prächtige Kleidung noch Tafel aus, ſondern behielten die nämliche Lebensart wie der gemeine Haufe bey. Da aber diejenigen, welche das Reich durch Erbfolge erhielten, alles, was zur Sicherheit dient, ſchon in Bereitſchaft, und was zum Lebensunterhalt nöthig iſt, nicht nur vorräthig, ſondern im Ueberfluß fanden, ſo glaubten ſie, von ihren

Lüſten getrieben, ſich als Fürſten von ihren Unterthanen in Kleidung auszeichnen, andere und verſchiedene Ueppigkeiten und Luſtbarkeiten genießen, und der Liebe auf die ungezähmteſte Art pflegen zu müſſen. Durch dieſe und dergleichen Gewaltthaten zogen ſie ſich den Neid und Haß ihrer Mitbürger zu, und ſo entſtand aus dem Königreiche eine Tyranney, zu deren Untergange der Grund eben dadurch gelegt war, indem die Verſchwörung gerade auf das Haupt der Regenten traf. Die Urheber derſelben waren aber gerade nicht die ſchlechteſten, ſondern die ehrliebendſten und unternehmendſten Bürger; denn dieſe können die Unbilden der Fürſten am wenigſten vertragen."

„Da nun das Volk, ſobald es Anführer hatte, den Untergang ſeiner Könige zuließ, und das Königthum oder die Herrſchaft eines Einzigen abgeſchafft war, fingen die ausgezeichneten Bürger an, ſich der Staatsregierung zu bemeiſtern, denn das Volk überließ dieſelbe denjenigen, welche die Monarchie über den Haufen geworfen hatten, gleichſam als eine Belohnung ihrer Dienſte, und machte ſie zu ſeinen Regenten. Mit dieſer Ehre zufrieden, haben ſie auch das Wohl der ihnen anvertrauten Republik allem Anderen vorgezogen, und ſowohl die öffentlichen als Privatangelegenheiten des Staates mit ſonderbarer Mühe, Sorgfalt und Emſigkeit verwaltet. Als indeſſen dieſe Gewalt auf ihre Söhne und Nachkommen übertragen wurde, welche mit den Gefahren des Staates und den Begriffen von Freyheit und Gleichheit nie bekannt, ſondern ſchon von Jugend auf zu den Ehren und Würden aufgewachſen waren, indem einige ſich dem Geize, andere der Völlerey und andere der Geilheit ergeben hatten, ſo iſt die Regierung der Beſſern in die Herrſchaft von Wenigen umgewandelt worden. Dieſe haben nun dadurch den nämlichen Haß gegen ſich in dem Gemüthe des Volkes

Digitized by Google

erwecket, wie die Könige und Tyrannen, und haben daher auch den nämlichen Untergang gehabt. Denn ſobald einer bemerkt hatte, in was für einem ſchlechten Rufe dieſelben bey dem Volke ſtünden; ſo fing er an, ſie entweder mit Worten oder Thaten zu beleidigen, indem er verſichert ſeyn konnte, daß der große Haufe ihn in allen ſeinen Unternehmungen unterſtützen werde. Wenn nun endlich einige der Vornehmen umgebracht, einige derſelben ins Elend gejagt ſind, traut man ſich doch nicht, die königliche Gewalt aus Furcht der Strafe, noch jene der Optimaten, deren Uebel man noch vor Augen hat, herzuſtellen. Man ſetzt alſo ſeine ganze Hoffnung auf ſich ſelbſt, und die Regierung der Wenigen geht in eine Volksregierung über. Da aber noch einige übrig ſind, welche die Tyranney der Wenigen erfahren haben, ſo läßt man die Republik in dieſem Zuſtande beruhen, und ſchätzt nichts ſo heilig, als Freyheit und Gleichheit."

„Indeſſen wächſt eine neue Generation heran, an deren Enkel die Volksgewalt übertragen wird. Dieſe machen ſich nicht mehr viel aus den Worten von Freyheit und Gleichheit; denn ſie ſind ihnen ſchon außer Mode gekommen, und denken nur darauf, wie ſie ihre Macht über Andere erheben können. Dieſes Laſter iſt beſonders jenen eigen, welche Andere an Reichthum übertreffen. Dieſe ſind nur vorzüglich darauf bedacht, die Ehrenſtellen wegzuſchnappen; und da ſie ſelbe durch eignes Verdienſt nicht erhalten können, ſo verſchwenden ſie ihr ganzes Vermögen darauf, indem ſie das Volk füttern, und durch alle Arten von Geſchenken beſtechen. Sobald dieſelben nun durch ihre lächerliche Rangbegierde den großen Haufen an Geſchenke und Schmauße gewöhnt haben, fangt die Volksregierung an zu ſchwanken, und an ihre Stelle tritt die Gewalt und das Fauſtrecht. Denn an die Spitze

des hungrigen Pöbels, welcher nun von fremdem Gute zu leben, und auf das Unglück Anderer ſeine Hoffnung zu ſetzen gelernt hat, wird ſich bald ein verſchmitzter und kecker Anführer, dem ſeine eigne Armuth ſonſt den Zugang zu den hohen Ehrenſtellen verſagt hatte, ſchwingen, und dieſer wird die Volksregierung in ein Handgemenge verwandeln *). Nachdem auf dieſe Weiſe alles auf die Gewalt der Fäuſte ankömmt, ſo werden Mord, Verbannung, Gütervertheilung und alle Uebel des bürgerlichen Krieges ſo lange wüthen, bis das Volk, derſelben müde, wieder einen neuen Herrn bekömmt, welcher alle Gewalt allein an ſich reißt **)."

„Dieſes iſt der Zirkel, worin ſich die Staaten herumdrehen; dieſes die Ordnung der Natur, durch welche der Zuſtand derſelben verändert, umgemodelt und wieder zurückgeführt wird. Wenn nun Jemand dieſelbe genau kennt, ſo kann er wohl in der Zeit, wann dieſes oder jenes geſchehen werde, irren; allein auf welchem Punkte ein Staat wirklich ſtehe, ob er ſeinem Wohlſtande oder Untergange nahe ſey, und in was für eine Regierungsform er übergehen werde, in dieſen Angaben und Prophezeyungen wird er ſchwerlich fehl gefunden werden, wenn er frey von Haß und Neid iſt."

„Wie alſo die Staatsverfaſſung einer Republik entſtehe, wie ſie ſich ändere, und was für verſchiedene Formen ſie annehme, haben wir bereits gezeigt, und zwar ſo, daß, wenn mir es erlaubt wäre, jetzt gleich das Ende mit dem Anfange zuſammenzuſtellen, ich alles das, was künftig geſchehen würde, leicht vorherſagen könnte. Wenigſtens glaube ich, daß der Erfolg ſchon

*) Iſt dieſes nicht Marius?

**) Iſt dieſes nicht Auguſtus?

Digitized by Google

ſonnenklar vor Augen liege. Denn wenn ein Staat große Gefahren überſtanden hat, und bereits zu einer ſo hohen und offenbaren Gewalt und Uebermacht gediehen iſt, ſo wird's offenbar, daß bey ſo ſchnellem Glücke und anhaltender Behaglichkeit ſich die Ueppigkeit der Sitten und die Verſchlagenheit der Gemüther bemeiſtern, und ſo einen ſchädlichen Einfluß auf alle innere und äußere Geſchäfte haben werde. Sind nun einmal dieſe Uebel eingewurzelt, ſo wird das Verderben ſich am erſten da äußern, wenn Ehrenſtellen geſucht oder abgeſchlagen werden, und dadurch die ſittenverderbende Ueppigkeit und Anmaßung einen weiten Spielraum erhalten. Der Urheber einer ſolchen Veränderung wird aber ſelbſt das Volk ſeyn, indem es ſich entweder durch die Raub- und Herrſchſucht des einen Theils ſeiner ehrgeitzigen Bürger beleidigt, oder durch die niederträchtigen Schmeicheleyen des anderen Theils aufgeblaſen fühlt. Es wird alsdann von Zorn entflammt, und nur von jenen Rathſchlagen, welche ihm die Rache einflößt, getrieben, nicht mehr den Geſetzen und ſeinen Obrigkeiten folgen, ſondern ſelbſt Alles ſeyn wollen, und können. Wenn nun auf dieſe Weiſe die Staatsverfaſſung umgeändert iſt, ſo wird der Staat zwar einen ſehr ſchönen Namen, nämlich einer populären Regierung oder Republik erhalten, im Grunde aber die Herrſchaft eines ungebildeten Pöbels fühlen müſſen, welche unter allen Uebeln das drückendſte iſt."

Digitized by Google

Merkwürdiges Beyſpiel unpolitiſcher Weiſſagung, aus den Viſionen des Joachim Greulich, vom Jahre 1653 *).

Den 28ten Auguſt (1653.) zu Nacht um 4 Uhr auf der groſſen Uhr kam der Engel Gottes wieder zu mir und ſprach: Siehe in den Himmel, wie er ſo blutig iſt; da ſahe ich darinnen ein blutiges Schwerdt und neben dem ſchwerdt ſtund geſchrieben mit güldenen Buchſtaben: Du ſchönes Welſchland, und auf der andern Seite ſtund wieder mit güldenen buchſtaben: Groſſes glück und groſſe victoria, das Welſchland haben wird, aber ich weiß ihren Feind nicht, der mit ihnen kriegen wird.

Und nach dieſem ſprach der engel gottes wieder zu mir, ich ſollte in den Himmel ſehen, wie er ſo blutig ſey, da ſah ich darinnen ein blutiges ſchwerdt und ein Creiß oben darauf, und auf der rechten ſeiten neben dem ſchwerdt ſtund geſchrieben mit güldenen buchſtaben: Ihro königliche Majeſtät in Frankreich, und auf der linken ſtund abermahl mit güldenen buchſtaben: Schönes Frankreich, es wird jämmerlich mit dir zugehen, da fragte ich den engel Gottes, was das bedeuten wird, da ſagte er zu mir, ſiehe wohl an den Himmel, wie des Königs in Frankreich ſein name ſich daran verdunkelt, und er hat ſich gantz verlohren, das bedeut, daß er ſoll mit den ſeinen verjagt und verdorben werden, und es wird ein ſterben auch dazu kommen.

Uiber eine weile kam der engel Gottes wieder zu mir und ſprach: ſiehe in den himmel, wie er ſo blutig iſt,

*) Siehe Gottfried Arnolds unpartheyiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie. Schafhauſen 1741.

und ich ſah darinnen einen grauſamen Stuhl geſetzt, und auf dem ſtuhl ſaß einer in einer güldnen Crone und er hatte in ſeiner rechten hand ſepter und Reichs-apffel und über ſeinen Stuhl (der grauſam ſchön war anzuſehen) ſtund mit güldenen buchſtaben geſchrieben: Königliche Majeſtät in Frankreich und über der ſchrift ſtund eine blutige fahne und der engel Gottes ſagte zu mir: Siehe, jüngling, da kommen des Königs in Frankreich ſeine Räthe, die älteſten ſowohl als die jüngſten, das beyſamt der blutigen fahnen kniend für den könig in Frankreich, ſie müſſen einen eid ablegen, daß ſie bei ihrer treu und glauben bei ihm leben und ſterben wollen und auch gegen ihres königs feinde ſeyn; und wie das verrichtet war, ſaß der könig noch auf ſeinem Stuhl, und der engel Gottes ſprach zu mir: Siehe jüngling wie der könig ſeine Crone, Septer und Reichs-apffel alles verroſtet, und es anfangs alles ſchöne gegliſſen hat, nun aber ſiehſt du daß er mit allem königlichen Ornat von ſeinem Stuhle herunter geſtoßen wird.

Uiber eine weile kam der engel Gottes wieder zu mir und ſprach: ſiehe wie der himmel ſo blutig; da ſahe ich darinnen einen grauſamen ſtuhl geſetzt, und auf dem ſtuhl ſaß einer, der war bekleidet mit teutſcher Nation, er hatte auch eine güldne Crone auf dem haupt, auch Septer und Reichsapfel führte er in ſeiner rechten hand, und über ſeinem haupt ſtund mit güldenen Buchſtaben geſchrieben: Das iſt Königl. Majeſtät in Pohlen, und über der ſchrift ſtund eine blutige fahne, und über der fahne ſtund mit güldnen buchſtaben geſchrieben: zweymal Verflucht, Verflucht von Gott biſt du König in Pohlen und auch dein gantzes Land mit; und der engel Gottes ſagte zu mir: Jüngling ich ſage dir, ſiehe wohl darauf. Da

kamen des königs in Pohlen ſeine Räthe, da kamen die kriegführer, die fielen für dem könig in Pohlen nieder auf ihre Knie, und legten knieend dem könig in Pohlen einen eid ab beiſamt den blutigen fahnen, und wie das verrichtet ward, ſaß der könig noch auf ſeinem Stuhl und der engel Gottes ſagte zu mir: Siehe wohl auf den König in Pohlen, da ſah ich, das er von ſeinem königlichen ſtuhl geſtoſſen; und ich ſah wohl darauf, aber der fluch von Gott ſtand noch über ihm mit güldnen buchſtaben geſchrieben im himmel, daß ich jüngling dem könig in Pohlen ſeinen Untergang andeuten ſoll *).

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Guſtav Adolph, oder von der neuen Kriegskunſt.

In der neuern Geſchichte der Kriegskunſt haben hauptſächlich drey große Feldherren Epoche gemacht. Guſtav Adolph, Friedrich II., König in Preußen, und Napoleon. Was Machiavelli als Schriftſteller in der Theorie angegeben, haben dieſe in Praxi hinaus-

*) Hier verdient auch noch folgende Stelle eingerückt zu werden.

Extrakt aus Schwedenburgs Schriften.

„Im Jahr 1780 wird der Türkiſche Mond blutig roth „und auf ewig untergehen. Drey Jahre darnach wird die „ganze afrikaniſche Küſte von den Spaniern und Franzoſen „erobert werden. Ueber den Trümmern von Karthago „wird ſich eine Stadt erheben, wovon ganz Afrika ſeine „Geſetze erhalten wird. In Amerika werden ſich zwey „fürchterliche Freyſtaaten bilden, die Jahrhunderte durch „unüberwindlich bleiben werden.“

„Ein nordiſcher Held wird Rußland in ſeine alte Gränze „zurückdrängen.“

Digitized by Google

geführt, nämlich die Verdünnerung der Haufen auf der Linie der Schlachtordnung, und die Vereinigung der Maſſen, wo es auf Entſcheidung ankömmt. Die Taktik hat beynahe die nämlichen Grundſätze, wie die Befeſtigungskunſt. Die Schlachtlinie iſt die Kourtine, und die Maſſen oder Keile ſind die Baſtionen. Jener General wird immer über ſeinen Gegner den Vortheil haben, welcher beydes nach Zeit und Umſtänden am beßten und geſchwindeſten formiren kann. Die Linien dienen, wie die Kourtinen, nur dazu, den Feind aufzuhalten und zu beſchäftigen, aber die Maſſen oder Keile entſcheiden das Treffen.

Dieſen Grundſätzen zufolge wird auch ein kluger Feldherr ſogleich wiſſen, welche Art von Kriegsvolk auf jede Stelle am beßten tauge. Die Linien können mit leichten Truppen, mit Kavallerie und einem Reſervekorps leicht vertheidigt werden, aber die Maſſen und Keile müſſen aus Grenadieren, Dragonern, Artillerie, und dem Kerne der Truppen beſtehen, denn dieſe ſollen entſcheiden. So wurden die berühmteſten Schlachten der neuern Geſchichte bey Leipzig, bey Lützen, bey Hochſtädt, bey Fontenoi, bey Roßbach, bey Leuthen, bey Torgau, bey Auſterlitz, bey Jena, bey Eylau und bey Wagram gewonnen.

Man kann die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges nicht leſen, ohne an die Siege erinnert zu werden, welche die alte römiſche Legion gegen den griechiſchen Phalanx davontrug. Jene verband, wie die ſchwediſche Keilſtellung, alle Vortheile leichter Bewegungen mit der Tüchtigkeit ſchwerer Maſſen; dieſe hatte, wie die großen Vierecke des Wallenſtein zwar Stärcke und Kraft, war aber zu unbehülflich, um ſchnellen Angriffen zu begegnen,

Ich habe in dem fünften Theile der europäiſchen Republik über dieſe Materie umſtandlicher abgehandelt, und werde auch in einem künftigen Werke darauf zurückkommen. Hier mußte ich nur ſo viel davon anführen, als dadurch das Schickſal der deutſchen Nation entſchieden wurde.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Ueber die Länge des dreyßigjährigen Krieges, und die Schwierigkeit der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen.

Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec ut jussi conveniunt, sed et alter et tertius dies cunctatione coeuntium absumitur. Tacitus.

Wenn man die Menge der Schlachten und Gefechte, die Schrecken der Verwüſtungen und Plünderungen, die unzählichen Verſuche des Friedens und die Länge der Negotiationen lieſt, welche die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges darbietet, ſo muß man ſchon a priori ſchließen, daß hier zwey unbeſiegte Partheyen gegen einander geſtritten haben. Und ſo war es auch. Auf der einen Seite ſtunde das mächtige Oeſterreich mit ſeinen katholiſchen Ständen, durch Ungarn, Italien und Spanien geſtärkt; auf der anderen Frankreich mit den Proteſtanten, den Türken und den nordiſchen Mächten im Bunde. Zwiſchen beyden war Europa und die Chriſtenheit getheilt, je nachdem Intereſſe, Religion und Neigung entſchied. Ueber dreyßig Jahre ſchlugen ſich beyde

Parthien, zu Waſſer und zu Land, in der alten und neuen Welt, mit abwechſelndem Glücke, und keine konnte Meiſterin der anderen werden.

Bey ſo gleichen Kräften wurde der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen. Man darf dieſes merkwürdige Aktenſtück des europäiſchen Völkerrechts nur oberflächlich durchleſen, und man findet in ſeinen ſo mannichfaltigen Beſtimmungen, daß hier zwey mächtige Bündniſſe freyer und unbeſiegter Staaten von aller Art und Form miteinander gekämpft und Frieden geſchloſſen haben. Unter der ungeheuern Menge von Artikeln und einzelnen Vorſchriften dieſes Vertrages, wollen wir nur vier Punkte ausheben, woraus am deutlichſten erwieſen werden kann, daß es den europäiſchen Mächten und Völkern bey dieſem Friedensſchluſſe hauptſächlich um die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheit zu thun war.

Der Hauptpunkt war unſtreitig die Behauptung der Gewiſſensfreyheit. Dieſelbe iſt in dem Friedensinſtrument nicht nur im Allgemeinen oder durch vage Worte anerkannt und geſtattet worden, ſondern auch einer jeden Parthey ſo vielfache und kräftige Mittel zu ihrer Erhaltung angewieſen, daß man ſchon daraus erkennen kann, wie eiferſüchtig, hartnäckig und vorſichtig eine jede in Behauptung derſelben geweſen ſeyn mußte. Jedem Theile wurde der Beſitz ſeiner Kirchen und Kirchengüter gelaſſen, nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in politiſchen Dingen wurde eine förmliche Parität feſtgeſetzt, und wenn ein oder der andere Theil angefochten werden ſollte, wurde ihm geſtattet, einheimiſche und fremde Hülfe zu ſuchen. Ja, um aller Ungleichheit oder Partheylichkeit auszuweichen, ſogar ein Normaljahr in Rückſicht des Beſitzſtandes, und eine itio in partes in Rückſicht bürgerlicher Händel zugeſtanden.

Der zweyte Punkt, welcher die Stütze oder eine Folge des erſtern war, iſt die Vertheilung der politiſchen und militäriſchen Macht, wodurch eigentlich die im Inſtrumente angegebenen Geſetze aufrecht erhalten werden ſollten. Dieſem zufolge war die Macht Oeſterreichs in ſo weit behauptet, als ſie diente, ihre und der katholiſchen Stände Beſitzthümer und Rechte zu ſchützen. Sie wurde aber durch Abtretung einiger Provinzen an Frankreich, durch die Freyheit der Schweizer und Holländer, und endlich durch die Säkulariſation vieler deutſchen Bißthümer ſo gemäßigt, daß die proteſtantiſchen Völker und Staaten hinlänglich geſichert ſeyn konnten, und dieſes feſtzuſetzen, war das zweyte Meiſterſtück der Paziszenten.

Frankreich war eigentlich diejenige Macht in Europa, welche, vermöge ihrer Lage und Verfaſſung, obwohl ſelbſt katholiſch, das Haupt des proteſtantiſchen Bundes ſeyn mußte. Bey dem Ausbruche des dreyßigjährigen Krieges war es noch ganz mit öſterreichiſchem Gebiethe umgeben. Jenſeits der Pyrenäen herrſchten die öſterreichiſchen Prinzen in Spanien. Durch Holland und die Niederlande konnten dieſe Prinzen bis nahe an Paris vordringen. Längſt dem Rheine hin beherrſchte die deutſch-öſterreichiſche Linie unmittelbar den Elſaß und mittelbar die geiſtlichen Kurfürſtenthümer. In Italien waren ſie Herren von Mayland und Neapel. In Deutſchland ſelbſt trugen ſie die Kaiſerkrone, und die nordiſchen Mächte waren zu ohnmächtig, als daß ſie ohne Frankreich Deutſchland ſchützen konnten.

Dieſe Kette, welche Frankreich in ſeinen Verrichtungen hemmte, ſollte durch den weſtphäliſchen Frieden gebrochen werden. Zuerſt alſo trat man an dieſe Krone den Elſaß, die drey lothringiſchen Bißthümer und einige feſte Punkte am Rheine ab. Holland und die Schweiz

Digitized by Google

wurden als unabhängige Republiken anerkannt, Schweden und die proteſtantiſchen Fürſten durch Säkulariſationen im Norden mächtig gemacht, und um nun auch die innern Angelegenheiten Deutſchlands von Oeſterreich unabhängiger zu machen, Frankreich und Schweden als Garanten des weſtphäliſchen Friedens, und folglich der Reichsverfaſſung aufgeſtellt.

Der dritte Punkt iſt ein Agregat freyer Völkerbündniſſe. Nicht allein die großen und vielmehr groben Intereſſen der Völker und Mächte wurden hier auseinander geſetzt und beſtimmt, ſondern jede Gemeinde, jedes Kloſter, jede Dynaſtie, jeder Familienvater, jeder Bürger hatte, ſo zu ſagen, ſein Wort dabey zu reden und ſeine Rechte und Freyheiten verwahrt. Wenn man betrachtet, wie viele und mannigfaltige Geſandten zu Münſter oder Osnabrük verſammelt waren, wie viele Staatsmänner und Rechtsgelehrten dabey gearbeitet, wie viele und mannichfaltige Rechte und Anſprüche dabey vorgenommen, und mit welcher Genauigkeit, Vorſicht und Aengſtlichkeit dieſe wechſelſeitigen Rechte und Anſprüche ſowohl in den Akten verhandelt, als in dem Inſtrumente feſtgeſetzt worden, ſo findet man hier das ſprechendſte Beyſpiel von völkerrechtlicher Unabhängigkeit.

Dabey iſt noch dieſes zu bemerken, daß, obwohl bey dieſem Frieden unzählige Veränderungen im politiſch-religiöſen Syſteme Europens und der Chriſtenheit vorgenommen wurden und werden mußten, dabey doch nie die Gerechtſamen der Völker und die Freyheiten der Nationen und Bürger hintangeſetzt wurden. Wenn auch eine oder die andere Provinz abgetreten oder ſäkulariſirt wurde, wenn ein oder das andere Land ſeine Religion oder ſeine Regenten änderte, ſo blieben doch immer die Rechte der Stände und Bürger bewahrt. Man kann dieß

nicht deutlicher, als bey der Abtretung des Elſaſſes und der Anerkennung Hollands und der Schweiz ſehen. Bey erſterer blieben ſelbſt deutſche Fürſten und Bürger im Beſitze ihrer Rechte, obwohl der König von Frankreich die volle Souveränität erhielt, bey letztern wurden Grafen und Ritter, Prälaten und Stifter in ihrem Beſitze erhalten, obwohl beyde Staaten ſich als freye Republiken erklärten.

Der letzte Punkt, welchen wir noch bemerken wollen, iſt die Exekution dieſes Friedens ſelbſt. Man kann in einem Friedensinſtrument ſehr gute und rechtliche Beſtimmungen feſtſetzen, ob ſie aber nach der Hand gehalten und reſpektirt werden, iſt eine andere Frage. Dieſes ſchien um ſo mehr bey dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe zu befürchten, weil deſſen Gegenſtände ſo mannichfaltig und verwickelt waren. Aber eben darum muß man die Klugheit der Paziszenten bewundern, daß wenigſtens ſeine Hauptartikel viele Jahrhunderte hindurch, obwohl durch mächtige Regenten angefochten, und fürchterliche Kriege erſchüttert, dennoch aufrecht erhalten wurde.

Seit dem Abſchluſſe dieſes Friedens waren vorzüglich drey Regenten ſeinen Verordnungen gefährlich; Ludwig XIV., Friedrich II., und Joſeph II. Erſterer durch ſein Glück und ſeine Macht, der zweyte durch ſein Genie, und der dritte durch ſeinen Reformationsgeiſt. Sie unterlagen aber alle drey ihren Anmuthungen. Ludwig XIV. wurde ſowohl im Riswicker als Utrechter Frieden gezwungen, die Geſetze des weſtphäliſchen darin zum Grunde zu legen. Friedrich II. war am Ende ſeiner Regierung noch froh, in dem weſtphäliſchen Frieden das Mittel zum Fürſtenbunde zu finden, und Joſeph II. wurde das Opfer ſeiner Eingriffe in dieſen Friedensſchluß. Nur eine alles Alte zernichtende Revolution, und die

Unklugheit jener Fürſten, welche am meiſten durch dieſen weſtphäliſchen Frieden gewonnen hatten, konnten auch ſeinen Untergang befördern. Aus allen dieſen Punkten leuchtet deutlich hervor, daß der weſtphäliſche Friede das Werk zweyer unbeſiegter Partheyen in Europa und Deutſchland geweſen ſey, daß aber eben dadurch der bürgerliche Krieg in Deutſchland deſto anhaltender und feſter gegründet wurde.

Funfzigſtes Kapitel.

Was war der Kurfürſt Erzkanzler im deutſchen Reiche?

Cum multa divinitus a majoribus nostris inventa atque instituta sunt, tum nihil praeclarius, quam quod vos eosdem et religionibus Deorum immortalium, et summae reipublicae praeesse voluerunt: ut amplissimi et clarissimi cives rempublicam bene gerendo, Pontifices religiones sapienter inter pretando, rempublicam conservarent.

Cicero.

Die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges ſtellt uns zwey große Prälaten auf, wovon der eine als Erzkanzler das deutſche Reich erhalten, der andere als erſter franzöſiſcher Staatsminiſter es ſchwächen wollte; Johann Philipp und Richelieu. An Einſicht, an Staatsklugheit und Energie waren beyde einander gleich, nicht aber an Macht und günſtigen Umſtänden. Jener mußte ein altes zerſtückeltes Gebäude mit Gewandheit und Muth zuſammen halten, dieſer thronte mit unumſchränkter Gewalt in dem Pallaſte eines monarchiſchen Reiches.

Digitized by Google

Jener mußte bereden, beſänftigen, gewinnen; dieſer gebot, und es geſchah.

Der Kurfürſt Erzkanzler war, was den Gehalt ſeiner Staaten betrifft, ein nicht gar mächtiger Fürſt; aber ſeine Würde konnte ihm ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen den größten Einfluß in und außer Deutſchland verſchaffen, wenn er klug und patriotiſch dachte. Davon gab das auffallendſte Beyſpiel Johann Philipp am Ende des dreyßigjährigen Krieges *).

„Wenn ich mir dieſen Fürſten denke," ſagt Prüſchenk **) von ihm, „ſo ſtelle ich mir das Bild und „Muſter eines gerechten, weiſen und geraden Direktors „vor, wie ihn das Kurfürſtenkollegium ſeit mehreren „Jahrhunderten nicht gehabt hat." „Dieſen Fürſten" ſagt Forſtner, „kenne ich als die einzige Stütze Deutſch„lands, und als den wachſamſten Beſchützer der Frey„heit und des Friedens, welchem nicht nur das gemeine „Weſen überhaupt, ſondern jeder einzelne Bürger ſein „Heil und Wohl, und folglich ein Gebet zu Gott für „ſeine Erhaltung ſchuldig iſt" ***).

Johann Philipp wurde im Jahr 1605 den ſechſten Auguſt von Georg von Schönborn, und Maria Barbara von der Leyen zu Eſchbach im Weſterwalde geboren. Der weſterwälder Bauer (ſo nannte ſich oft der beſcheidene Fürſt) wußte ſeinen Geiſt frühe zu den hohen Stellen zu bilden, welche ihn erwarteten. Er ſchmückte ſeinen Verſtand durch gründliche Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit; er ſtählte ſeinen Muth unter den

*) Dieſes Kapitel iſt ein Auszug von dem zweyten Theile meiner Geſchichte von Maynz.

**) Fasciculus Act. litter. Pruschenk.

***) Commercium epistolicum Leibnizianum.

Truppen des Generals von **Hatzfeld**; er übte ſich in Staatsgeſchäften auf den Stellen, welche er ſchon als junger Domherr bekleidete *).

Einem ſo vielverſprechenden Jünglinge konnte es nicht fehlen, bald zu den höchſten Würden emporzuſteigen; und ſchon im Jahre 1642 wählte man ihn zum Fürſtbiſchoffen zu Würzburg.

Das Intereſſe der bisher ſo ſehr entſchöpften geiſtlichen Staaten erforderte es, daß mehrere derſelben nur Einem würdigen Haupte anvertraut wurden. Man konnte dadurch größere Erſparniſſe machen, und ihnen mehr Kraft und Einklang geben. Auch war beyden Partheyen (ſowohl der kaiſerlich-katholiſchen, als der franzöſiſch-proteſtantiſchen) daran gelegen, die geiſtlichen Würden mit Männern zu beſetzen, welche bey dem Friedensſchluſſe auf Mäßigung dachten **). **Johann Philipp**, der ſich ſchon durch ſeine kluge Regierung zu Würzburg ausgezeichnet hatte, wurde demnach auch im Jahre 1647 zum Kurfürſten zu Maynz, und im Jahre 1665 zum Fürſtbiſchoffen zu Worms erwählt.

Sobald er dieſe hohen Stellen erreicht hatte, gingen ſeine erſten Unternehmungen dahin, den ſo lange gewünſchten Frieden zu befördern, die durch den Krieg verlornen oder beſetzten Länder wieder zu erhalten, und die Wunden zu heilen, welche noch ſo ſchrecklich bluteten. Er ſchickte ſeine Geſandten mit weiſen Inſtruktionen nach Münſter und Osnabrück, welche auch, wie die Geſchicht-

*) In verſchiedenen Dikaſterien.

) In ejus (Anselmi Casimiri) locum suffectus est Joannes Philippus, **evangelicis aeque ac **catholicis** dilectus ac aestimatus, qui neque Caesari neque Bavaro obnoxius, sed **patriae amantissimus** habebatur. **Puffendorf** de rebus suedicis. Lib XIX. §. 73.

ſchreiber ſagen *), nicht wenig dazu beytrugen, daß die ausſchweifenden Anſprüche herabgeſtimmt, die Gemüther gemäßigt, und überhaupt der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde.

Nebſt den großen Forderungen, welche die kriegführenden Mächte an einander machten, traf das Schickſal beſonders die geiſtlichen Staaten, weil ein jeder Mächtige ſich an dieſen wehrloſen und durch die Reformation ohnehin ſchon zerrütteten Ländern erholen und bereichern wollte. Da Johann Philipp als erſter geiſtlicher Kurfürſt ſie nicht alle retten konnte, war er wenigſtens darauf bedacht, die im ſüdlichen oder katholiſchen Deutſchlande gelegenen, vorzüglich aber die ſeinigen zu erhalten. Das Hauptmittel, dieſes zu vollbringen, war, den kaiſerlichen und franzöſiſchen Hof zugleich für ſelbe zu intereſſiren. Der Kaiſer und das öſterreichiſche Spanien konnten leicht dafür gewonnen werden, weil ſie ſich unter den geiſtlichen Staaten immer treue Anhänger zu verſprechen hatten. Deſto ſchlüpfriger ſchienen die Unterhandlungen mit Frankreich, als der bisherigen Stütze der proteſtantiſchen und ſäkulariſirenden Parthie zu ſeyn. Allein Johann Philipp wußte den franzöſiſchen Miniſtern die gefahrloſe Nachbarſchaft der ſchwachen geiſtlichen Fürſtenthümer, und die Mittel, ihren Einfluß darauf zu vermehren, ſo reizend vorzuſtellen, daß der franzöſiſche Hof in deren Erhaltung nicht nur willigte, ſondern ſie auch als ein Vehikel ſeiner künftigen Größe und ſeines Gewichts in den Reichshändeln

*) Moguntinus elector hactenus egregiis consiliis usus ad conclusionem pacis ejusque executionem haud spernendam operam contulerat, velut qui prae omnibus catholicis moderata consilia secutus fuerat. Ibid. Lib. XXI. §. 28—53.

Digitized by Google

anſahe *). Dadurch wurde nicht nur ſein eignes Erzſtift und die drey geiſtlichen Kurthümer bey ihrer Integritat erhalten, ſondern auch der größte Theil der geiſtlichen Staaten durch den weſtphäliſchen Frieden geſichert; und nur jene der Säkulariſation Preis gegeben, welche entweder ſchon lange reformirt, oder doch ganz von proteſtantiſchen Fürſten umgeben waren **).

Das große Werk des Friedens war nun vollendet und bekannt gemacht, allein die Vollſtreckung deſſelben eine ſehr ſchlüpfrige Sache. Die feindlichen Truppen lagen noch in den Ländern umher, und bedrückten das Volk, wie zu den Zeiten des Krieges; die benachbarten Fürſten hatten noch einen großen Theil der Maynzer Staaten in Beſitz, oder machten Anſprüche auf wichtige Summen und Diſtrikte; und ſelbſt ein Theil des Volkes wollte nicht zur Ordnung und zum Gehorſam zurückkehren. Johann Philipp überwand alle dieſe Hinderniſſe durch ſeine Klugheit und Standhaftigkeit. Er wußte die feine und eifrig-proteſtantiſche Landgräfin von Heſſenkaſſel, welche jetzt Regentin war, zu bereden, ihm die Maynziſchen Aemter und Ortſchaften Amöneburg, Fritzlar, Neuſtadt und Naumburg wiederzugeben, ja ſogar die wichtige Summe Geldes nachzulaſſen, welche in dem weſtphäliſchen Frieden dafür ſtipulirt war ***). Mit franzöſiſchen Truppen eroberte er Erfurt und brachte die aufrühriſchen Bürger durch Strenge und Güte zum

*) Mémoires de Cl. de Mesme, Comte d'Avaux. In den verſchiedenen Archiven liegen eine Menge Briefe, welche nebſt dem noch die geheimen Mittel angeben, wodurch dieſer kluge Fürſt den Vortheil ſeiner Länder zu bezwecken wußte.

**) Acta pacis Westphal.

***) Executio pacis W. Vertrag mit Heſſenkaſſel d. Hofheim d. 24. September 1648.

Gehorſam *). Er löſste von Kurpfalz die Bergſtraße für 100,000 Gulden, und das Amt Neubamberg von dem Herzog von Lothringen um 10,000 Gulden ein, welchen ſie während dem langen Streite zwiſchen Diether und Adolph verſetzt waren **). Er vermogte den ſchwediſchen General und Pfalzgrafen Carl Guſtav dahin, daß er ſeine drückenden Truppen aus den Reichsländern zog, und ſich mit mäßigen Summen begnügte ***). Er verglich alle die langen Streitigkeiten, welche ſeine Vorfahren mit den mächtigen Nachbarn des Erzſtiftes, den Fürſten von der Pfalz, Heſſenkaſſel, Heſſendarmſtadt, Sachſen, Naſſau und Würzburg hatten, mit Vortheil ****), und ſuchte die Einkünfte der reichern und weniger verwüſteten Länder ſeiner Staaten dahin zu lenken, daß den ärmern und bedrücktern dadurch aufgeholfen wurde *****). Die Würzburger beklagten ſich zwar darüber und ſagten ſpottweiſe: Er habe des heiligen Martins Mantel mit der Chorkappe des heiligen Kilians ausgeflickt. Allein Johann Philipp erfüllte unverrückt ſeine Fürſtenpflichten; und obwohl er die Künſte und Wiſſenſchaften liebte, ſo war ſeine Lebensart doch ſtrenge, ſein Hof und Hofſtaat einge-

*) Gudenus Histor. Erfort.

**) Mit Pfalz 1663 den 9. September und den 26. May.

***) Pollicebatur (Carl Gustav) missionem militum. — Puffendorf, ſiehe die Briefe bey Londorp.

****) Siehe die Verträge mit Heſſen d. d. Hofheim 14. Sept. 1648, mit Pfalz d. d. 5. Sept. 1651, mit Würzburg d. d. 15. May 1655, mit Cölln 1657, mit Darmſtadt d. d. 21. Juni 1659, mit Sachſen d. Leipzig d. 20. December 1665 :c.

*****) Um das Land zu ſchonen, machte er mit dem Domkapitel ein Statutum perpetuum wegen dem Spolium im Interregnum.

ſchränkt und die Verwaltung der Finanzen genau. Er für ſich lebte mäßig und war zufrieden, in einem ſchlechten, mit ein Paar ungleichen Pferden beſpannten Wagen zu fahren; aber deſto prächtiger und freygebiger zeigte er ſich im Aufwande für das Ganze und gemeine Beſte. Er erbaute mit Hülfe und zum Theil mit dem Gelde der Franzoſen, die Zitadelle und eine Menge der Feſtungswerke um Mayuz; verſchönerte die Straßen und öffentlichen Plätze; verband das rechte und linke Rheinufer zu Maynz durch eine neue Schiffbrücke; ließ, um die Geſundheit ſeines Volkes zu erhalten, mehrere Brunnen errichten, und ſtiftete Krankenhäuſer und Hoſpitäler *). Die ihm untergebenen Staaten und Lander waren in kurzer Zeit wieder hergeſtellt, und man vergaß, daß ein dreyßigjähriger Krieg gewüthet hatte.

Nach dieſer erſten und beſchwerlichen Arbeit dachte der kluge Erzbiſchoff und Kurfürſt nun auch auf die künftige Verwaltung ſeiner Kirche und ſeiner Staaten; und darin muß man eben ſeine Weisheit bewundern. Durch den weſtphäliſchen Frieden hatte zwar der Krieg im Felde ein Ende; aber in Meynungen, Intereſſen und Herzen dauerte er noch fort. Die Verhaltniſſe der Maynzer Kirche und des Kurſtaates waren durch die Reformation und den dreyßigjahrigen Krieg ſo verändert und ſchlüpfrig geworden, daß nur ein Fürſt wie Johann Philipp dieſe neue Ordnung der Dinge überſehen, und darnach ſeiner Regierung die gehörige Richtung geben konnte. Auf der einen Seite erforderte es das Intereſſe und die Würde ſeiner Kirche, die Hierarchie zu ſchützen, und auf der anderen war der Geiſt der Aufklärung und

*) Die vielen öffentlichen Gebäude, welche noch vor dem letzten Kriege ſeine Wappen trugen, ſind Beweiſe davon.

neuen Lehre in die Köpfe und Herzen ſeiner Unterthanen gedrungen. Hier zählten der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten auf ihn, als einen treuen und eifrigen Anhänger ihrer Sache; dort waren ſeine Länder und Staaten mit mächtigen Proteſtanten und Franzoſen umgeben, welche er als ſeine Nachbarn fürchten mußte. Die Mönche wollten ſich der Schulen des Volkes bemächtigen; und er fühlte die Nothwendigkeit einer beſſern Erziehung. Zu allem dem kamen noch die großen Intereſſen der Mächtigen, welche einen ohnmächtigen Fürſten ſo leicht und gewaltſam dahin reißen, und die kleinen Intereſſen der Hof- und Kapitelspartheyen, welche auch den mächtigſten und beſten Kurfürſten beunruhigen können. Johann Philipp wußte ſich durch alle dieſe Abwege durchzuwinden.

Ich halte es für eine der erſten Eigenſchaften eines Fürſten, wenn er geſchickte und tüchtige Männer um ſich zu wählen weiß, welche, da er ſelbſt nicht alles allein thun kann, ihn in ſeinen Planen und Arbeiten gehörig unterſtützen, und eifrig mithelfen. Darin zeichnen ſich beſonders große Regenten aus, daß ſie jeden an ſeinen Ort ſtellen; und man muß bekennen, daß Johann Philipp darin ein wahres Muſter war. Für einen jeden Zeitpunkt ſeines kritiſchen Jahrhunderts, für ein jedes Geſchäft ſeiner verwickelten Staatsmaſchine, für einen jeden Zweig ſeiner Regierung hatte er ſeine Leute. Wollten die proteſtantiſchen Theologen ſich mit einer vorzüglichen Aufklärung brüſten, ſo bewegte er berühmte Denker und Schriftſteller gegen ſie, um ihnen durch Philoſophie und Scharfſinn zu zeigen, daß auch ihre Theologie noch auf ſchwachen Gründen beruhe *). Wollten

*) Einen Leibniz, Böneburg, Blum, Milletiere ꝛc. — Neque soli Jesuitae immites adeo exstitere. Perinde

der römiſche Hof und die Jeſuiten eifern, ſo weckte er gründliche und fromme Geiſtliche, um ſie in Schranken zu halten *). Drangen der kaiſerliche oder die katholiſche Höfe in ihn, ſo ließ er einen franzöſiſch-proteſtantiſchgeſinnten Miniſter gegen ſie agiren **). Setzten ihm die Franzoſen oder Proteſtanten zu, ſo ſchob er einen kaiſerlichdenkenden Kanzler vor ***). Dieſe vortrefflichen Männer, nebſt allen den Staatsleuten, Gelehrten, Biſchöffen und Predigern, mit denen ſie entweder in Brief- oder gelehrtem Schriftwechſel ſtanden, gaben beyden Partheyen eine ſolche Mäßigung, Duldung und Philoſophie, daß der Kurfürſt jetzt mit ſeinem großen Plane, die Einigkeit in der ganzen Chriſtenheit wieder herzuſtellen, auftreten konnte.

Da die verſchiedenen Religionsmeynungen eigentlich die Haupttriebfedern aller bisherigen Verfolgungen und Kriege waren, und die Berufung eines allgemeinen Konziliums die Vereinigung nicht zu Stande bringen konnte; ſo verſuchte Johann Philipp ſolche Mittel der Annäherung der Partheyen, wovon er ſich einen ſichern Erfolg verſprechen konnte. Vor allem glaubte er, an dem berühmten Philoſophen Leibniz, welchen er an ſeinen Hof berufen hatte, einen ſchicklichen Beförderer ſeiner Abſichten gefunden zu haben. Ein ſo heller und

acres et reliqui fuere. Quantum noxae cum omni humanae notioni reique publicae, tum morali item et naturali doctrinae affricuerint, documento sunt belli puritani et independentes. — Tum et sic fundamento suffulciuntur non fortiori, quam et Menno, et Brownus et Socinus. Boineburg.

*) Walenburg, Nienhus, Holzhauſen ꝛc.

**) Boineburg.

***) Den Kanzler Mehl.

philoſophiſcher Kopf war über die Vorurtheile der verſchiedenen Sekten zu erhaben, und zugleich durch die Ideen, welche er nach der Hand in ſeiner unſterblichen Theodicee aufſtellte, beyden Theilen zu willkommen, als daß ſie ihn mit Grund als einen Vermittler hätten ſcheuen können. Dieſer ſeltſame Mann bekam von dem weiſen Erzbiſchoffe und Kurfürſten den Auftrag, mit den berühmteſten und aufgeklarteſten Gelehrten, Biſchöffen und Geiſtlichen beyder Theile in einen Briefwechſel und Unterhandlungen zu treten; ſelbe zu überzeugen, zu gewinnen und vorzubereiten. In dieſem Unternehmen mußte ihn der ſanfte und tolerante Weihbiſchoff Wallenburg mit ſeiner gründlichen theologiſchen Gelehrſamkeit unterſtützen; und endlich ſollte der feine Generalvikarius von Walderdorf das Werk durch kluge Verhandlungen mit dem römiſchen und anderen Höfen vollenden. Wie weit die Sache gediehen ſeye, läßt ſich aus dem Briefwechſel zwiſchen Leibniz und Pelisſon *), und folgendem unter den hinterlaſſenen Papieren des erſtern gefundenen Aufſatze erſehen **)

*) De la tolérance des religions, lettres de M. de Leibniz et reponses de M. Pelisson, à la quatrième partie des reflections sur les différens de la religion. Die Hauptkorreſpondenten waren Wallenburg, Walderdorf, Leibniz, Boſſuet, Molanus, Pelisſon, Spener, Miletiere ꝛc. Boſſuet hat auch ſogleich ſeine Expositio fidei geſchrieben.

*) Man könnte zwar die Aechtheit folgender Vorſchläge bezweifeln; allein daß eine Annäherung verſucht wurde, iſt gewiß, und die Korreſpondenz mit Pelisſon beweißt es. Selbſt Febronius beruft ſich darauf. Ich habe daher auch dieſe Vorſchläge hier ganz eingerückt, wie man ſie vorfand.

Politiſche Vorſchläge, wie die katholiſche und evangeliſche Kirche zu vereinigen.

Chur Maynz hat zu dem allgemeinen Frieden zu Münſter viel geholfen; läßt ſich auch alſo die Religions-vereinigung angelegen ſeyn: zu dem Ende er den Herrn von Wallendorf*) nach Rom geſchickt. Auch wollen ihm Chur Kölln und Chur Trier, auch Chur Pfalz ſammt Heſſendarmſtadt Aſſiſtenz leiſten. Spanien und Frankreich inkliniren auch dazu: ja ſelbſt der Pabſt und die Jeſuiten. Die Vorſchläge gehen dahin:

I. Es ſoll ein Synodus von XXIV Perſonen beyder Religionen gleicher Zahl angeſtellt werden, die das juramentum calumniae vorher ablegen, auch alle Moderation sub poena exclusionis ſpüren laſſen ſollen.

II. Sollen aus und nach den älteſten Exemplarien der heiligen Schrift ſowohl das Breviarium als die Augsburgiſche Konfeſſion von Artikel zu Artikel erwogen, und was die meiſten Stimmen als gegründet ſchließen, angenommen werden.

III. Die katholiſche Meſſe ſoll man in deutſcher Sprache leſen, und ſollen die XXIV Perſonen ſolche alſo abfaſſen, wie beyde Theile ſich darüber vereinigen können.

IV. Die Evangeliſchen ſollen in's künftige die reformirt-katholiſchen von den altkatholiſchen genennt werden, denen der Pabſt in Rom eine beſondere Kirche einräumen wolle.

V. Den Pabſt ſoll man für den oberſten Prieſter erkennen; er will hingegen auch reformirten Katholiſchen Aemter und Prälaturen in Rom geben, und ſie gebrauchen.

*) Soll Walderdorf heißen. —

Digitized by Google

VI. Wer eine oder die andere Religion ſchmähet, ſoll allerſeits exkommunizirt werden.

VII. Das Abendmahl ſoll man unter beyder Geſtalt zu gebrauchen Macht haben; auch den altkatholiſchen erlaubt ſeyn, ſolches bey den reformirt-katholiſchen zu gebrauchen.

VIII. Die Ohrenbeichte, als die vornehmlich auf ſpaniſche und welſche ſtumme Sünden ihr Abſehen gehabt, könne in ſelbigen Landen verbleiben, aber in Deutſchland bey der Vereinigung aufgehoben werden *).

IX. Vierzehn Tage vor Oſtern könnten ſich die Geſunden des Fleiſcheſſens wohl enthalten **).

X. Anrufung der Heiligen nicht anders, als in primitiva Ecclesia ***).

XI. Bey Wallfahrten ſoll man gute bekannte

*) Nur Gott oder ein Herzenskundiger kann über die Gewiſſen richten. Wenn alſo ein Menſch über einen anderen moraliſch urtheilen ſoll, muß letzterer jenem ſein Herz offenbaren, das heißt: beichten. Ep. Jacobi V, 16. Die Mißbräuche, welche die erſten Reformatoren bey der Ohrenbeichte rügten, ſind größtentheils dadurch entſtanden, daß die Prieſter nicht nach der Ordnung der erſten Kirche πρεσβυτεροι (alte Leute) und nach den Vorſchriften des St. Paulus (Epist. ad Titum) und des Concilii tridentini unbeſcholtene Biſchöſſe (επισκοποι) waren.

**) Die meiſten Faſttäge ſind jetzt ſchon durch Diſpenſationen abgeſchafft.

***) Wenn die Katholiken nur ſolche Heilige wie den St. Stephanus und durch ſolche Gebete, wie folgendes, verehrt hätten, würden die Proteſtanten ſchwerlich etwas einzuwenden gehabt haben: Da nobis, quaesumus Domine, imitari quod colimus, ut discamus et inimicos diligere; quia ejus natalitia celebramus, qui novit etiam pro persecutoribus exorare D. N. J. C. —

Digitized by Google

deutſche Lieder ſingen, und Betſtunden anſtellen, Gott für den genoſſenen Feldſegen zu danken *).

XII. Das Fegefeuer möge einer glauben oder nicht, ſtünde bey Prüfung der Gründe **).

XIII. Den Prieſtern und Biſchöffen ſey der Eheſtand zu erlauben, nicht aber den Mönchen und Nonnen ***).

XIV. Die reformirt-katholiſchen Reichsſtände ſollen in ihren Landen Biſchöffe haben, als Präſidenten aller Geiſtlichen ****), ſo ſich in ſchweren Fällen des Pabſtes Einrath, doch ohne ihrer hohen Obrigkeit Nachtheil *****) bedienen können.

XV. Die Kalvinianer könne man in die Vereinigung nicht aufnehmen, es ſey denn, daß ſie in puncto der Gnadenwahl, heiligen Abendmahls und der Perſon Chriſti, chriſtlichere Gedanken anzeigen ******).

XVI. Die griechiſche Kirche, ungeachtet des Irrthums wegen Ausgang des heiligen Geiſtes, kann doch

*) Die unanſtändigen Geſangbücher und Wallfahrten ſind an vielen Orten ſchon lange entweder verbeſſert, oder gänzlich abgeſchafft.

**) Das ſchreckliche unerbittliche Alternativ zwiſchen Himmel und Hölle wird durch den Glauben an ein Mittelding ſehr gemildert; denn es iſt, wie die Kirche nach Machab. II, 12 ſingt, ein heilſamer und menſchlicher Gedanke, der Abgeſtorbenen ſich im Gebete zu erinnern. Die Mißbräuche, welche den Proteſtanten anſtößig waren, betrafen den Ablaß, die Seelenmeſſen ꝛc.

***) Da jetzt die Stifter und Klöſter größtentheils aufgehoben ſind, blieben nur Pfarrer und Biſchöffe.

****) Επισκοπος und Superintendens ſind Synonymien.

*****) Das künftige Konkordat wird ähnliche Grundſätze aufſtellen müſſen.

******) Man dürfte ſich auch über dieſe Punkte nur mehr verſtändigen, ſo wäre denn auch hierin die Einigkeit nicht ſo ſchwer

von der Chriſtenheitsvereinigung nicht ausgeſchloſſen werden.

XVII. Die heil. Schrift ſoll der Richter und Grund aller Artikel ſeyn, und die Texte aus den Patribus und LXX Dollmetſchern gezogen werden. Zu dem Ende ſollen die XXIV Perſonen eine neue Bibel drucken laſſen, und ſich dazu der Grundſprachen, Manuſkripten und aller orientaliſchen und anderen Verſionen bedienen.

XVIII. Der Pabſt ſoll nicht Richter, ſondern als das Haupt aller Geiſtlichkeit geachtet werden, der ſeine Beyräthe von beyderſeits Religionen habe, und in ſchweren Gewiſſensfällen der heil. Schrift gemäß ſprechen.

Dieſe politiſchen Vorſchläge entſchöpften zwar die Streitmaterien nicht ganz, aber ſie waren zu jener Zeit gewiß die ſchicklichſten Punkte der Annäherung. Die Fehler und Irrthümer, welche die erſten Reformatoren an der katholiſchen Kirche zu rügen ſuchten, betrafen nicht ſowohl die Hauptartikel des Glaubens (denn eine poſitive Religion muß Myſterien und Offenbarungen annehmen); ſie wollten vielmehr die übertriebene Gewalt der Hierarchie mäßigen und die Mißbräuche abgeſchafft wiſſen, welche während dem Mittelalter ſowohl die Religion als die Kirche geſchändet hatten. Die Proteſtanten hatten unſtreitig, ſowohl in der Gründlichkeit ihrer Lehrmethode, als beſonders in der Anwendung religiöſer Begriffe auf die öffentliche Sittlichkeit groſe Vorſprünge gemacht; da aber ihre Bekenntniſſe keine menſchliche Autorität in Auslegung der Schrift und Glaubensartikel

zu finden. Ueberhaupt hat der Kirche nichts ſo ſehr geſchadet, als das beſtändige Beſtimmen und Abſprechen der Theologen. Die Offenbarung hat Vieles unbeſtimmt gelaſſen, um die Freyheit der Gewiſſen zu erhalten. Die Hauptartikel müſſen allgemein (καθολοι) ſeyn.

anerkannten, und alle ſinnlichen Verzierungen und Gebräuche im öffentlichen Gottesdienſte verwarfen, ſo war dadurch alles Poſitive den verſchiedenen Meynungen Preis gegeben, und, wie Böneburg ſo richtig ſagte: die Bekenntniſſe der Lutheraner und Kalviner auf keine feſtern Gründe geſtützt, als jene eines Menno, Brown und Socinus *). Der konſequente Proteſtantismus, aller Sinnlichkeit und kirchlichen Autorität entkleidet, wird ſich ſchwerlich lange als öffentliche Volksreligion erhalten können, und über kurz oder lang entweder ein förmlicher Indifferentismus oder eine Vorbereitung zu irgend einem neuen Kultus werden müſſen. Johann Philipp, welcher die ſo nachtheiligen Folgen des Religionszwiſtes im deutſchen Reiche beherzigte, gab daher ſo viel, als ihm ſein erzbiſchöffliches Amt erlaubte, den Proteſtanten zu, und wollte nur das erhalten, was er für die Ordnung der Kirche und des öffentlichen Gottesdienſtes nöthig oder nützlich hielt.

Die Mittel, welche er bey dieſem wichtigen Geſchäfte anzuwenden ſuchte, waren gewiß auch ſehr zweckmäßig. Eine unmittelbare Korreſpondenz zwiſchen den Theologen würde, wie bereits ſchon ſo oft verſuchte Disputationen, nur den Meynungskrieg hartnäckiger gemacht haben; da er aber zwiſchen beyde Theile einen helldenkenden Philoſophen ſtellte, ſo ſchien die Vorbereitung und Annäherung auf dem Wege der Vernunft deſto leichter. Die Leibnizische und beſonders in unſern Tagen die kritiſche Philoſophie hat der Religion mehr Dienſte geleiſtet, als man anfänglich vermuthen konnte. Sie hat nicht nur den Glauben über alles Wiſſen ſtatuirt, ſondern auch noch die Einheit Gottes, die Mannichfaltig-

*) Vergleiche nun hiermit die merkwürdigen Stellen von Locke, Saywel und Cave im Febronius.

keit in ſeiner Natur, und die vollkommene Liebe oder Moral (kategoriſchen Imperativ) dargethan. Ja dieſe Philoſophie müßte, wenn ſie konſequent ſeyn wollte, manche chriſtliche Glaubensartikel ehender vernunftmäßig als vernunftwidrig finden.

Die Streitigkeiten über die Hierarchie und den äußern Gottesdienſt ſchienen nicht ſo ſchwer beyzulegen zu ſeyn. Erſtere waren, wie ſelbſt Paulus ſagt, größtentheils politiſch (κατα πολιν) letztere äſthetiſch, und hingen daher in Nebenſachen von der willkührlichen Verfügung der Kirche ab. Hier konnte alſo in vielen Stücken nachgegeben werden. Die Proteſtanten mußten ja doch, wenigſtens praktiſch *), eine kirchliche Unterordnung feſtſetzen; und ihre Aeſthetiker und Künſtler erkennen ja in allen ihren Schriften die Werke des äußern Gottesdienſtes als die Muſter der bildenden Künſte an **).

Da auf dieſe Weiſe die Leibnizische Philoſophie die Vorbereitung gemacht hatte, wäre ein Synodus von vier und zwanzig Perſonen beyder Religionstheile in gleicher Zahl, welche den Volksglauben nach den älteſten Exemplaren der heiligen Schrift erwägen und beſtimmen ſollten, gewiß das zweytbeſte Mittel zur Annäherung geweſen.

Indeſſen ſchien es zugleich auch nothwendig, die Intereſſen zu vereinigen und die Höfe zu gewinnen. Walderdorfs geſchmeidiger Charakter diente zu dieſem Geſchäfte. Die proteſtantiſchen Fürſten waren durch die Säkulariſation bereits befriedigt; und da man ihnen auch in ihren Ländern eigne Biſchöffe geſtattete, welche ohne ihren Einfluß und Einwilligung, nichts Wichtiges

*) Sie haben ihre Consistoria, Superintendentes, Synodos, excommunicationes und examina.

**) Haydns Schöpfung, Raphaels Verklärung, Angelo's Kirchen ꝛc.

vornehmen konnten, ſo ſchienen auch die politiſchen Widerſprüche beſeitigt.

Dem allem ſeye nun, wie ihm wolle, ſo bleibt immer ſo viel gewiß, daß dem weiſen Kurfürſten nichts mehr am Herzen lag, als die religiöſe Uneinigkeit im Reiche zu beſeitigen. Er wußte, wie ſehr dieſelbe ſeinen auswärtigen Feinden gedient hatte, es zu ſchwächen und zu zerſtückeln; und da jezt Ludwigs XIV. Abſichten täglich merkbarer wurden, ſo ſuchte er auf alle Weiſe die Stände mit ihrem Oberhaupte zu vereinigen, weil er dieß als das einzige Mittel anſahe, Deutſchland zu retten.

Wie der weiſe Erzbiſchoff ſeine Kirche zu leiten wußte, ſo der kluge Kurfürſt ſeine Staaten. Ein Kurfürſt Erzkanzler war in Kriegshändeln ohne Macht, aber wichtig und groß als Direktor des Reichs, wenn er vom Partheygeiſt entfernt ſich als den Mann der Geſetze und Vermittler der Häupter darzuſtellen wußte. Johann Philipp ſtand, wie zwiſchen Katholiken und Proteſtanten im Geiſtlichen, ſo zwiſchen öſterreichiſch-ligiſtiſchen und franzöſiſch-ſchwediſchen Intereſſen im Weltlichen in der Mitte — wiegte — drehte — mäßigte, und hielt beyde Partheyen im Gleichgewichte. Auch zu dieſen Zweigen ſeiner Regierung wußte er ſeine Leute zu wählen. Sein erſter Staatsminiſter war der berühmte Chriſtian von Böneburg, ein Mann von ausnehmender Feinheit und Gelehrſamkeit, Proteſtant von Geburt und Meynung; Konvertit aus Klugheit und guter Abſicht, mit den Geſchäften des Staats und den Intriguen der Höfe bekannt; in Briefwechſel mit den größten Gelehrten und Staatsmännern; geſchmeidig, wenn es die Noth, und eigenſinnig, wenn es das Glück oder die Ehre erforderte, und überhaupt zu einem Mitarbeiter Johann Phi-

lipps gemacht *). Dieſem trug der Kurfürſt auf, das gute Vernehmen mit Frankreich, Schweden und den Proteſtanten zu erhalten. Seine Briefe, ſeine Unterhandlungen und das Anſehen, was damals der Maynzer Hof bey dieſen Höfen hatte, beweiſen deutlich, wie geſchickt er ſeine Aufträge zu erfüllen wußte **). Zu ſeinem Kanzler wählte Johann Philipp den biedern Mehl. Dieſer Staatsbediente hatte freylich die Gelehrtheit und Verſchlagenheit nicht wie Böneburg, aber eben darum taugte er auf ſeinen Poſten. Er war ein fleißiger Arbeiter, in den beſchwerlichen Juſtiz- und Polizeygeſchäften aufgewachſen, ein eifriger Katholik und Anhänger des kaiſerlichen Hofes, beharrlich, ſtreng und unermüdet ***). Dieſer mußte den kaiſerlichen und die katholiſchen Höfe in Verbindung mit dem Kurfürſten halten. Der ſchlaue Johann Philipp blieb immer im Hintergrunde. War etwas auszurichten oder geſchehen, was der kaiſerlich-katholiſchen Parthey mißfallen konnte, ſo ſchob er es auf den proteſtantiſch-franzöſiſchgeſinnten Böneburg; war die franzöſiſch-ſchwediſche Parthey beleidigt, ſo mußte es der eifrig kaiſerliche Mehl gethan haben ****), und der Fälle gab es in ſo kritiſchen Zeiten eine Menge. Beyde Partheyen glaubten an dieſem klugen

*) Commerc. epist. Leibniz.

**) Böneburg wurde hauptſächlich in den franzöſiſchen, polniſchen, proteſtantiſchen und pfälziſchen Geſchäften gebraucht.

***) Wir müſſen dieſen Staatsminiſter beſonders im Juſtizweſen verehren.

****) In his vero comitiis adeo rarum se et suas inter latebras reductum praebuit, ut suum pars utraque crederet et optaret, ab eodem foveri se utrinque et ludi existimaret. — Quam ob rem ea scena egregie serviebat, quod duos primae admissionis Ministros, alterum Boene-

und anſehnlichen Fürſten ein Werkzeug ihrer Abſichten zu haben, aber er wandte ſich durch beyde und machte ſie zu ſeinen. Beyde rühmten ihm ihre Sorgfalt und ihren Eifer für die Erhaltung des Reichs *); aber er wußte wohl, daß beyde es nur zerſtückeln und in Schwäche erhalten wollten.

Der Kaiſer und Spanien ſuchten Deutſchland in einen neuen Krieg zu verwickeln, und Frankreich wollte ſeine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen. Schweden und die anderen Proteſtanten theilten ſich in die geiſtlichen Staaten. Johann Philipp mußte alſo eine Parthey gegen die andere unterſtützen, benutzen, leiten, wie es das Intereſſe des Reichs und ſeiner Staaten erforderte. Es wird nicht undienlich ſeyn, wenn ich hier einige

burgium, adsciverit, Gallico, alterum Mehlium austriaco nomini penitus devotos. Quo commento non illepide id assequebatur, ut alterutrius partis odia, querelasque alteruter pro Hero exciperet, ipse contra horum objecta tutus simul et ignoratus. Wagner Histor. Leopold L. I.

*) Mon cousin! ſchrieb Ludwig XIV. ſelbſt an ihn, je suis avertis, qu'il y a des certains esprits artificieux et brouillants, qui travaillant depuis quelque tems, à rendre mes bons intentions suspects à mes alliés et aux autres princes de l'empire, supposants des desseins chimeriques et se mêlans d'expliquer mes pensées à contre-sens. Et quoique ma sincérité vous soit cognuë, néansmoins pour désabuser ceux, qui n'en estant pas si bien informés, pourroient s'arrêter à ces ſaux bruits, il m'a semblé à propos de vous assurer encore par ces lignes escrits de ma propre main, qu'il n'y a personne sans exception, qui soit plus zelé, que moy pour la manutention de la païx de Westphalie, laquelle sera toujours le but de mes voeux et de mes soins. Et

Stellen aus den Briefen des Herrn von Böneburg anführe. Sie beweiſen, wie ſehr man an dem Hofe Johann Philipps die Intereſſen der Anderen kannte.

„Mit Schrecken wage ich es, Ihnen den gegenwär„tigen Zuſtand der chriſtlichen Republik zu ſchildern.“

„Den Kaiſer macht ſeine Kinderloßigkeit, das Aus„bleiben ſeiner Braut, das Zaudern der ſpaniſchen Mini„ſter, die zu große Neigung der Reichsſtände zur Unab„hängigkeit und fremden Verbindungen, der zweydeu„tige Friede mit den Türken, und die daher entſtandene „Abneigung der Ungarn, endlich die Eroberungen der „Franzoſen, welche die Niederlande, Mayland, Navarra, „Polen und Gott weiß noch was für Länder mehr im „Auge haben, beſorgt.“

qu'il n'y a rien aussi que je souhaite d'avantage, que d'entretenir une parfaite intelligence tant avec mes dits alliés qu'avec tous les autres Princes et états de l'empire, vous priant au surplus de rendre témoignage de cette vérité, où vous jugerez qu'il en soit besoin, et de croire, que si je n'avois envie de la confirmer par les effects, ce ne seroit pas à vous que je m'adresserois pour la publier. Et sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait, mon cousin! en sa sainte et digne garde.

Donné à St. Germain en Laye ce 12 May 1662.

Louis.

In einem anderen Briefe ſagt Ludwig: Et comme en toutes choses je ne désire rien entreprendre qu'avec vos bons avis, scachant combien le repos de votre patrie et le bien commun de la chrétienté vous est à coeur; le principal point de l'instruction, que j'ai donné au dit Sr de Gravel, a esté de ne faire aucune demarche en tout ce qu'il aura à negotier sur les matieres, que suivant vos sentiments etc.

Digitized by Google

„Frankreichs Kümmerniß iſt der Anwachs der Macht „unſers Kaiſers Leopold; ob er die Niederlande zur „Mitgift erhalten werde, oder bereits ſchon erhalten „habe? Ob man mit Portugal breche oder bereits ſchon „gebrochen habe? Ob die weitläuftigen Beſitzthümer „Spaniens, wenn der junge König ſterben ſollte, dem „Kaiſer zufallen werden? Der große Anhang, welchen „er in Polen hat; der bereits veraltete Ruf des Frank„furter Bündniſſes; die Langſamkeit Schwedens, die „Bewegungen der Engländer und des Biſchoffs von „Münſter; endlich die Unwirkſamkeit ſo vieler Bündniſſe. „Dazu kömmt noch das friſche Andenken der Schlappe „bey Gigeri. Auch fürchtet es von innen einen Feind, „welcher die Hugenotten kriegen lehre. Seine ſo ſehr „gerühmten Schätze und Hülfsquellen überſteigen doch, „obwohl ſie ſehr beträchtlich ſind, ihren Ruf nicht. Ein „großer Theil davon wird auf die Marine und ſonſtige „außerordentliche Anſtalten verwendet; daher ſie weder „zur Unterhaltung des Kriegs noch der Laſten hin„länglich ſind.“

„Spanien und was dazu in den beyden Indien „gehört, hat, nachdem Philipp geſtorben, einen „Knaben, der ſelbſt dem Tode nahe iſt, zum Regen„ten, eine durch die Widerſprüche der Miniſter ſchwan„kende Königin, und Magnaten, welche weder den „Deutſchen, noch den Franzoſen, noch ſich ſelbſt einander „gut ſind.“

„Der König von Portugal wird ſich dabey nicht „vergeſſen, indem er wohl weiß, daß dieſer Haß gegen „Fremde ihm nutzen und ſeine Unternehmungen „begünſtigen kann. Kann es nicht geſchehen, daß „nach einem ſo ſchnellen Frieden die Großen dieſes „Reichs den bürgerlichen Krieg wieder anfangen? Wenn

„nun dieſer König den Franzoſen in Rückſicht der Nieder-
„lande und Maylands nachgiebt, werden ſie nicht als-
„dann ſelbſt die Beſchützer ſeiner ſo mäßigen Macht
„ſeyn?“

„Die Holländer haben viele heimliche Feinde.
„Sollte der Kaiſer nicht die Beleidigung ſeiner und
„des Reichs Majeſtät rächen wollen? Die Schweden
„denken ihnen noch die Unbilden, welche ſie bey
„Koppenhagen von ihnen erhielten. Auch werden
„Maltha, Kölln, Brandenburg und Neuburg das Ihrige,
„obwohl auf verſchiedenen Wegen, von ihnen zu-
„rückfordern. Das Innere der Indien und die Wüſten
„von Afrika haben auch die Engländer durchdrungen;
„die holländiſchen Feſtungen beſetzt, ihre Schiffe weg-
„genommen und ihren Handel zerſtört. Auf dieſe
„Weiſe müſſen ihre Kaſſen leer und ihre Privatinduſtrie
„vermindert werden, wenn ſie nicht mehr, wie zuvor,
„die Schätze anderer Welttheile nach Europa führen
„können.“

„Der König von Polen, zuvor Kardinal und Jeſuit,
„führt nun mit ſeinen eigenen Bürgern und Soldaten
„Krieg. Seine Kinderloßigkeit wird verlacht; dazu
„kömmt noch das auf Antrieb ſeiner franzöſiſchen Ge-
„mahlin erregte Verlangen, ſich einen Nachfolger zu
„geben. Rußland iſt ſein Feind. Er hat mehr als einen
„Nebenbuhler. Die Verbindung mit den Tartarn iſt
„ihm ſchädlich. Lubomiersky iſt mächtig durch ſeine
„Sache und ſeinen Anhang; der größere Theil des Adels
„unter der Decke der Konföderation gefährlich, und
„ſelbſt die, welchen er trauen kann, fordern beſtändig
„Belohnungen und Sold, ſo er nicht bezahlen kann;
„daher ein ewiger Stoff zu Unruhen und unverſehenen
„Vorfällen.“

„Der König von Dänemark, jetzt mehr eigener Herr, „will Ruhe und Neutralität; und ſelbe wird geſichert „durch die mächtigen Franzoſen, den kühnen Uebergang „nach Holland, und eine glückliche Tilgung der Schulden. „Freylich durfte er den Schweden nicht ganz trauen, „welche ihm aber jetzt, da ſie mit Frankreich in Verbin„dung ſtehen, nicht viel ſchaden werden. Indeſſen kann „er, wenn er lange bey dieſem Syſteme bleibt, einmal „ſeinen Fehler bereuen.“

„Schweden ſuchte die Thorheiten Anderer ſchlau zu „benutzen und ſeine Geſchäfte zu betreiben. Es beob„achtet die Zeitpunkte, und erhaſcht auf verſchiedenen „Wegen, nur ſich allein ſeiner Abſichten bewußt, ſowohl „durch Freunde als Feinde Reichthümer, Macht und „Anſehen *).“

„Die Angelegenheiten unſers Vaterlandes ſind heut „zu Tage gerade die verwirrteſten, indem die meiſten „deutſchen Reichsſtände ihre Augen nur nach dem Aus„lande gerichtet haben. Wir Deutſche ſind die armſe„ligſten Leute unter der Sonne. Wir verkaufen der „fremden Herrſchbegierde unſer Gut und Blut. Wir „könnten nach dem Beyſpiele unſerer Väter oder der „klugen Schweitzer ohne Eroberungsſucht, aber auch „ohne Schwäche ruhig und zugleich gefürchtet leben; „aber ſo ſind wir die niederträchtigen Stützen auswär„tiger Kriege und am Ende noch gar der Stoff fremder „Raub- und Theilungsſucht. Es geht uns wie jenen „unbeſorgten Vögeln, welche den Vogelfänger von einem „benachbarten Baume ruhig die Netze legen ſehen, worin „ſie ſollen gefangen werden. Zu Wien iſt alles voll

*) Kurz nach dem dreyßigjährigen Kriege ſpielte Preußen die Rolle der Schweden.

Digitized by Google

„Intrigue und Langſamkeit. Alle mißbrauchen die Güte „des Kaiſers. Auf dem Reichstage wird nichts abgethan; „und obwohl wir ſchon lange dieſe Fehler kennen, wird „ihnen doch nicht abgeholfen. Zuvor haben alle Stände „den Reichstag zu befördern geſucht, nun haben ſie ihn, „und wiſſen ihn nicht zu benutzen. Es iſt ein altes „Sprüchwort: die Deutſchen ſchreyen nur, aber handeln „nicht. Sie verſäumen jede Gelegenheit, ſich zu helfen, „auch wenn ſie ſich ihnen von ſelbſt anbietet.“

„Die Rathſchläge von Kurmaynz werden allzeit „kräftig und geſchickt ſeyn, das Vaterland zu erhalten. „Wir zweifeln auch nicht an der Beyſtimmung der übri„gen mächtigen Stände, wovon jetzt allein das Heil „Deutſchlands abhängt. Ich ſehe auch nicht, wie man „von unſerer Seite oligarchiſche Anmaßungen zu befürch„ten habe; denn unſere ganze Gewalt würde ſelbſt mit „den Geſetzen zuſammen fallen, worauf ſie einzig geſtützt „iſt. Solche Gewaltthaten hat man nur von Mächtigen „zu befahren, welche Vermögen, Zuverſicht und ſelbſt „die öffentliche Meynung zu Anmaßungen reizt. Wir „ſind zufrieden mit den Vorzügen, welche uns das „Geſetz und die alte Sitte gegeben haben; weiter zu „ſchreiten gelüſtet uns nicht. Wenn aber der Kurfürſt „von Maynz einmal ſieht, daß ihn ſeine Mitſtände ver„laſſen, und durch ihre Schwachheit, oder ihre Unbe„ſtändigkeit, oder ihre Ländergierde, oder ihre Unarten „(und dieſe Tugenden beſitzen nicht nur einer oder auch „jeder zugleich, ſondern nach Köpfen und Umſtänden ver„ſchiedene) ihn ſelbſt dieſes Bandes entledigen, ſo wird „er ſie auf eine andere Art wieder auf den rechten Weg „zu führen wiſſen“ *).

*) Er drohet hier mit einer franzöſiſchen Allianz.

Johann Philipp hat gezeigt, daß er es konnte. Zu Anfang ſeiner Regierung ſchien Oeſterreich und die katholiſche Parthey im Reiche noch zum Kriege geneigt, obwohl ſie durch den weſtphäliſchen Frieden ſo vieles verloren hatten. Die Anſprüche des kaiſerlichen Hofes mußten hauptſächlich die geiſtlichen Staaten reſpektiren, weil ſie ihm gewiſſermaßen ihre Erhaltung zu danken hatten. Bey einem neuen Kriege wären aber gerade die geiſtlichen Kurländer am Rhein der Rache und Eroberung des mächtigen Frankreichs am meiſten ausgeſetzt geweſen. Als daher der Kaiſer die katholiſchen und geiſtlichen Stände des Reichs in den ſpaniſchen Krieg verwickeln wollte, ſchloß Johann Philipp einen Verein zwiſchen mehrern Fürſten der vordern Kreiſe, woran auch Frankreich Theil nahm *). Der franzöſiſche Hof und die proteſtantiſchen Fürſten glaubten daher einen blinden Anhänger an ihm gefunden zu haben, und wollten ihm nach dem Tode Kaiſer Ferdinands IV. zumuthen, weil das Haus Oeſterreich jetzt keinen nach den Vorſchriften der goldenen Bulle wahlbaren Prinzen aufſtellen könne, einen ihnen beliebten Fürſten auf den kaiſerlichen Thron zu ſetzen. Allein Johann Philipp fürchtete die anwachſende Macht Frankreichs nun eben ſo ſehr, als jene Oeſterreichs. Er zog alſo unter allerley Vorwand den Wahltag hinaus, gab unbeſtimmte Antworten, beſänftigte, vertröſtete ſo lange, bis Leopold das hin-

*) Quod metuendum sit, si domus austriaca Hispanicas turbas in Germaniam derivatum eat. Puffendorf. L. XXII. §. 24., ita et subinde quaedam ab eo fiebant, quae aeundem austriacis haud obnoxium arguebant. Der Bund der vordern Kreiſe mit Frankreich wurde Anno 1658 den 28. Januar geſchloſſen.

Digitized by Google

längliche Alter erreicht hatte, und ſetzte ſo einen öſter=reichiſchen Prinzen zum Kaiſer an *).

In gleichem Verhältniſſe, als nun der mächtige Ludwig XIV. ſeine Vergrößerungsabſichten merken ließ, und in die burgundiſchen Länder mit ſeinen ſiegreichen Armeen vordrang, ging Johann Philipp von dem franzöſiſchen Hofe ab, und neigte ſich zur öſterreichiſch=kaiſerlichen Parthey. Im Jahre 1672 ſchloß er ein Bündniß mit dem Kaiſer und anderen Fürſten des Reichs, unterſtützte mit klugem Rathe und That den General Montecuculi und den großen Kurfürſten von Brandenburg in ihren militäriſchen Unternehmungen gegen die vorrückenden Armeen des ſiegenden Königs; und, da er ſchon alt war, und die künftigen Begebenheiten nur zu ſehr vorausſahe, ließ er ſich einen Koadjutor wählen, den er gegen alle fremde Anmuthungen feſt und ſeinem Syſteme getreu glaubte. So wußte er beyde Partheyen zu mäßigen, zu wiegen und zu benutzen. Die kaiſerlich=katholiſche Parthey verſchaffte ihm die Kurwürde, das Fürſtenthum Worms und Würzburg, und das jus de non appellando; die franzöſiſch=

*) Enim vero, uti verbis quidem magnificum quid minabatur Moguntinus, ita solidum nihil conclusum, ac suspicio erat, profundae prudentiae principem omnibus artibus id agere, ut tempus extraheret, quoad Leopoldus expleta justa aetate per legem A. B. idoneus fuerit. — Moguntinus quoque per majorem suffragiorum partem concludere conabatur, ut ante electionem pax inter Galliam et Hispaniam perficeretur.

Aus dem Briefe, welchen Ludwig XIV. an Johann Philipp ſchrieb, ſieht man deutlich, wie viel dieſem mächtigen Könige an dem Anſehen dieſes Kurfürſten gelegen war.

Digitized by Google

proteſtantiſche gab ihm die Bergſtraße, die heſſiſchen Aemter, Erfurt und eine gutgebaute Feſtung wieder. Er aber beyden, Toleranz, Gerechtigkeit und Frieden.

So wirkte Johann Philipp im deutſchen Reiche. Im folgenden Kapitel wollen wir ſehen, was Richelieu für Frankreich that.

Einundfunfzigſtes Kapitel.

Das Syſtem des Kardinals Richelieu.

Divide et impera.

Jedermann bewundert die heutige Größe des franzöſiſchen Reichs und die glänzenden Thaten ſeines Beherrſchers; und es iſt offenbar, daß ein ſolcher Geiſt, wie Napoleon, dazu gehörte, um ſolche Unternehmungen hinauszuführen, welche unſer Erſtaunen erregen; wenn man aber die erſten Urſachen davon nachſuchen will, ſo muß man bis zur Staatsverwaltung des Kardinals Richelieu zurückgehen.

Unter den Staaten und Ländern, welche Frankreich umgeben, war Deutſchland das ganze Mittelalter hindurch nicht allein das mächtigſte in Anſehen und Würde, ſondern auch an innerer Kraft. Frankreich war gegen Süden und Norden größtentheils durch Meere begrenzt. Gegen Südweſten und Südoſten hatte es natürliche Grenzen, die Pyrenäen und die Alpen. Nur gegen Deutſchland war es allen Anfällen blos geſtellt. So lange die Schweiz zu Deutſchland gehörte, konnten die Alpen und Vogeſiſchen Gebirge umgangen und ſeine ſüdlichen

Provinzen bedroht werden. Durch die Franche-Comté, Elſaß und Lothringen konnte auf einer, und durch die Niederlande auf der anderen Seite ſein Herz angegriffen werden, während dem auch die von den deutſchen Kaiſern abhängigen Fürſten in Italien, die deutſchen Heere unterſtützen mußten. Dieſe verwundbaren Seiten Frankreichs hatte Deutſchland berührt, ohne ſelbſt von Außen verwundbar zu ſeyn. Gegen alle franzöſiſchen Angriffe war es im Süden durch die Alpen und den Jura gedeckt, im Weſten ſchützte es eine dreyfache Streitlinie, die Vogeſen, die Feſtungen und der Rhein; gegen Nordweſten Flüſſe, Feſten und Seen. Ein Fürſt oder Kaiſer, welcher die deutſche Militärkraft unumſchränkt zu Gebot hatte, konnte in einem einzigen glücklichen Feldzuge ins Innere von Frankreich dringen, und mit Spanien vereinigt, das franzöſiſche Reich in der Mitte ſprengen. Man darf nur betrachten, was bey ſehr beſchränkter und getheilter Gewalt Karl V., Philipp II. und der Prinz Eugen thaten, ſo wird meine Behauptung nicht zweifelhaft ſcheinen. Der Kardinal Richelieu kannte dieſe Verhältniſſe, und da er Deutſchland nicht von Außen beykommen konnte, that er es von Innen; dazu gab ihm die Verfaſſung und der Religionszwiſt die natürlichſten Mittel in die Hand. Während dem er in Frankreich die Feudalanarchie und den Proteſtantismus zerſtörte, erhielt er beyde in Deutſchland. Eine nothwendige Folge davon war ein bürgerlicher Krieg im Reiche, und die Zerſtückelung deſſelben bey dem Frieden. Der weſtphäliſche Friede war das Meiſterſtück des franzöſiſchen Miniſteriums; denn hier ſchon wurde der Grund zu Frankreichs Größe gelegt. Im Süden und Norden von Deutſchland ließe es die Schweiz und Holland als unabhängige Republiken anerkennen, wodurch die Flanken der Operations-

linien Deutſchlands neutraliſirt waren. Am Rhein ließ es ſich Elſaß, und in den Niederlanden einige feſte Plätze abtreten, wodurch das franzöſiſche Zentrum einen mächtigen Stützpunkt erhielte, und im Innern von Deutſchland den mächtigen Bund der Proteſtanten gegen den Kaiſer auftreten, wodurch es alle ſeine Operationen nicht nur erleichterte, ſondern ſo zu ſagen, zuverläßig machte. Die Kriege und Siege Ludwigs XIV. ſind Beweiſe davon.

In unſern Zeiten hat Frankreich nicht nur ſeine ehemaligen ſchwachen Punkte gänzlich verloren, ſondern auch Deutſchland ſelbſt überwältigt. Bey dem erſten Frieden wußte es ſchon das nördliche Deutſchland von dem ſüdlichen zu trennen, wodurch es das linke Rheinufer erhielt; bey dem zweyten lähmte es allen Einfluß Oeſterreichs und des Kaiſers auf die deutſche Nationalmacht; bey dem dritten hat es das Reich ganz aufgelößt und in einen unter ſeinem Schutze ſtehenden Bund verwandelt.

Zweyundfunfzigſtes Kapitel.

Warum Frankreich Bayern groß zu machen ſuchte.

Als die ſiegreichen Waffen Ludwigs XIV. alle Mächte in Europa geſchreckt und das deutſche Reich beängſtigt hatten, fing die von Richelieu entzündete Eiferſucht zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen an zu erkalten *). Ein jeder fürchtete die Uebermacht Frankreichs, und Eugen hatte das geſammte Reich unter ſeine Fahnen verſammelt. Das franzöſiſche Kabinet konnte nun nicht mehr eine Stütze ſeiner Abſichten in der

*) Beſonders nach der ſogenannten Riswicker Klauſel.

Religionsverſchiedenheit finden. Es mußte das Intereſſe eines mächtigen deutſchen Hauſes in Schutz nehmen, um es Oeſterreich entgegen zu ſetzen. Es wählte Bayern dazu. Dieſes Haus glaubte für ſeine den Oeſterreichern im dreyßigjährigen Kriege geleiſteten Dienſte den Dank nicht erhalten zu haben, welchen es forderte. Es ſtunde als nächſter Nachbar beſtändig in Gefahr, von Oeſterreich geſchmälert zu werden. Selbſt eins der älteſten Häuſer in Deutſchland war es gegen dieſes blühende Haus in Anſehen und Macht zurückgekommen. Es glaubte auf die Kaiſerkrone, welche beynahe ſchon erblich in Oeſterreich geworden war, ein Recht zu haben. Seine Verwandten herrſchten als Pfalzgrafen am Rhein und als geiſtliche Fürſten im Kurkollegium. Frankreich unterſtützte es mit ſeiner ganzen Macht. Der Herzog von Bayern wurde Kaiſer unter dem Namen Karl VII.

Nie war der Glanz des Bayeriſchen Hauſes größer, als zu Anfang der Regierung dieſes Kaiſers. Es beſaß weitläuftige Fürſtenthümer am Rhein, in Schwaben und Bayern. Es zählte vier Kurfürſten unter ſeinen Verwandten im Kurkollegium (nämlich Bayern, Pfalz, Maynz und Kölln). Der größte Theil der geiſtlichen Fürſtenthümer war von ſeinen Prinzen beherrſcht. Das Deutſchmeiſterthum beſaß Clemens Auguſt ein Bayerfürſt. Mit Hülfe Frankreichs hatte es Oeſterreich und Böhmen erobert; die Wahl und Krönung Karls VII. wurde durch franzöſiſche Waffen geſchützt und franzöſiſcher Pracht glänzend gemacht. Im Jahr 1724 ſchloſſen ſeine Fürſten einen Haus- oder Familientraktat, vermöge welchem ſie ſich zur Stellung gemeinſchaftlicher Truppen, zur Einheit des gemeinſchaftlichen Intereſſes, und zur Beſetzung der meiſten geiſtlichen Fürſtenthümer mit Biſchöffen und Koadjutoren aus ihrer Familie verbanden.

Dieß alles unterſtützte Frankreich, und hatte auch am Ende ſeine Abſichten erreicht. Oeſterreich ſollte davon das Opfer werden, und Bayern unter dem Schutze Frankreichs in Deutſchland deſſen Stelle einnehmen. Keine Regierung in Europa hat in ihren auswärtigen Verhältniſſen konſequenter gehandelt, als die franzöſiſche; keine iſt daher auch in unſern Tagen mächtiger geworden, als eben ſie.

Dreyundfunfzigſtes Kapitel.

Ueber den pfalzbayeriſchen Familienvertrag vom Jahre 1724.

Obwohl mir der Himmel (und ihm ſey's gedankt) einen guten Theil Einbildungskraft verliehen hat, ſo konnte ſie mich doch nicht ſo leicht in Anſicht der politiſchen Dinge dieſer Welt irre führen. Ich wußte meine Ideale immer mit dem wirklichen Laufe der Welt zu verbinden. Da ich denn frühe auf die hiſtoriſch-politiſche Laufbahn geleitet wurde, und die Liebe zu meinem Vaterlande mich antrieb, über die ſchönen Länder und Staaten des Rheins nachzudenken: ſo bildete auch ich, wie ſo viele politiſche Schriftſteller, eine Republik oder Staatsverfaſſung, wie ich ſie für die Lage der rheiniſchen Staaten am angemeſſenſten und thunlichſten hielt. Ich habe aus der Geſchichte der alten und neuern Republiken gefunden, daß nicht ſowohl eine nach den erſten Regeln der abſtrahirenden Vernunft abgezirkelte Form, ſondern die auf die Umſtände und den Charakter der Bürger paſſenden Geſetze und Verhältniſſe dieſelben in Freyheit und Wohlſtand erhalten haben. Auch glaubte ich eben dazu keine gänzliche

Umwälzung der Dinge, ſondern nur eine kluge Benuz-zung oder Verbeſſerung der ſchon vorhandenen Anſtalten nöthig.

Die erſte Erſcheinung meiner politiſchen Ideen wurde durch den im Jahr 1785 geſtifteten Fürſtenbund erweckt, wovon unſer ſeliger Kurfürſt, Friedrich Karl, Mitglied war. Da ich aber dieſes Bündniß nur als ein Verhinderungsmittel des Bayriſchen Ländertauſches anſahe, und mit dieſer Verhinderung auch alle andere Ausſichten, welche man ſich davon gemacht hatte, verſchwanden: ſo führte mich die Geſchichte auf andere dergleichen Bündniſſe zurück, deren Stiftung mehr auf die innere Ordnung und Erhaltung des Reichs und der rheiniſchen Staaten abzweckte.

Es iſt eine durch die ganze Reichsgeſchichte beſtätigte Erfahrung, daß der Kern Deutſchlands oder das eigentliche Reich, bisher nicht ſowohl durch ſeine eigne Kraft und Verfaſſung, als durch die Eiferſucht derjenigen ſeiner Fürſten noch erhalten wurde, welche zugleich mächtige Reiche außer ſeinem Gebiete regierten. Dieſe prekäre Exiſtenz konnte aber nur ſo lange ſich noch einige Fortdauer verſprechen, als die Höfe in ihren Theilungsprojekten uneinig, oder wenigſtens im Kriegsglück und Macht einander gleich blieben. Sobald Einer oder der Andere durch Siege oder Verbindungen übermächtig wurde, war das Reich entweder um beträchtliche Provinzen und Vorrechte gebracht, oder gar mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Die Bündniſſe, welche kluge deutſche Fürſten zeitlich unter ſich oder mit auswärtigen mächtigen Staaten zur Erhaltung des Reichs abgeſchloſſen hatten, hingen immer zu viel von dem Einfluſſe fremder Mächte ab, und dauerten auch nur ſo lange, bis die Gefahr vorüber war.

Digitized by Google

Der gewöhnliche deutſche Schlendrian verſchlang eben ſo wieder ihre Kraft wie ihren Zuſammenhang.

Dieſe traurigen Bemerkungen, welche die Reichsgeſchichte darbot, führten leicht auf den Gedanken, ſolchen vorübergehenden Föderationen eine andere unterzuſtellen, welche ſowohl durch das wechſelſeitige Intereſſe der Verbundenen, als auch durch ihre innere Organiſation mehr Feſtigkeit und Dauer haben könnte; und dazu diente vorläufig der Städtebund vom Jahre 1255, der rheiniſche Kurverein vom Jahre 1338, und der Pfalzbayriſche Familienvertrag vom Jahre 1724 zum Vorbilde. Des erſtern Abſicht ging dahin, den ſo oft, aber fruchtlos verſuchten Landfrieden zu handhaben, und im Reiche ein Unterhaus zu gründen, was zu gleicher Zeit die Freyheit der geſetzgebenden und die Kraft der vollſtreckenden Gewalt mächtig befördert haben würde. Der Kurverein zweckte ebenfalls auf die Erhaltung des Landfriedens ab, und gab den rheiniſchen Staaten ein eignes Gewicht im Reiche; der Pfalzbayriſche Familienvertrag ſollte im Innern von Deutſchland eine Macht gründen, welche fähig wäre, unter den mächtigen Nachbarn das Gleichgewicht und damit die Selbſtſtändigkeit des Reichs zu erhalten.

Indeſſen hatten alle dieſe drey Bündniſſe nicht die Folge und Dauer, welche man ſich davon verſprach. Die Urſache davon lag eben nicht in ihrer Ohnmacht oder dem Mangel an gutem Willen der Verbündeten, ſondern in der blos oberflächlichen Organiſation des Bundes.

Eine ſolche Föderation mußte, wie jene der Schweizer, Amerikaner und Holländer, durch ein feſteres Band umſchlungen werden, als eine blos vorübergehende Gefahr und Gelegenheit; und ein ſolches um die rheiniſchen deutſchen Staaten zu weben, war der erſte Zweck und die erſte Grundlage dieſer Republik.

Die vorzüglichſten Staaten, welche den ſchönen und reichen Rhein umgeben, waren die Pfalzbayriſchen, die geiſtlichen Kurfürſtenthümer und die Reichsſtädte. Es war von jeher das Intereſſe der Pfalzgrafen, die geiſtlichen Staaten zu gewinnen und zu vereinigen, und nie haben ſie dieſe Abſichten deutlicher und klüger an den Tag gegeben, als in ihrem Familienvertrage vom Jahre 1724. Nebſtdem, daß ſie ſich in den Hauptartikeln deſſelben zur wechſelſeitigen Vertheidigung und Hülfeleiſtung als Eine Familie untereinander verbanden, haben ſie auch noch alle diejenigen Verwandten und Agnaten ihres Hauſes, welche geiſtliche und andere Würden beſaßen, in ihren Bund aufgenommen und zu gleichen Abſichten verpflichtet. Ja in den geheimen Artikeln war ſogar verabredet, daß man ſich bey Wahlen und Koadjuterien der geiſtlichen Staaten bemächtigen, und ſelbe dem gemeinſchaftlichen Bunde einverleiben ſolle. Dieſe Vorſchriften blieben auch zu der Zeit nicht allein auf den Papieren des Vertrages ſtehen, ſondern wurden ſogleich in Wirklichkeit geſetzt. Die Kurfürſtenthümer Maynz, Kölln, Trier, das Deutſchmeiſterthum, die geiſtlichen Fürſtenthümer Münſter, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Lüttich, Worms, Regensburg, Breslau ꝛc. waren bereits ſchon alle von Pfalzbayriſchen Prinzen beſetzt; und hätte in Kaiſer Karl VII., Friedrichs II., ſeines Zeits- und Bundsgenoſſen, Geiſt geherrſcht, ſo würde das Reich große Dinge geſehen haben *).

Eben ſo war es das Intereſſe nicht nur der geiſtlichen Kurſtaaten, ſondern aller geiſtlichen Länder, ſich untereinander und wieder beſonders mit dem Hauſe Pfalzbayern zu verbinden. Bündniſſe mit fremden

*) Siehe Staatsrelationen III. Band III. Heft Seite 239.

Mächten konnten ihnen zwar eine Zeitlang ihre Exiſtenz ſichern, allein bey einem jeden Kriege ſtunden ſie doch wohl in Gefahr, das Opfer der Mächtigen zu werden, weil dieſen die Erhaltung des Reichs und folglich auch die ihrige nicht ſo nahe am Herzen lag. Solche Bedenklichkeiten fielen aber bey einer Annäherung an das kurpfälziſche Haus ganz weg; denn erſtlich war es nicht mächtig genug, um ſeinen Mitſtänden Furcht einzuflößen; zweytens hing ſeine eigne Erhaltung größtentheils von der Erhaltung des deutſchen Reichs ab; drittens lagen ſeine Länder gänzlich von den geiſtlichen umſchloſſen, und wie ſie, von gefährlichen Nachbarn begrenzt, und endlich war es auch ſchicklich, im Falle eines Krieges die Leitung deſſelben einem weltlichen Stande anzuvertrauen.

Baden war nach Pfalzbayern in dem nämlichen Verhältniſſe gegen die geiſtlichen Staaten; und obwohl es in Hinſicht der Religion zum proteſtantiſchen Reichstheile gehört, ſo konnte dieß, bey den toleranten Geſinnungen des vortrefflichen Fürſten und in Rückſicht politiſcher Verhältniſſe, kein Hinderniß abgeben.

Die Reichsſtädte am Rhein und in Schwaben würden theils durch ihr wohlerkanntes Intereſſe, theils durch das Anſehen des Bundes ſelbſt, zu ſo patriotiſchen Abſichten bewogen worden ſeyn.

Die Hauptgenoſſen dieſes neuen rheiniſchen Bundes mußten alſo die geiſtlichen Staaten, Pfalzbayern, Baden und die Reichsſtädte ſeyn; und dazu noch Würtemberg und die heſſiſchen Häuſer eingeladen werden. Die Hauptbedingniſſe und Föderationsartikel waren folgende:

1. Alle vorigen Bündniſſe, welche ehemals unter einzelnen Reichsſtänden vermöge alter Verträge und nach Maßgabe des weſtphäliſchen Friedens, zu ihrer eignen ſowohl als zur Erhaltung des Reichs

abgeſchloſſen wurden, werden hiermit von neuem beſtätigt.

2. Es wird in dem Bunde kein anderer Zweck angenommen und geſtattet, als die Aufrechthaltung des Reichs und ſeiner Satzungen.

3. Wird unter den Verbundenen ein Concilium formatum errichtet, das alle Bundesangelegenheiten anordnet und leitet.

Ein jeder Bundesgenoſſe oder verbundene Stand hat das Recht, ſeine Deputirten dazu abzuſchicken, doch ſo, daß in wichtigen politiſchen Fällen ein geheimer Ausſchuß gewählt wird, welcher die Sachen leitet, aber von ſeinen Verhandlungen dem ganzen Concilio formato Rechenſchaft geben muß. Der Direktor beyder Kollegien iſt der Kurfürſt von Maynz.

4. In Kriegsſachen hat Kurpfalzbayern die oberſte Leitung der Geſchäfte, ſeine Gehülfen ſind die übrigen, dem Bunde beygetretenen, weltlichen Fürſten, jedoch ſo, daß wenn der Kurfürſt nicht ſelbſt die Bundesarmee anführen will, der Ausſchuß ihm einen berühmten General vorſchlagen kann, der in jedem Falle doch nur ſein Generallieutenant iſt.

5. Der Bund ſtellt eine Armee von 100,000 Mann regulärer und Landmiliz auf die Beine, welche jährlich zu einer allgemeinen Truppenübung an einem beſtimmten Orte zuſammenkommt, und nach den Verordnungen des Ausſchuſſes ſich gebrauchen laſſen muß. Die Rekrutirung und Unterhaltung dieſer Armee iſt nach Maßgabe des Reichsmatrikels angeſchlagen, und allein von dem geheimen Ausſchuſſe zu beſorgen.

Digitized by Google

6. In auswärtigen und anderen Geſchäften, welche das ganze Reich betreffen, handelt allein der geheime Ausſchuß, und was dieſer beſchließt, muß von den Geſandten der reſpektive Verbundenen befolgt werden.
7. Die Streitigkeiten der einzelnen verbundenen Stände unter ſich oder mit ihren Unterthanen et vica verse müſſen erſt dem geheimen Ausſchuſſe zur Vermittelung vorgelegt werden, ehe ſie ihre Sache an die höchſten Reichsgerichte bringen; übrigens aber iſt jedem der Verbundenen, wie zuvor, die innere Adminiſtration ſeiner Staaten und Lander überlaſſen.
8. Zur Beförderung des Handels und Verkehrs untereinander wird es dem Concilio formato auferlegt, Vorſchläge zu machen.
9. Es wird von dem Concilio formato ein allgemeines Domherrnſeminarium, und eine allgemeine Ecole militaire angelegt, worin die jungen Domherrn zu brauchbaren Staatsleuten und Geiſtlichen, die jungen adelichen und andere fähige Jünglinge zu guten Soldaten gebildet werden.
10. Keiner der Domherren kann bey fremden Fürſten oder Potentaten eine Stelle annehmen, und in jedem Domkapitel wird ein Statutum perpetuum gemacht, daß, ehe ein Domizellar ins Kapitel aufgenommen wird, er erſt die allgemeinen Bundesgeſetze beſchwören muß.
11. Alle Militarbeamte und Offiziere des Bundes ſind dem Kurfürſten von Bayern, alle Civilbeamten deſſelben dem Kurfürſten von Mayuz eigens, aber nur in Rückſicht des Bundes, verpflichtet.
12. Wo in den weltlichen oder geiſtlichen Staaten des Bundes bereits ſchon Stände vorhanden ſind,

Digitized by Google

bleibt es bey dem Alten; wo aber dieſer Fall nicht iſt, wird der Regierung und dem Domkapitel, als den Repräſentanten des Staates, noch ein anderes Rathskollegium beygeſeẓt, welches nach Maßgabe des von Albert II. Kurfürſten von Maynz, organiſirten Regierungskollegiums, aus folgenden Perſonen beſteht: 1) Aus zwey oder mehreren Aebten des Hochſtifts. 2) Aus vier Dechanten des Cleri secundarii. 3) Aus vier gewählten Landesadlichen. 4) Aus ſechs gewählten Bürgern und Rathsverwandten. 5) Aus zwey Syndicis, und 6) einem Sekretarius. Dieſes Rathskollegium hat nicht nur in Sachen, welche die Veränderung der Staatsverfaſſung oder neue Abgaben betreffen, mit dem Domkapitel zu konferiren, ſondern auch das Recht in ſo wichtigen Dingen eine verneinende Stimme zu geben. Nur die Sachen, welche die allgemeinen Bundesangelegenheiten betreffen, werden weder vor irgend eine Ständeverſammlung, noch ein Kapitel, noch ein ſolches Rathskollegium gebracht. Hierin entſcheidet allein das Concilium formatum.

13. Der ganze Bund hat ein eignes Miniſterium. Es beſteht aus einem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, aus einem Kriegsminiſter, aus einem Finanzminiſter, aus einem Bundeskanzler und einem Bundesſekretär, welche dem geheimen Ausſchuſſe, jeder in ſeinem Departement, die Sachen vorbereiten, und ihm allein verantwortlich ſind.

14. In Religionsſachen bleibt es einſtweilen bey den Verfügungen des weſtphäliſchen Friedens, und anderer dahin ſich beziehenden Reichsgeſeẓe.

Indeſſen ſetzt aber das Concilium formatum eine Synode von vier und zwanzig Perſonen beyder Religionstheile nieder, welche an einer den Zeitumſtänden angemeſſenen Kirchenverbeſſerung arbeiten ſollen.

15. Die Adminiſtration aller geiſtlichen Güter des Bundes, ſeyen es Stifter oder Klöſter, ſteht, ſo lange ein Krieg dauert, unter der Leitung des Concilii formati; und dieſes hat das Recht, nach Abzug der Präbendalgebühren und jährlichen Unterhaltung der Geiſtlichen, der Ueberſchuß ihrer Einkünfte zur gemeinſchaftlichen Operationskaſſe fließen zu laſſen.

Dieſes ſind ohngefähr die Hauptpunkte und vorläufigen Artikel, worauf dieſer rheiniſche Bund beruhen ſollte. Sie waren weder gegen die Reichsgeſetze noch zum Nachtheil des Reichs, und kein Stand oder auswärtiger Staat konnte geſetz- nnd friedensſchlußmaßig Einwendungen dagegen machen. Es wird aber jetzt noch die Frage aufgeworfen werden können; wie eine ſolche in ihrer Art einzige Anſtalt hinausgeführt, und ihrem Zwecke gemäß zu einer reifen Dauer gebracht werden konnte. Auf dem Papiere laſſen ſich die ſchönſten Plane und Vorſchläge entwerfen, aber ihnen in der wirklichen Welt Geſtalt und Form zu geben, iſt nicht ſo leicht, als ſelbe niederzuſchreiben! Ich muß daher auch über die Ausführbarkeit derſelben Etwas ſagen. Wir wollen Punkt für Punkt vornehmen, und einen jeden in dieſer Hinſicht prüfen.

Was alſo den erſten und zweyten Artikel betrifft, ſo wird wohl kein vernünftiger Menſch zweifeln können, daß das, was ſchon mehrmalen und in der gehörigen Form der Reichsgeſetze geſchehen war, nicht wieder zu

Digitized by Google

Stande gebracht werden könnte, indem man erſt das neueſte Beyſpiel an dem Fürſtenbunde hatte. Die folgengen bis zum achten Artikel waren ebenfalls durch die Reichsgeſchichte beſtätigt. Während dem dreyßigjähriden Kriege haben Maximilian, Kurfürſt von Bayern, mit den Häuptern der Ligue und Oxenſtierna, durch das zu Frankfurt errichtete Concilium formatum, die beyden in Deutſchland kriegenden Bündniſſe mit faſt monarchiſcher Gewalt geleitet, und ſowohl die Armeen als Geſchäfte, mit der größten Pünktlichkeit geführt. Auch hat der Familienvertrag vom Jahre 1724 eine gemeinſchaftliche Vertheidigungsarmee ſtipulirt. Wenn nun ſchon zu der Zeit, wo der ſtehende Soldat noch nicht ſo in Uebung war, wie jetzt, und 20000 Mann eine beträchtliche Armee ausmachten, eine ſo große Truppenanzahl geſtellt und gemeinſchaftlich geführt werden konnte, ſo iſt die Angabe von 150000 Mann für die verbundenen Staaten gewiß nicht zu hoch angeſetzt geweſen. Eine kurze Eintheilung derſelben unter die verſchiedenen Staaten wird es beweiſen.

Pfalzbayern	50,000
Kurmaynz	6,000
Kurtrier	6,000
Kurkölln	6,000
Baden	2,000
Die weſtphäliſchen Bißthümer . .	10,000
Die fränkiſchen	10,000
Die übrigen Verbundenen . . .	10,000
	100,000

Würden nun dazu, wie es zu vermuthen und zu hoffen geweſen wäre, auch noch Würtemberg und die

heſſiſchen Häuſer mit ihren Truppen geſtoßen ſeyn, ſo ergiebt ſich eine Anzahl von beynahe 150,000 Mann.

Obwohl aber, wie ich bereits erwieſen habe, es das Intereſſe eines jeden der angegebenen Staaten war, ſich zu einem ſo feſten und ewigen Bunde zu vereinigen, ſo wurde doch die Kurzſichtigkeit der Räthe und der Schlendrian der Verfaſſungen in ruhigen Zeiten ein großes Hinderniß derſelben. Auch trennt öfters Neid und Eiferſucht die nützlichſten Anträge ſolcher Art. Es iſt daher gut, wenn Noth oder Drang der Umſtände mitwirken, einem ſolchen Bunde Einheit und Beförderung zu geben; und dieſe Umſtände fanden ſich eben zu der Zeit ein. Die franzöſiſchen und niederländiſchen Revolutionen bedrohten auf der eine Seiten die meiſten der von mir angegebenen Bundesſtaaten mit Empörung oder gar gänzlicher Vernichtung; auf der anderen Seite drängten die nach dem Vertrage von Pillnitz kriegführenden Mächte die vordern Reichsſtände, und wollten ſie mit Gewalt in den Krieg mit Frankreich verwickeln. Hier war alſo die ſchicklichſte und zugleich dringendſte Gelegenheit, einen ſolchen Bund in Vorſchlag zu bringen. Hat doch die Lütticher Revolution einen großen Theil davon unter Waffen gebracht; wie viel vortheilhafter und klüger wäre es geweſen, auf alle Fälle ſchon gefaßt zu ſeyn, und die rheiniſchen Feſtungen mit ſtarken Garniſonen beſetzt zu halten? Ich bin wenigſtens überzeugt, daß dadurch ſowohl die Revolution als der Krieg eine ganz andere Wendung habe nehmen müſſen. Auch ſollte es die Abſicht des Bundes nicht ſeyn, die aufgebrachte franzöſiſche Nation mit Krieg zu überziehen. Es ſollte nur eine neutrale Obſervationsarmee am Rheine aufgeſtellt werden, welche im Falle der Noth gerüſtet, und durch einen gemeinſchaftlichen

Digitized by Google

Zweck geleitet, ihren eignen Standpunkt, wie die Bündniſſe zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges, behauptet hätte.

Dieſer Bund würde alſo ſelbſt von den franzöſiſchen Revolutionärs reſpektirt worden ſeyn; denn erſtlich ging er gegen ſie nicht angriffs- ſondern nur vertheidigungsweiſe zu Werke. Eine bewaffnete Neutralität ſchien ſein ganzer Zweck zu ſeyn. Zweytens miſchte er ſich nicht in ihre Händel, als nur in ſo weit er ſelbſt dadurch Gefahr laufen konnte. Drittens hatte er durch ſeine Organiſation, ſo ſtreng monarchiſch ſie auch im Innern angelegt war, doch von Außen mehr den Schein einer föderativen Republik als eines Königthums; und endlich bildete er ſich auf der Grenze Frankreichs, wodurch er ihnen auf der einen Seite fürchterlich, auf der anderen vortheilhaft werden konnte.

Bey allem dem glaube ich aber doch ſelbſt nicht, daß die bundesverwandten Staaten gänzlich vom Kriege befreyt geblieben wären; es wird daher auch nöthig ſeyn, zu bemerken, wie ſie ſich darin wahrſcheinlich benommen haben würden, oder wenigſtens benehmen ſollten.

Es iſt zwar ſehr glaublich, daß Oeſterreich und Preußen nach geſchloſſener Konvention von Pillnitz, die Genoſſen des Bundes angegangen haben würden, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Eben ſo wahrſcheinlich iſt es, daß beyde Mächte alle Wege verſucht haben würden, ihre Sache zu einem förmlichen Reichskriege zu qualifiziren, und dieſes um ſo mehr, weil durch die neue franzöſiſche Staatsverfaſſung nicht undeutliche Eingriffe in die durch den weſtphäliſchen Frieden beſtimmten Rechte der Stände und Diöceſen gethan wurden, und ſie, ohne die vordern Kreiſe auf

ihrer Seite zu haben, nicht mit dem Vortheile den Krieg führen konnten, wie ſie es wünſchten. Indeſſen iſt es nicht minder wahrſcheinlich, daß die Verbundenen als nächſte Nachbarn des franzöſiſchen Volkes und als die meiſt bedrohten, ſich nicht ſo leicht zu einem offenbaren Bruche würden haben bewegen laſſen, weil ſie zu einem Neutralitätsbunde vereinigt, ſtärker an Gewicht und einiger in ihren Maaßregeln geweſen wären. Bey dieſer Lage der Dinge würden es die beyden kriegführenden Mächte nicht verſucht haben, mit einem: wer nicht für uns iſt, iſt gegen uns, ſelbe in den gefährlichen Krieg zu verwickeln, und die Franzoſen mußten ſie ebenfalls reſpektiren, weil ihnen ihre Neutralität ſehr nützlich, ihre Macht aber gefährlich ſeyn konnte. Es wäre alſo ſchon dadurch der Ausbruch des Krieges gemäßigt, und Zeit zu einer klugen Vermittelung gewonnen werden.

Aber auch ſelbſt in dem Falle, wenn die Feindſeligkeiten den Bund betroffen hätten, müßte doch die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Den erſten Feldzug unternahmen, bekanntlich, Oeſterreich und Preußen allein; denn die wenigen Truppen, ſo Kurmaynz und Heſſen dazu gaben, konnten nichts entſcheiden. Wenn wir nun annehmen, daß derſelbe eben ſo unglücklich ausgefallen wäre, als es wirklich geſchehen iſt, ſo konnte doch Cüſtine ohnmöglich in die Reichsländer fallen; denn erſtlich hatte die franzöſiſche Regierung keine Urſache zum Kriege, weil des Bundes Grundſatz Neutralität geweſen wäre; und zweytens mußten die franzöſiſchen Generäle ein Land reſpektiren, deſſen Feſtungen durch eine Armee von 150,000 geübter oder marſchfertiger Truppen gedeckt wurden. Hier war alſo ein zweyter Haltpunkt für eine mäßigere Stimmung der kriegführenden Theile.

Wir wollen aber nun den Fall ſetzen, daß das franzöſiſche Volk von den Siegen, welche Montesquieu in Savoyen, und Dümouriez in den Niederlanden davon getragen hatten, berauſcht, und jetzt ſchon von den Schreckensmännern geführt, auch wirklich das Reich nicht mehr geſchont hätte; ſo iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß die kombinirten Armeen, ſtatt (wie ſie es nun thun mußten) einen ganzen Feldzug mit der Einnahme von Maynz und des Rheins zu verlieren, den Elſaß und die Niederlande gleich weggenommen, und tief in Frankreich eingedrungen wären. Was nach ſo glücklichen Fortſchritten weiter geſchehen wäre, läßt ſich nicht wohl errathen; denn ob auch in einem ſolchen Falle der Heilsausſchuß nichts deſtoweniger durch ſeine ſchrecklichen Maßregeln geſiegt, oder die Kombinirten in Frankreich Geſetze vorgeſchrieben haben würden, kann nur von einem höhern Weſen, das alles leitet und überſieht, vorhergeſagt werden. Wir müſſen uns daher in unſern Unterſuchungen blos an dem halten, was geſchehen iſt, um darnach zu urtheilen, was geſchehen konnte.

Angenommen alſo, daß der Heilsausſchuß trotz dieſer Fortſchritte der kombinirten Mächte nichts deſtoweniger ſie wieder über den Rhein geſchlagen hätte, ſo waren doch bey einem ſo unglücklichen Falle die Länder des Bundes noch größtentheils von den Feinden befreyt; und ſo lange Maynz, Ehrenbreitſtein, Philippsburg und andere rheiniſche Feſtungen noch von ſeinen Truppen beſetzt blieben, an keine ſolide Behauptung derſelben von Seiten der Franzoſen zu denken.

Zu der Zeit trat der König von Preußen von der Koalition ab, zog eine Neutralitätslinie, und bot die erſte Hand zum Frieden. Dieſes Beyſpiel gab dem Bunde alles Recht, ein Gleiches zu thun; und ich bin überzeugt,

daß zu der Zeit der Heilsausſchuß, troß ſeiner Wuth, billige Vorſchläge angenommen, und der Kaiſer eine noch ganze Armee von 50,000 Mann zu viel reſpektirt haben würde, als daß er die Bundesſtände zur Fortſetzung des Kriegs hätte zwingen können. Es wäre entweder ein allgemeiner Frieden zu Stande gekommen, oder die Verhaltniſſe hätten wenigſtens eine andere und für die Verbundenen vortheilhaftere Wendung genommen.

Wir wollen aber auch noch weiter annehmen, daß der Bund, welcher größtentheils aus Kurbayern, den geiſtlichen Staaten und den Reichsſtädten beſtund, den Krieg mit dem Kaiſer fortgeſetzt hätte, und mit ihm eben ſo unglücklich im Felde geweſen wäre, wie in den Jahren 1796, 1797, 1800 ꝛc., ſo ſtund am Ende, wenn die Sprache von einem Frieden war, für ihn doch immer noch eine eigne Armee, und in Rückſicht der Negotiationen mit Frankreich, ein eigner geheimer Ausſchuß da, welcher ſeine Stelle gemeinſchaftlich vertreten hätte; und in dieſem Geſichtspunkte müſſen wir jetzt auch die Folgen davon bey dem Frieden betrachten.

Fürs Erſte würden die vielen Partikularfrieden nicht ſo leicht zu Stande gekommen ſeyn, welche die Kräfte des Reichs immer ſchwächten, und den allgemeinen Reichsfrieden einſeitig machten. Zum Anderen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſich unter den Bundeshäuptern oder Führern Leute ausgezeichnet hätten, welche theils durch ihr erworbenes Anſehen die Bundbrüchigen in Ordnung halten konnten; und drittens hatte der Bund durch ſeine Vereinigung und Truppen doch zu viel Gewicht, als daß man mit der gänzlichen Vernichtung ſeiner Genoſſen den Frieden zu erkaufen gewagt haben würde.

Auch ſelbſt zur Zeit, da der Friede von Lüneville geſchloſſen wurde, wären die Umſtände für ihn noch ſehr

Digitized by Google

günſtig geweſen. Napoleon hatte ſich zu der Zeit ſchon zum erſten Konſul der franzöſiſchen Republik geſchwungen, und das Konkordat mit dem römiſchen Hofe abgeſchloſſen. Er mußte alſo wohl einſehen, daß die gänzliche Zertrümmerung eines beträchtlichen Reichstheils ohnmöglich das Gleichgewicht in Deutſchland begründen konnte, was Richelieu ſo klug zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten zu ſtiften wußte. Da ihm nun (vielleicht ſchon zu der Zeit) ein erblicher Kaiſerthron vorſchwebte, ſo war es ganz natürlich, daß er weniger die ruhigen unkriegeriſchen Wahl- als die jederzeit gerüſteten Erbſtaaten zu fürchten hatte. Sein Intereſſe war es alſo ſelbſt nicht, dieſen Bund zu zernichten, ja vielmehr ihn zu unterſtützen.

Wir haben bisher dieſe föderative Republik in alle die traurigen Verhältniſſe und Nachtheile verſetzt, welche durch die Uneinigkeit der Koalition und die Schwäche der Reichsarmee während dem letzten Kriege verurſacht wurden. Wir wollen nun aber auch den entgegengeſetzten Fall annehmen, daß nämlich durch die Errichtung derſelben die Kriegs- und Friedensgeſchäfte beſſer geführt worden wären, und ſo die Folgen davon betrachten.

Bey der Organiſation, welche wir dem Bunde gaben, konnte es nicht fehlen, daß ſeine Führer und Häupter einen ganz anderen Geiſt gezeigt haben würden, als welcher bisher die Reichsangelegenheiten belebt hat. In ſeinen Geſchäftsführungen mußte Einigkeit und Klugheit, in ſeinen Armeen Zucht und Muth, in ſeinen Kriegsoperationen Pünktlichkeit und Ueberlegung, und in ſeiner Verwaltung Ordnung und Strenge herrſchen. Bey einer ſolchen Lage der Dinge iſt es auch ſehr wahrſcheinlich, daß ſich unter ihm Männer von ausgezeichneter militä-

Digitized by Google

riſcher oder diplomatiſcher Geſchicklichkeit würden hervorgethan haben, welche ſeine Armee zu ſichern Siegen, ſeinen politiſchen Einfluß zu vortheilhaften Bündniſſen und Verträgen geführt hätten. Das Kriegsglück möchte ſich aber gewendet haben, wie es immer will, ſo ſtund doch bey dem Friedensſchluſſe noch eine Armee auf den Beinen, welche durch Anzahl und Kriegsdienſte reſpektabel, und durch die Bundeshäupter geleitet, auch nicht ſo leicht zu trennen war. Man betrachte nur zum Beyſpiel die Lage der Dinge, als nach den fruchtloſen Friedensverhandlungen zu Raſtadt der Krieg wieder begann. Damals hatte das unbedeutende Häuflein der Maynzer Truppen den ganzen linken Flügel der franzöſiſchen Armee lange Zeit im Schach gehalten; was würde erſt eine im Kriege geübte Bundesarmee von wenigſtens funfzig bis ſechzigtauſend Mann haben thun können?

Zu dieſer Zeit war auch die politiſche und Volksſtimmung in ganz Deutſchland für den Bund ſo vortheilhaft, daß man ſich ein gutes Ende verſprechen konnte. In dieſer Lage hätte eine nach Wallenſteins Manier organiſirte und zu ſichern Siegen geführte Bundesarmee ganz Deutſchland unter Waffen gebracht. Man mag alſo den Gang des verfloſſenen Krieges betrachten, wie man will, ſo konnten die Friedensbedingniſſe ohnmöglich ſo hart für den Bund ausfallen, als ſie ohne denſelben wirklich ausgefallen ſind.

So würden ohngefähr die Folgen geweſen ſeyn, welche die Stiftung eines ſolchen rheiniſchen Vereins auf die auswärtigen Verhältniſſe haben konnte; wir wollen nun auch jener in Kürze erwähnen, welche ſie auf die Erhaltung Deutſchlands und die innere Freyheit und Kultur der damit verbundenen Staaten gehabt hatte.

Ich habe ſchon oben bemerkt, daß Deutſchland, ſo lange es nur durch die Eiferſucht der Mächtigen geſchützt wurde, immer eine prekare Exiſtenz hatte. Ihre Zwiſtigkeiten wurden, wie die Geſchichte lehrt, faſt immer auf Unkoſten ſeiner Verfaſſung und Länder ausgeglichen. Aber dürch die Errichtung des Bundes wurde ſeine Aufrechthaltung mehr in die Hände ſolcher Fürſten gelegt, deren eigne darauf beruhete. Ein König von Ungarn oder Preußen oder England wird immer noch der Beherrſcher eines mächtigen Reiches bleiben, wenn er auch kein deutſcher Fürſt mehr wäre, oder das ganze Deutſchland vernichtet würde. Wenn aber die Fürſten, welche nur in Deutſchland herrſchen, die Verfaſſung und ihre Nachbarn ohngeahndet zu Grunde gehen laſſen, wer ſichert ſie in Zukunft für ihre eigne Exiſtenz?

Durch den Lüneviller Frieden und Deputationsſchluß haben die weltlichen Fürſten zwar an Ländern und Einkünften gewonnen, aber kein weitſehender Staatsmann wird behaupten können, daß dadurch ihr äußeres Gewicht und ihre fürſtliche Würde vermehrt wurde. Ja man könnte ſogar das Gegentheil beweiſen. In vorigen Zeiten haben die deutſchen Stände durch ihre Vereinigung wichtige Veränderungen auch gegen die größten Mächte Europens aufgehalten; aber jetzt hingen ſie größtentheils von der Diſpoſition ihrer mächtigen Nachbarn ab. Ein Bund allein konnte ſie für die Zukunft ſichern, und ihnen jenen Gemeingeiſt einflößen, welcher auf die Erhaltung des Ganzen zielt. In einer ſolchen Geſellſchaft werden die eigennützigen Privatabſichten vergeſſen, weil das allgemeine Intereſſe zu ſehr mit dem Einzelnen und Beſondern in Verbindung ſteht.

Schon vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution (und ſie wurde dadurch befördert), herrſchte

Digitized by Google

durch ganz Europa ein Streben nach politiſcher Freyheit. Die Rechte des Menſchen und Bürgers wurden von berühmten Schriftſtellern auseinandergeſetzt, die daraus gefolgerten Grundſätze in den Schulen gepredigt, und die Unternehmungen einzelner Völker, ſich in Freyheit zu ſetzen, von den Höfen und Fürſten unterſtützt. Bey einer ſolchen Stimmung der europäiſchen Politik mußte dem Bunde nothwendig eine Organiſation gegeben werden, wodurch die Prinzipien der ächten bürgerlichen Freyheit reſpektirt waren, ohne daß er dadurch den unſinnigen Schwärmereyen der Sophiſten Preis gegeben und folglich um alle Kraft und Zuſammenhang gebracht worden wäre. In einer klug eingerichteten Republik oder Föderation, kömmt es auch nicht ſowohl auf einige in Praxi unwirkſame Formen, ſondern auf wahre Freyheit abzweckende Anſtalten an. In den ehemaligen geiſtlichen Staaten war das gemeine Volk, obwohl es in vielen von aller Theilnahme an den Staatsgeſchäften gänzlich ausgeſchloſſen wurde, doch mehr in ſeinen Abgaben geſchont, als in England, wo es ſelbſt ſeine Repräſentanten beläſtigen; und in dem unförmlichen deutſchen Reiche überhaupt war der Bürger ſeines Lebens und ſeines Eigenthums durch die Geſetze ſicherer, als in dem demokratiſchen Athen, wo blos Faktionen entſchieden. Auch waren in den meiſten deutſchen Staaten noch die Landſtände und Appellationen an die höhere Gerichte vorhanden, welche nothwendig eine große Mäßigung in die Regierung bringen mußten.

Indeſſen war es doch nöthig, in dieſen Zeiten der Gleichmacherey dem Bunde eine ſolche Geſtalt zu geben, welche ſich der republikaniſchen Denkungsart näherte. Da nun die Reichsſtädte ſchon wirkliche Republiken demokratiſcher oder ariſtokratiſcher Art waren, die geiſtlichen Fürſtenthümer durch Stände, Domkapitel und die Raths-

Digitized by Google

kollegien, die weltlichen ebenfalls durch Stände gemäßigt, und das Ganze durch ein oberſtes Concilium formatum regiert wurde, ſo konnte man anfänglich den übertriebenen und unſtatthaften Forderungen der Demokraten mit ihrer republikaniſchen Form klug ausweichen, und nach der Hand, da alle Welt und ſie ſelbſt ihre Anſtalten und Verfaſſungen unſtatthaft und chimäriſch befanden, ihnen noch gar den Bund als ein Muſter ächter politiſcher Freyh eitgegenüber ſtellen. Die ſchrecklichen Maßregeln des Heilsausſchuſſes, und die dadurch nothwendig gewordenen Rückſchritte zur Monarchie, würden die Vergleichung gewiß zum Vortheile deſſelben gelenkt haben. Ich wenigſtens bin überzeugt, daß auch die eifrigſten franzöſiſchen Republikaner lieber unter den Geſetzen des Bundes als jenen ihrer Freyheitstyrannen zu leben, gewünſcht haben würden. Der Aehnlichkeit wegen, welche er in ſeiner Form mit den Konföderationen der Schweiz, Hollands und Amerika's hatte, konnte ihm der Name einer Bundesrepublik wirklich nicht verſagt werden. Auch war er nicht ſo leicht, wie beyde erſtere Staaten zu ſprengen oder zu revolutioniren. Obwohl die franzöſiſchen Armeen während dem Kriege mehrmalen die Länder ſeiner Genoſſen beſetzt hatten, ſo konnte er doch ſo lange nicht für aufgelößt angeſehen werden, als ſeine Truppen noch im Felde ſtunden und ſeine Häupter regierten; denn eben darum, weil er auf der einen Seite eine geſchloſſene Geſellſchaft, auf der anderen aber doch immer einen integrirenden Theil des deutſchen Reichs ausmachte, konnten mit ihm nicht ſolche Veränderungen und Revolutionen vorgenommen werden, wie in der Schweiz und in Holland.

Wir wollen nun endlich noch annehmen, er wäre entweder ganz oder doch zum größten Theil unverrückt

aus dem Kriege hervorgegangen; ſo konnten die Vortheile, welche ihm der Frieden ſtiftete, ſowohl für Deutſchland im Ganzen als die Länder ſeiner Genoſſen, gar nicht berechnet werden. Die Pünktlichkeit ſeiner Verhandlungen, der kriegeriſche Ruhm ſeiner Armee und die Einheit ſeiner Leitung, mußte dem Ganzen einen ſo auffallenden Gemeingeiſt und eine durch die Gewohnheit ſchon ſo beſtimmte Richtung geben, daß das deutſche Reich, ſeiner alten Reichsgeſetze ohnbeſchadet, eine ganz andere Regierungsart angenommen hätte. Wenn ihm nun, durch ſeinen wichtigen Einfluß ermuntert, auch noch die ſächſiſchen und heſſiſchen Häuſer beygetreten wären, ſo hatte ſich Deutſchland einmal wieder rühmen können, nur Eine Nation auszumachen.

Auf der anderen Seite, welch eine unerſchöpfliche Quelle zu Staats- und Landesverbeſſerungen lagen in ſeinem Schooße verborgen! Man betrachte nur zum Beyſpiel die Verfaſſungen der Hochſtifter und Reichsſtädte, welche die ergiebigſten Materialien zu republikaniſchen Formen darboten; den Eifer, welcher ſchon vor der Revolution unter allen rheiniſchen Städten und Staaten herrſchte, in Kultur der Wiſſenſchaften und Verbeſſerungen des Landes und der Verfaſſung einander zu übertreffen; den lebhaften thätigen Geiſt der Rheinbewohner, welche mit der Regſamkeit ihrer Nachbarn, der Franzoſen, die biedere Beharrlichkeit der Norddeutſchen verbanden, und endlich die ungeheure Menge von geiſtlichen und anderen Stiftungen und Gütern, welche wohl benutzt, der reichſte Fond zu Schul- und anderen nützlichen Anſtalten geworden wären.

Ich halte die durch den Deputationsſchluß beſchloſſene gänzliche Vernichtung dieſer Stiftungen für die Kultur Deutſchlands eher nachtheilig als vortheilhaft.

Digitized by Google

Ich wollte zwar nicht behaupten, daß ſolche Anſtalten und ihr Zweck ſowohl der Kirche als dem Staate nützlich geweſen wären. Mehrere geiſtliche Fürſten, und ſelbſt das Konzilium von Trident, verſuchten ihnen ſchon eine beſſere Richtung zu geben. Allein ſie waren für die Staaten, worin ſie beſtunden, ein gemeinſchaftlicher Fond, woran ſowohl das Ganze als eine jede, auch die ärmſte, Familie Theil nehmen und Hülfe und Unterſtützung finden konnte. Sie dienten öfters in Kriegs- und anderen Zeiten der Noth als eine Reſervekaſſe, woraus man allezeit ſchöpfen konnte. Sie konnten eine jede, dem Geiſte des Zeitalters angemeſſene, Form und Richtung erhalten, ohne gerade vernichtet oder zerſplittert werden zu müſſen. Zur Zeit der Reformation hat man damit Schulen und Hoſpitäler dotirt, und noch kurz vor der Revolution die vortrefflichſten Anſtalten damit befördert. Einer jeden ohne Schuld verunglückten Familie, einem jeden fäh'gen oder unbemittelten Subjekte blieb dadurch eine Zuflucht, eine Ruheſtätte offen, worin er auf einen ſichern Unterhalt rechnen konnte. Auch waren die Präbenden und Klöſter nicht allezeit mit Dummköpfen und Müßiggängern beſetzt. Wie viele große Fürſten und Biſchöffe, Stattsmänner und Gelehrte, Krankenwärter und Tröſter, kann die Geſchichte dieſer Stiftungen aufweiſen! Und kluge Regierungen haben ſie meiſtens entweder zu anderen nützlichen Anſtalten oder zur Belohnung verdienter Männer benutzt. Jetzt werden ihre Güter an einzelne reiche Familien übergeben, welche ſie doch nicht ſelbſt anbauen, oder auf andere Zwecke vewendet, welche die Kultur eher hindern, als befördern.

Man lieſt jetzt in den pragmatiſchen Geſchichten ſo vieles über die Urſachen, welche Griechenland und das neue Italien auf den Grad der Freyheit und Kultur

gebracht haben, wodurch beyde die Muſter aller Kunſt und Wiſſenſchaft wurden; und es waren doch im Grunde keine anderen, als welche ich hier in den rheiniſchen Staaten aufſuchen wollte. Die Schönheit der Länder, die Mannichfaltigkeit der Verfaſſungen, der Eifer in politiſchen und Kunſtanſtalten, die Mittel zu Belohnungen, und endlich die allgemeine Verbindung gegen Auswärtige, war es ein anderer Geiſt, welcher das alte Griechenland und neue Italien belebte? Man hat in unſern Tagen aus eitler Liebe zum Republikanism die wahren Anlagen zu freyen Verfaſſungen, und aus eitler Sucht nach klaſſiſcher Literatur, den wahren klaſſiſchen Boden überſehen. Man hat die Formen und Anlagen zertrümmert, welche ſchon Jahrhunderte erprobt hatten, um damit ein Gebäude aufzuführen, was nur einige Monate beſtund. So geht es aber immer, wenn Sophiſten und Schwärmer ſich der Volksführung bemeiſtern, und die Regierungen nicht auf die Warnungen und Vorſchläge ächter Patrioten hören.

Digitized by Google

Vierundfunfzigſtes Kapitel.

Daß es hauptſächlich von einer klugen oder unklugen Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder ſchwach wird.

Hoc illud est praecipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumento intueri; inde tibi tuaeque reipublicae quod imitere capias; inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vites.

Seneca.

Wenn man die Geſchichte alter und neuerer Zeiten durchlieſt, ſo wird man auf jeder Seite überzeugt, daß es lediglich von der guten und übeln Regierung abgehangen hat, wenn die Staaten groß und mächtig, oder ſchwach und zu Grunde gerichtet wurden. Man ſchreibt freylich einen Theil der Urſache des Aufkommens oder Verfalls derſelben der natürlichen Lage und dem Charakter der Völker zu, aus welchen ſie beſtehen; allein das meiſte hängt doch vielmehr von den klugen oder unklugen Regierungsmaximen ab, wonach ſie entweder gebildet oder geleitet werden. Es iſt wohl kein Staat oder Volk in Europa, was nicht zu einer gewiſſen Zeit mächtig und groß, zu einer anderen ſeinem Untergange nahe geweſen wäre. Die Spanier und Portugieſen waren einſt der Schrecken der Afrikaner und Europaer, und hatten in allen Welttheilen ihren Handel und ihre Macht verbreitet; jetzt werden ſie durch Faktionen regiert, und müſſen mit eigner Aufopferung ſich Ruhe

und eine Verfaſſung erringen. Deutſchland und Italien haben eine Zeitlang die ganze Welt beherrſcht; jetzt erhalten ſie von ihren Nachbarn Geſetze, Fürſten und Verfaſſungen. Holland und Schweden gaben ſonſt Geſetze, jenes zu Waſſer, dieſes zu Land; jetzt achtet man kaum noch ihr Anſehen und ihren Ruhm. Venedig und Polen haben im mittlern Zeitalter das Gleichgewicht im Norden und Süden erhalten; jetzt kennt man ihre Namen nicht mehr. Ein klarer Beweis, daß die Größe und Schwäche der Staaten nicht ſowohl von ihrer natürlichen Lage, als von ihrer Regierung abhängt. Es iſt daher ein ſowohl dem Geſchichtsforſcher als Staatsmanne äußerſt wichtiges Studium, den Maximen nachzuforſchen, wodurch Staaten blühend und mächtig, und wodurch ſie ſchwach und elend erhalten worden.

Die Natur der Dinge giebt den Völkern und bürgerlichen Geſellſchaften zweyerley Wege zu ihrem Wohlſtande an, welche eine kluge Regierung beherzigen muß. Ihre natürliche Lage beſtimmt ſie entweder See- oder Landmächte zu ſeyn. Im erſtern Falle, muß eine Regierung alles im Staate ſo einrichten, daß die Nationalinduſtrie und der Handel zur höchſtmöglichſten Vollkommenheit gedeihe; im zweyten, daß Ackerbau und ein gutes Militär herrſche. Vom Erſtern haben wir an Tyrus und Karthago in der alten, an Venedig, Holland und England in der neuern Geſchichte Beyſpiele. Da dieſe Staaten entweder nahe am Meere gegründet, oder gänzlich mit Waſſer umfloſſen waren, ſo erforderte es die Klugheit, ſie zu Handelsſtaaten und Seemächten zu bilden. Dazu werden aber folgende Mittel und Einrichtungen eigens nöthig ſeyn.

Zuerſt und vor allem iſt es gut, wenn die Bürger eines ſolchen Staates ſchon durch Noth und Zufall ange-

trieben werden, ſich ihre Nahrung und Macht durch Induſtrie und Handel zu erwerben. Man hat daher gefunden, daß der Boden und das Land, wo ſich handelnde Völker niederließen, ſich weder durch Fruchtbarkeit noch Umfang ausgezeichnet hatte. Phönizien war eine enge ſandige Seeküſte; Karthago wurde mitten unter barbariſchen Völkern gegründet; Venedig und Holland waren urſprünglich ein dem Meere abgewonnener Inſelſund; und wenn England auch ein fruchtbares Land umfaßt, ſo iſt es doch gänzlich von der See umgeben. Dieſe natürliche Lage der Dinge treibt die Bewohner ſolcher Länder und Städte an, ſich durch Fleiß und Arbeit zu erhalten, und die Schätze, welche ihnen die Natur auf dem feſten Lande verſagt, auf dem Meere zu ſuchen; ſie ſchaffen ſich, da ſie zu Hauſe keine Hülfsquellen finden, eine Macht auf den Schiffen. Der urſprüngliche Geiſt der Induſtrie und des Erwerbes erbt ſich von Familie zu Familie fort, und wird mit der Zeit zur anderen Natur. Der Staat erſetzt ſeine natürliche Armuth und Ohnmacht durch einen künſtlichen Reichthum und Gewerbe. Die Einwohner der Handelsſtaaten üben ſich zu dem Schiffbau und der Schifffahrt, ſie bleiben nicht immer auf ihrem urſprünglichen Boden, werden bald mit allen Meeren und Ländern bekannt. Ihre Bevölkerung nimmt zu, ſie ſuchen ſich in fremden Gegenden Wohnungen auf, und erwerben ſich ſo in anderen Welttheilen die Länder, an welchen es ihnen im Mutterlande gebricht.

Dadurch erreichen ſie bald einen beträchtlichen Grad von Macht; ſie legen Komptoirs und Kolonien in allen Gegenden an; vermehren ihre Schiffe und Seemacht; und die Truppen, welche ſie aus ihrem eignen Lande nicht ziehen können, erkaufen ſie ſich durch ihre Reichthümer und Subſidien.

Digitized by Google

Das zweyte Mittel, wodurch ſolche Staaten groß und mächtig werden, iſt eine freye Verfaſſung. Da in einem Handelsſtaate Reichthum und Gewerbe eigentlich der erſte Grund der Macht und des Anſehens iſt; ſo kann darin eine große Rangordnung und privilegirte Standeserhebung nicht lange beſtehen. Die erſten Bürger, welche ſie konſtituiren, fühlen ſich ſchon an und für ſich ſelbſt einander gleich. Ihre Beſchäftigungen erhalten dieſe Gleichheit. Eroberung durch Waffen und kriegeriſche Talente werden nicht ſo bey ihnen geſchätzt, als der Erwerb durch Handel und Kolonien. Der friedliche Bürgermeiſter im Rath und in der Gemeinde iſt ihrem Zuſtande angemeſſener, als der gebietende König oder Fürſt mit einem kriegeriſchen Adel umgeben. Man wird daher finden, daß die meiſten Handelsſtaaten ſich eine republikaniſche Verfaſſung gegeben haben.

Das dritte Mittel, welches Handelsſtaaten im Anſehen erhält, iſt eine gute Seemacht. Der Handel ſelbſt führt ſie ſchon auf Verbeſſerung der Schifffahrt und des Seeweſens. Sie haben unter den Völkern jederzeit die beſten Schiffe und Schiffsleute gehabt. Da aber bey ihnen die Seemacht dem Handel dient, ſo konnte ſich unter ihnen auch nie der Geiſt der Monarchie bilden, welcher bey anderen Nationen unumſchränkt iſt. Sie waren daher im Kriege immer geſchützt, im Frieden nie unterdrückt. Der Matroſe, welcher im erſten Falle den Winken des Admirals folgen mußte, hing im letztern von den Kaufleuten ab, ſo ihn beſoldeten.

Bey allen dieſen Vortheilen iſt aber die Exiſtenz und der Wohlſtand eines Handelsſtaates noch immer prekär, wenn er gegen mächtige Landnachbarn nicht geſichert iſt. Er kann die Inſeln aller Welttheile beherrſchen, und doch in Gefahr ſtehen, in ſeinem eignen Mutterlande

überwältigt zu werden. Das ſahen wir an Tyrus, Karthago, Venedig und Holland. Um dieſes Unglück zu verhüten, ſind zwey Mittel nöthig. Er muß ſich erſtlich vor Zwietracht im Innern hüten, und zweytens durch kluge Verbindungen mit auswärtigen Mächten ſtärken.

Nirgends findet man den Partheygeiſt öfter und zerſtörender als in Republiken; ja, nach Machiavell, iſt derſelbe ſogar zur Erhaltung der Freyheit nöthig. Er ſchadet auch nie, wenn er nicht von auswärtigen Mächten unterſtützt und benutzt wird. Wenn alſo in einer Handlungsrepublik Zwietracht unter den Bürgern entſteht, ſo darf ſie nur ſo lange gähren, als kein auswärtiger Krieg droht; ſobald aber ein Nachbar ſich dadurch in die Händel einmiſchen, und den Staat zu Grunde richten will, muß ſo viel Vaterlandsliebe und Klugheit unter den Bürgern herrſchen, daß ſelbe allen Privathaß zu unterdrücken fähig iſt. Von ſolchen Fällen haben wir die auffallendſten Beyſpiele in unſern Zeiten erlebt. Der Streit, welcher in Holland die Oranier und Patrioten theilte, machte es Preußen und Frankreich möglich, die Republik zu überwältigen. Dagegen konnte es dem franzöſiſchen Gouvernement noch nie gelingen, England durch Partheygeiſt zu Grunde zu richten. Wüthend und fürchterlich waren öfter die bürgerlichen Kriege, welche dieſe Inſel entzweyten; aber aller wechſelſeitige Haß wurde ſogleich unwirkſam, wenn ein auswärtiger Feind drohte.

Bey gefährlichen Kriegen und ſonſtigen Unfällen iſt es den Handelsſtaaten noch beſonders nöthig, ſich durch auswärtige mächtige Bündniſſe zu ſichern. Sie liegen nicht alle, wie England, mitten im Meere geſchützt, und haben auch nicht deſſen Hülfsquellen und Verfaſſung; die

meiſten waren und ſind von mächtigen Nachbarn umgeben, und ſelten hat man bey ihnen ſolche Armeen und Generäle gefunden, welche den zweyten Puniſchen Krieg verherrlichten. Sie müſſen ſich ihre Truppen von fremden Völkern erkaufen, und große Feldherren werden ihnen ſelbſt gefährlich. Wer weiß, was Hannibal mit Karthago angefangen hätte, wenn ihm ſeine Siege geglückt wären? Die Truppen der Handelsſtaaten ſind jederzeit ohne militäriſchen Geiſt, ihre Armeen ohne großen Siegsruhm geblieben. Sie können nur auf der See oder durch Subſidien mit Vortheil wirken.

Indeſſen hat es ihnen nie an Hülfe gefehlt, wenn ſie ihre Mittel zu benutzen wußten. Was ihnen an eigner Landmacht abgeht, müſſen ſie durch mächtige Bündniſſe und Hülfstruppen erſetzen. Wenn alſo ein Handelsſtaat auf dem feſten Lande von einem oder mehreren gefährlichen Nachbarn angegriffen wird, bleiben ihm folgende zwey Mittel zur Rettung übrig. Er muß entweder mit einer anderen Macht in Bündniſſe treten, welche den Feind im Zaume zu halten im Stande iſt, und ſelbe, da es ihm ſelbſt an hinlänglichen Truppen fehlt, mit Geld unterſtützen. So machten es die Engländer und Holländer in ihren Kriegen mit Frankreich. Sie ſchlugen mit deutſchen, ungariſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Heeren. Oder er muß ſelbſt Uneinigkeit unter die Feinde bringen, welche ihn angreifen und ſie trennen; ſo agirten die Venetianer gegen die Ligue von Cambrai. Beyde Beyſpiele werden ewige Vorbilder für handelnde Staaten bleiben. Hätte Karthago dem Rathe Hannibals gefolgt, oder wären die griechiſchen Staaten auf Roms Größe aufmerkſam geweſen; der zweyte Puniſche Krieg würde gewiß noch nicht die Eroberung der alten Welt beſiegelt haben.

Digitized by Google

Ueberhaupt iſt es aber viel ſchwerer und ſchlüpfriger, einen See- und Handelsſtaat, als eine Landmacht zu gründen und zu unterhalten. Jener Wohlſtand hängt von ſo vielen Kleinigkeiten und Zufällen ab, und iſt auf ein ſo künſtliches Gerüſte gegründet, daß öfters die fähigſten Staatsleute ſeinen Untergang nicht aufhalten können. Die Unſicherheit der Reichthümer, die Entfernung der Hülfsquellen, die Konkurrenz der anderen Staaten ziehen, öfters auch ohne ſein Verſchulden, die nachtheiligſten Verhältniſſe herbey. Wie viele Handelsſtaaten ſind zu Grunde gegangen, ohne daß die Induſtrie ihrer Bürger oder die Klugheit ihrer Regierungen nachgelaſſen hätte!

Ganz anders verhalten ſich aber die Sachen mit Staaten, deren Wohlſtand auf guten Boden und eine tüchtige Landmacht gegründet iſt. Bey ihnen dürfen mehrere ſchlechte Regierungen und nachtheilige Kriege vorüber gehen, ohne daß ihre Kräfte nachlaſſen. Die auffallendſten Beyſpiele davon ſieht man an Frankreich und Oeſterreich. Wo ſind ſolche Verſchwendungen und zerſtörende Revolutionen vorgenommen, als im erſtern, wo ſo anhaltend unglückliche Kriege geführt worden, als im letztern Reiche? und doch ſtehen beyde Staaten noch groß und gefürchtet da, als wären ſie erſt jetzt zum höchſten Gráde ihres Wohlſtandes geſtiegen. Bey ſolchen Staaten darf nur ein großer Geiſt die ſchlafenden Kräfte wieder in Gang bringen, und der Rieſe erwacht. Es iſt daher mehr zu verwundern, wie ſie ſo lange ohne Gefahr als ohne Macht geblieben ſind. Alſo ſolche Reiche zu einem hohen Grade von Wohlſtand zu erheben, iſt eben nicht ſo ſchwer und gefährlich; aber Staaten von minderm Gehalte entweder zu ſchaffen oder zu erwecken, iſt immer als das Werk eines großen Regenten angeſehen worden.

Digitized by Google

Wir wollen daher aus der Geſchichte ſolche Beyſpiele anführen, welche vorzüglich hierin als Muſter gelten können.

Ich will jetzt nicht viel in das tiefe und fabelhafte Alterthum dringen, und da ohne Zuverſicht erzählen, wie Necho Aegypten, Cyrus Perſien und Dejoces Medien erhob. Ich werde nur ſolche Thatſachen anführen, welche von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern erzählt, oder wovon wir ſelbſt Augenzeugen waren.

Der Wohlſtand der Staaten, welche auf eine Landmacht gegründet ſind, wird entweder gleich bey ihrer Bildung, oder durch den Lauf der Zeiten und die Lage der Umſtände befördert. Von ersterem haben wir Beyſpiele an Mazedonien und Rußland und vom anderen an Pontus und Preußen: denn obwohl beyde erſtere Staaten ſchon lange vor Philipp und Peter beſtunden, ſo kann man die Epoche ihrer wahren Bildung doch nur von dieſen zwey großen Regenten her datiren. Sie fanden zwar rohe und barbariſche, aber tapfere und zu allen Künſten aufgelegte Völker vor ſich. Dieſen gaben ſie die Kultur ihrer Nachbarn, und dadurch ſtiegen ihre Reiche in kurzer Zeit zu einem ſo hohen Grade von Macht, daß ſie allen ihren Feinden fürchterlich, ja gefährlich wurden. Sie verbanden nämlich die rohe Stärke der Barbarey mit der Feinheit gebildeter Völker; und da ihnen das Glück ſchon entnervte Nachbarn an die Seite ſetzte, ſo konnte es nicht fehlen, ſich in der größten Macht zu zeigen.

Viel verwickelter war die Lage in Pontus und Preußen. Zu der Zeit, als Mithridat den Thron des erſten Reichs beſtieg, war die Herrſchaft der Römer ſchon auf den höchſten Punkt geſtiegen. Italien hatten ſie bereits ſich unterwürfig gemacht. Karthago lag zerſtört. Hannibal war von ſeinen Freunden verrathen,

Griechenland getäuſcht und unterdrückt, die Könige von Mazedonien und Syrien nur noch im Schatten vorhanden, die aſiatiſchen Reiche eine Erbſchaft oder Beute der glücklichen Eroberer. Mitten unter ſolchen Gefahren erhob ſich Mithridat, und wollte ſich und der Welt wieder Würde und Freyheit geben. „Ganz Aſien, ſagte er, erwartet mich als ſeinen Erretter, ſo ſehr haben ſich die Römer durch ihre Ungerechtigkeiten und Unterdrükkungen den Haß der Völker zugezogen.“

Erſt übte er ſeine wenigen Truppen an ſchwächern Nachbarn, dann wagte er ſich an den Koloß der römiſchen Republik ſelbſt. Hier ſchlug er den Nicomedes in Bythynien, dort zwang er den Tigranes, den Ariobazes zu bekriegen, welche der Römer Bundesgenoſſen waren; in kurzem eroberte er Phrygien, Myſien, Karien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien, faſt alle Provinzen in Aſien, und ließ die römiſchen Bürger erwürgen. Er ſetzte hierauf über das Meer, nahm Tracien, Griechenland, Mazedonien und Athen hinweg. Die durch die bürgerlichen Kriege in Rom proſcribirten Bürger liefen ihm haufenweiſe zu und dienten ihm ſowohl in ſeinen Armeen als in Rathſchlägen. Er faßte den Gedanken, wie weiland Hannibal, Rom ſelbſt in Italien zu zernichten. Die größten Feldherren der Republik, Sulla, Lucullus, Pompejus, verſuchten ihr Glück an ihm. Dreymal wurde er zurückgeſchlagen; dreymal ſtund er mit neuen Kräften da. Nur durch ſeine eigne Familie und Hände konnte er zu Grunde gerichtet werden. Nachdem er, wie die Geſchichte ſagt, ſich mehrmalen vergiftet und wieder entgiftet hatte, ſtarb er als der fürchterlichſte und letzte Feind der Römer.

Das andere Beyſpiel, wie ein kluger Regent einen ſonſt unbeträchtlichen Staat groß und fürchterlich gemacht

habe, ſahen wir in unſern Tagen an Friedrich II. Freylich hatte ſchon der große Kurfürſt den Grund zu Preußens Größe gelegt; und Friedrich Wilhelm dem Staate einen beträchtlichen Schatz and eine geübte Armee hinterlaſſen; allein Friedrich II. kann doch vorzüglich als der wahre Schöpfer des jetzigen preußiſchen Königreichs angeſehen werden.

Von einem rauhen Vater lange verfolgt und faſt gänzlich den Muſen ergeben, beſtieg er einen Thron, welcher erſt kürzlich errichtet, keiner der erſten in Europa war. Glückliche Konſtellationen und der öſterreichiſche Succeſſionskrieg gaben ihm ſogleich Gelegenheit, ſeine Staats- und Feldherrnkenntniſſe der Welt zu zeigen. Er ſchlug die Oeſterreicher und nahm Schleſien in Beſitz. Der zweyte Krieg, ſo er führte, war eine Folge des erſtern. Er vermehrte dadurch, zwar nicht ſein Gebieth, aber ſeine Armee und ihren Ruhm. Im dritten Kriege erſcheint er auf der höchſten Stufe militäriſchen Glanzes. Die Heere von ganz Europa zogen gegen ſeinen Staat, der vor kurzem noch ein unbeträchtliches Kurthum war. Hier fing er die Sachſen, indem er die Oeſterreicher ſchlug. Dort flog er mit dem Ueberreſte bey Kollin und Breßlau, von dem Siege über die Franzoſen bey Roßbach zu dem Siege über die Kaiſerlichen bey Leuthen. Durch die blutigen Schlachten bey Kunersdorf und Hochkirchen geengt, zog er ſich bey Liegniz und Bunzelwiz ſiegreich aus dem Gedränge ſeiner Feinde. Den Krieg endigte er, mit Ruhm und Lorbeern bedeckt, glücklich und groß an den Tagen bey Torgau und Freyberg. Es wird in der Geſchichte ſelten ein Beyſpiel gefunden werden, wo ein Fürſt oder Feldherr mit ſo wenig Mittel ſich gegen ſo mächtige Feinde erhalten hat. Noch größer erſcheint er im Frieden.

Nachdem er ſein Reich und deſſen Bevölkerung um die Hälfte vermehrt, bald dem Ackerbau neue Hülfsquellen, der Induſtrie Leben, dem Staate Geſetze, den Künſten und Wiſſenſchaften Tempel gegeben hatte; ſtellte er ſich als den Schutzengel aller gedrückten Staaten und Völker auf. Er ſchloß den Fürſtenbund zur Erhaltung des deutſchen Reichs; er verſprach den Polen ſeinen Schutz und eine beſſere Verfaſſung; in Holland gab er den Partheyen Ruhe, in der Türkey dem Kriege Grenzen, und den Geſetzen aller Länder eine kräftige Stütze.

Wir haben in unſern Zeiten zwey außerordentliche Menſchen auf dem Throne geſehen. Einen König, welcher ſich mit dem unbedeutendſten Reiche Europens zum Schiedsrichter der Welt, und einen Kaiſer, welcher ſich von dem Stande eines gemeinen Bürgers zum Throne des erſten Reichs der Chriſtenheit aufſchwang. Es wird daher oft diſputirt, welcher von beyden wohl die größten Thaten verrichtet habe? Die Entſcheidung einer ſolchen Frage ſollte man aber billig der Nachkommenſchaft überlaſſen; denn jetzt iſt jeder noch zu viel von Vorurtheilen befangen, als daß er richtig urtheilen könnte.

Gegenwärtige Geſchichtſchreiber können nur die Thatſachen richtig zuſammenſtellen, welche unſern Nachkömmlingen das Urtheil erleichtern werden. Indeſſen glaube ich aber doch, daß man bey einer ſolchen Vergleichung vorzüglich auf folgende Umſtände und Eigenheiten Rückſicht nehmen müſſe.

Friedrich übernahm beym Antritt ſeiner Regierung einen zwar ſehr unbedeutenden, aber mit Klugheit und Ordnung regierten Staat. Er hatte von ſeinem Vater Schätze, eine an Zucht gewöhnte Armee und die unwiderſprechlichſten Rechte zum Throne geerbt. Napoleon erhielt das Zepter eines großen Reichs mit einer ſchon an

Siege gewöhnten Nation. Allein er mußte Anarchie, Faktionen, Verſchwörungen, Geburts- und Revolutions-vorurtheile bekämpfen, ehe es ihm gelingen konnte, nur Konſul zu werden. Friedrich hatte im ſiebenjährigen Kriege gegen ganz Europa und mit nicht gar großen Hülfsquellen zu kämpfen. Auch Napoleon fand beym Antritt ſeiner Feldherrnſtelle noch den größten Theil von Europa gegen Frankreich verbunden; allein welche Mittel an Reichthum und Bevölkerung ſtunden ihm zu Gebot? und wenn auch ein Theil der franzöſiſchen Armee geſchlagen war, rückte der andere deſto ſiegreicher vor. Friedrich gab ſeinem Lande Induſtrie, Geſetze, Wohlſtand, Bevölkerung und die unbeſchränkteſte Freyheit im Denken und Schreiben. Auch Napoleon zeichnete ſich durch ähnliche Wohlthaten aus, obwohl er einen koſtſpieligen Krieg zu führen und die Laufbahn ſeiner Regierung noch nicht geendigt hatte. Dabey mußte er aber auf den Rückfall der Revolution, auf tägliche Verſchwörungen, auf religiöſe und politiſche Vorurtheile gefaßt ſeyn, und daher mit der äußerſten Behutſamkeit verfahren. Friedrich ſtellte ſich am Ende ſeiner mit Lorbeern geſchmückten Regierung als den Schützer der gedrückten Staaten, und den Gleichgewichtshalter von Europa auf. Auch Napoleon erklärt fernere Eroberungen als nicht statthaft, und bietet nach Siegen den Frieden an. Er will bey der Macht ſeines Reichs und bey der Ehrbegierde ſeines Volks, den kleinern Staaten Recht und Unabhängigkeit, den größern Gleichgewicht geben.

Aus der Zuſammenſtellung nur einiger Umſtände der Regierungen beyder großen Männer erhellet ſchon, daß die Vergleichung nicht ſo leicht zu machen ſey. Friedrich kam nie in die Stürme einer alles zerſchmetternden Revolution, und war ſelbſt nach den

Schlachten von Kollin und Hochkirchen noch immer König der Preußen; dagegen mußte Napoleon auch nach den herrlichſten Siegen immer neue Revolutionen von Innen und neue Koalitionen von Außen befürchten. Die Vortheile Friedrichs waren ein geordnetes Reich und unbeſtrittene Rechte zur Krone. Die Vortheile Napoleons ein mächtiges ſiegreiches Volk, was Ruhe und Frieden bedarf. Die Nachtheile Friedrichs waren ein kleiner unbeträchtlicher Staat von den größten Mächten Europens angefochten; die Nachtheile Napoleons eine anarchiſche Republik mit allen Gefahren und Greueln der Revolution umgeben. Nie waren beyde große Männer auf dem nämlichen Wege, nie in einer ähnlichen Lage. Beyde ſtehen zwar gleich groß als Feldherren, Staatsmänner und Regenten im Buche der Geſchichte angeſchrieben; aber durch verſchiedene Umſtände. Nach meinem Urtheile hat ſich Friedrich mehr durch Bekämpfung der äußern, Napoleon der innern Hinderniſſe die Unſterblichkeit erworben. Deßwegen ſcheint Erſterer auch mehr die Regierung Guſtav Adolphs, Letzterer jene Karls des Großen ſich zum Muſter gewählt zu haben.

Im gegenwärtigen Kriege ſehen wir zwey Staaten und Nationen auf dem höchſten Grade der Macht, und beyde durch kluge Regierungen geleitet. Des Einen Wohlſtand gründet ſich auf die Land=, des Anderen auf die Seemacht. Seit dem großen Kampfe zwiſchen Rom und Karthago haben wir kein ähnliches Beyſpiel in der Geſchichte. Frankreich ſteht da als ein unerſchütterlicher Landkoloß, durch einen reichen Ackerbau, eine ſiegende Armee und eine kluge Regierung ſtark. England ſchwimmt auf dem Meere, als ein allen Elementen trotzender Seekoloß; ſeine Schiffe bedecken die Gewäſſer, ſeine Kolonien die Inſeln, ſeine Reichthümer bewegen

Digitized by Google

alle Hände. Frankreich iſt unerſchöpflich durch ſeine Länder und Bevölkerung; England durch ſeinen Handel. Beyde Nationen können noch lange Krieg führen, ehe eine oder die andere gänzlich unterliegt; und wer wollte ihnen jetzt einen gebotenen Frieden aufdringen? Die Landmächte haben während dem letzten Kriege alles gethan, um das Gleichgewicht zu verrücken, was zwiſchen beyden die Waage hielt. Jetzt ſcheinen ſie es durch Vermittelung wieder herſtellen zu wollen; allein es iſt immer gefährlich für die Ruhe der neutralen Mächte, wenn ſie den Frieden von der Erſchöpfung der kriegführenden erwarten ſollen.

Wir haben bisher nur von ſolchen Reichen und Republiken geredet, welche vermöge ihrer Größe oder ihres natürlichen Standpunktes zu irgend einem hohen Grade von Macht und Anſehen zu ſteigen fähig waren oder ſind; allein die Geſchichte liefert uns auch Beyſpiele, daß öfters untergeordnete und ſehr unbedeutende Staaten ſich ein großes Gewicht zu verſchaffen wußten, wenn große Regenten an ihrer Spitze ſtunden. Denn nicht gerade innerer Gehalt und reelle Macht giebt Würde und Anſehen, ſondern öfters eine kluge Benutzung der Umſtände. Als die zwey mächtigen Republiken, Athen und Sparta in Griechenland, und Rom und Karthago in Italien, um die Herrſchaft der Welt ſtritten, ſtellte ſich, zwar nur eine Zeitlang, aber doch kräftig und ehrwürdig, zwiſchen erſtere Theben, zwiſchen letztere Syrakuſa, und geboten Gleichgewicht. Epaminondas wußte den Thebanern durch alle Künſte eines Feldherrn, Hiero dem kleinen Syrakuſa durch jene eines klugen Staatsmannes das Anſehen zu geben, was die kriegführenden Koloſſen im Zaume hielt. Daher ſagt auch Polybius ſo richtig von dem letztern: „Da dieſer König die Folgen des

Kriegs, welcher von beyden mächtigen Republiken gegeneinander geführt wurde, wohl abſahe, unterſtützte er bald die eine, bald die andere, indem er überzeugt war, daß er dadurch ſowohl ſeine Macht auf Sizilien, als auch das Gleichgewicht und die Freundſchaft beyder Staaten erhalten würde; und darin hat er ſehr klug gehandelt, weil es auf dieſe Art nicht mehr von der Willkühr der Uebermächtigen abhing, von ihm ohne Widerſtand alles fordern zu können. Dergleichen Grundſätze der Politik ſind nie zu verachten; denn man muß niemal einem eine ſolche Uebermacht geſtatten, daß man auch bey der gerechteſten Sache nicht mehr mit ihm zu rechten im Stande iſt. Gegen die Griechen aber betrug er ſich ſo, daß er, obwohl er ihre Kronen nachſuchte, doch nie ſeinen guten Namen verlor. Unter allen Regenten ſcheint mir aber jener der größeſte ſeyn, welcher ſowohl in öffentlichen als Privatſachen am längſten die Früchte ſeiner Klugheit genießt.“

Von ſolchen glänzenden Erhebungen kleiner Staaten kann ich ſelbſt aus der Geſchichte des Landes Beyſpiele angeben, dem ich ſo lange durch Geburt und Dienſte angehört habe. Wenn kriegeriſche oder weltliche Regierungen öfters in einem großen politiſchen Charakter erſcheinen, ſo kann man dieſes dem Geiſte derſelben ſelbſt zuſchreiben. Wenn aber ein kleiner geiſtlicher Staat in der Geſchichte Epoche macht, ſo wird man die Klugheit ſeiner Regenten bewundern müſſen. Ich habe ſchon in dem funfzigſten Kapitel dieſer Schrift gezeigt, wie der große Kurfürſt von Maynz, Johann Philipp, ſich zwiſchen die zwey mächtigen Partheyen der proteſtantiſch-franzöſiſchen und katholiſch-öſterreichiſchen Staaten geſtellt, und von beyden verehrt, das Gleichgewicht Europens gehalten habe. Auch in meinen Zeiten

Digitized by Google

habe ich es erlebt und geſehen, daß die größten Mächte und Regenten Europens, Friedrich und Joſeph, Katharina und die Bourbonen, Georg und Napoleon, die Kurfürſten Erzkanzler ſuchten und ehrten. Ein kleiner Fürſt oder Staat muß eben dadurch ſeine natürliche Abhängigkeit decken, daß er ſich zwiſchen Mächtige in die Mitte ſtellt, und ohne von ihnen unterdrückt zu werden, unter ihnen die Waage hält.

Auch in der Geſchichte einzelner Städte finden wir Beyſpiele kluger Verwaltungen und großer Unternehmungen. Was Venedig, Florenz, Zürich, Bern, Nürnberg und Augsburg gethan, iſt weltbekannt. Der kluge und entſchloſſene Bürgermeiſter Wullenweber hat die einzige Hanſeſtadt Lübeck allen nordiſchen Mächten fürchterlich gemacht.

Fünfundfunfzigſtes Kapitel.

Der Prinz Eugen.

Absente Imperatore, dubia res erat, apparente victrix.
Sallust.

Nach dem gemeinen Gange der Dinge war die Einigkeit und der Gemeingeiſt der deutſchen Nation durch den weſtphäliſchen Frieden und ſelbſt die Reichsgeſetze aufgelößt. Seit dem dreyßigjährigen Kriege konnte Deutſchland nicht mehr als ein ſelbſtſtändiges Reich angeſehen werden. Die Stände waren beynahe ſouveräne Fürſten und Staaten geworden, die kaiſerliche Würde ohne Anſehen und Kraft, und die Deutſchen ſelbſt, die ärgſten Feinde

gegen einander. Jede auswärtige Macht konnte ſicher ſeyn, einen Anhang ſelbſt in der Mitte von Deutſchland zu haben. Weder der Kaiſer noch die Reichsgerichte, weder Reichstag noch die Kontigente waren im Stande, die Kraft von Innen oder nach Außen herzuſtellen; aber ein großer Feldherr konnte es, und dieſes zeigte der Prinz Eugen von Savoyen. Zuerſt verſchaffte er durch ſeine Siege der kaiſerlichen Würde Anſehen, der öſterreichiſchen Armee Reſpekt. Dann wußte er beyde Religionspartheyen dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er ſie beyde vom Wiener Hofe mit Gnaden überhäufen ließ, und die Fürſten ohne Rückſicht ihrer Glaubensbekenntniſſe mit Ehre und Ruhm belohnte; und endlich gewann er die mächtigern Stände dadurch, daß er, ohne das Intereſſe ſeines Hofes zu vergeſſen, jedem beſondere Vortheile durch einen glücklich geführten Krieg verſprach. Durch ſolche Mittel ſtiftete er die große Aſſociation, welche ganz Deutſchland unter ſeine Leitung brachte.

Sobald dieſer große Bund genehmigt und geſchloſſen war, konnte er ſchon faſt unumſchränkt über Deutſchlands Kräfte gebieten. Er ließ die Beyträge und Kontingente pünktlich einliefern, er bildete die Reichstruppen den ſeinigen gleich, und führte ſie beſtändig zu Siegen an. Er führte ſelbſt bey der Reichsarmee eine ſolche Pünktlichkeit und Subordination ein, daß das geringſte Vergehen der Generäle ſogleich mit dem Tode beſtraft wurde, und endlich wußte er das ſeither im Innern glimmende Feuer gegen Außen zu richten, wodurch ein gewiſſer Nationalſtolz und Gemeingeiſt geweckt wurde. So ſahe man nach langen Bürgerkriegen und Demüthigungen aller Art wieder einmal in Deutſchland ein Volk, eine Armee, ein Reich, und die Kaiſer Leopold oder Karl, ſonſt ſchwache, unkriegeriſche Fürſten, mehr geehrt und

Digitized by Google

gefürchtet, als Karl V. mit einer halben Welt, und Joſeph II. mit dem Beyfalle des Zeitalters.

In unſern Tagen hatte Oeſterreich ähnliche Verſuche, die deutſche Nation zu vereinigen, gemacht; aber ohne großen Erfolg. Nur einem Napoleon gelang ein ſolches Unternehmen ſelbſt gegen die alte Konſtitution: allein er vereinigte auch in ſich die Kühnheit Wallenſteins mit der Gewandheit des Prinzen Eugen.

Sechsundfunfzigſtes Kapitel.

Das politiſche Teſtament des Prinzen Eugen *).

Sie fragen mich, was ich von der ſo ſehr geprieſenen pragmatiſchen Sanktion halte? Ich will Ew. aufrichtig das darüber ſagen, was ich Sr. Majeſtät, dem Kaiſer, ſelbſt darüber ſagte, damit Sie mir nach meinem Tode noch das Zeugniß geben können, daß ich für den Glanz des Kaiſers und der öſterreichiſchen Monarchie eben ſo in meinem Leben als nach demſelben thätig und beſorgt war, und immer die ächten Maximen angegeben habe, wodurch dieſer mächtige Staat nicht nur erhalten, ſondern auch verſtärkt werden könne.

Als Queſtenberg den großen Wallenſtein fragte: wie der Kaiſer Ferdinand ſich wohl aus dem Gedränge helfen könnte, worin ihn ſowohl ſeine Feinde als Freunde gebracht hatten? antwortete er: wenn der Kaiſer 60,000 Mann hält, koſten ſie ihn weniger, als wenn er nur deren 30,000 hat; und ich antwortete dem Kaiſer auf die Frage: was ich von der pragmatiſchen Sanktion hielte? Wenn Euer Majeſtät

*) Auszug eines Briefs.

dieſelbe von 100,000 Mann garantiren laſſen, wird ſie eher reſpektirt werden, als wenn ſie von allen Mächten Europens genehmigt iſt. Hier haben Sie kurz meine Meynung. Der Erfolg wird lehren, ob ich recht gerathen habe.

Ew. glauben, daß die vielförmige Verfaſſung der öſterreichiſchen Staaten nebſt dem Mangel an Kultur derſelben, die Haupturſache der Nachtheile ſowohl ſeiner äußern als innern Verwaltung ſey. Sie mögen in Manchem Recht haben; indeſſen ſcheint mir dieſes doch nicht das erſte Gebrechen zu ſeyn. Ich will Ew. daher ebenfalls das angeben, was ich dem Hauſe Oeſterreich für nachtheilig, und was ich für vortheilhaft halte. Ich werde in Kürze ihnen über alle Zweige der Staatsverwaltung meine Meynung ſagen, wie ich ſie ſchon oft und ausführlich ſowohl dem Kaiſer ſelbſt, als dem Hofkriegs- und Staatsrathe mündlich oder ſchriftlich vorgelegt habe.

Vor Allem wollen wir den natürlichen Zuſtand der öſterreichiſchen Länder und die Finanzen betrachten, denn dieſe ſind der nervus rerum gerendarum. Die öſterreichiſchen Provinzen bringen alles das hervor, was ein Staat ſowohl zu ſeinem innern Wohlſtande, als zu ſeiner Vertheidigung braucht. Sie haben Ueberfluß an allen Arten von Getraide und Vieh, an edlen und anderen Metallen, und ſelbſt an jenen Produkten, welche zur Luſt und zum Vergnügen dienen. Die Menſchen derſelben ſind gutmüthige, folgſame, tapfere, fleißige und zu aller Art von Krieg geſchickte Subjekte. Die Oeſterreicher, Böhmen und Deutſchen ſind gute Fußgänger; der Ungar ein von der Natur gebildeter Reuter; der Tyroler ein geübter Scharfſchütze; der Kroate und Gränitzer taugt zu den leichten Truppen; und der Italiener

zum Genieweſen. Einem ſolchen Lande fehlt nichts als eine kluge Benutzung und Bearbeitung ſeiner Schätze, um es zum mächtigſten Staate von Europa zu erheben. Wenn man aber, wie z. B. in Ungarn, noch das Korn von dem Viehe austreten läßt, den Handel und die Gewerbe mit Ketten belegt, und nach einem glücklich oder unglücklich geendeten Kriege ſogleich wieder die Truppen entläßt; ſo kann da weder Aufkommen noch Gedeihen ſeyn.

Das Finanzweſen iſt in einem eben ſo traurigen Zuſtande. Die Abgaben werden nicht gleich gehoben, ſchlecht und verſchwenderiſch verwaltet, und öfters auf Sachen und Subjekte verwendet, welche dem Staate eher ſchädlich als nützlich ſind. Wie viele unwürdige Subjekte ziehen große Penſionen, indeſſen manche verdiente Offiziere und Staatsleute darben müſſen! Die öſterreichiſche Monarchie könnte ihre jährlichen Einkünfte auf 100 Millionen Gulden bringen *), und dadurch eine ſolche Armee auf den Beinen halten, daß ſie die erſte Macht Europens wäre.

Die kaiſerlichen Armeen ſind aus dem Kerne von tapfern und tauglichen Truppen zuſammengeſetzt. Die unter mir fechtenden Offiziere und Soldaten haben gezeigt, daß ſie zu allen militäriſchen Operationen geſchickt ſeyen; was könnten ſie erſt thun, wenn ſie auch im Frieden beſtändig geübt, auf einem marſchfertigen Fuße gehalten, und von gebildeten Offizieren angeführt würden? Es ſey fern von mir, das Offizierkorps, was ſich in den jüngſten Kriegen ſo brav auszeichnete, zu beſchuldigen, allein ein Jeder muß mir doch die Gerech-

*) Man muß bedenken, daß dieſer Brief ſchon bereits hundert Jahre geſchrieben iſt.

Digitized by Google

tigkeit wiederfahren laſſen, daß ich es größtentheils erſt bildete. —

Das Haupthinderniß des öſterreichiſchen Kriegsweſens war bisher die üble Organiſation des Hofkriegsraths. Nicht nur die Bildung einer ordentlichen Armee, ſelbſt die erſten Generäle und ſiegreichſten Feldzüge wurden dadurch aufgehalten; wovon die Behandlung des großen Wallenſtein und meine eigne Beweiſe ſind. Als ich endlich Präſident davon wurde, beſtand er zum Theil aus neidiſchen Menſchen, deren Eiferſucht alle meine vorigen Operationen zu tadeln wußte; oder aus überklugen Theoretikern, welche, obwohl ſie nicht einmal ein Detachement anführen konnten, doch alles beſſer wiſſen wollten; oder aus Günſtlingen, die ſich auf irgend eine Art hinauf geſchwungen hatten. Wenn der kaiſerliche Hof es daher nicht zur Sitte macht, daß entweder der Regent ſelbſt oder doch der würdigſte General die Direktion davon erhält; ſo werden auch die glücklichſtvollendeten Feldzüge immer ohne Frucht bleiben *).

Aus der nämlichen Urſache ſollte der erſte General, wo nicht erſter Miniſter, doch immer zweyter Staatsrath in auswärtigen Geſchäften ſeyn. Die diplomatiſchen Taſchenſpielereyen ſind bald erlernt, und der General müßte doch wahrhaftig ein Dummkopf ſeyn, welcher nicht aus den vielen Berichten der auswärtigen Geſandten und Staatsſekretären einen gehörigen Schluß faſſen könnte. Ich habe an der Spitze meiner Armee ſowohl im Haag als zu Raſtadt negotiirt, ohne daß es für den Kaiſer nachtheilig geweſen wäre. Auch kann ein General am beſten über die auswärtigen Verhältniſſe eines Staats urtheilen, weil er deſſen Stärke und Schwäche kennen muß.

*) Dieß iſt jetzt unter dem Helden Karl geändert.

Digitized by Google

Die Hauptmacht, worauf Oeſterreich ſeit der Regierung Karls V. und bey gegenwärtiger Lage Rückſicht nehmen muß, iſt Frankreich; denn durch dieſe wird es zu gleicher Zeit von den Türken und einem großen Theile der italieniſchen und deutſchen Fürſten im Schach gehalten. Die Geſchichte hat gelehrt, daß Oeſterreich faſt in einem jeden Kriege, den es mit Frankreich führte, am Ende zu kurz gekommen ſey. Durch dieſe Kriege hat es ſeine Schätze und Völker geopfert, ganze Königreiche und reiche Provinzen eingebüßt, und die Zukunft läßt auch ein Gleiches befürchten. Es iſt daher glaublich, daß dieſes Unglück nicht ſowohl in der übeln Leitung der Geſchäfte, als in dem mißlichen Verhältniſſe, worin Oeſterreich gegen Frankreich ſteht, ſelbſt ſeine Urſache habe.

Der Hauptvortheil, welchen Frankreich vor Oeſterreich voraus hat, iſt ſeine zum Kriege ſo vortheilhafte Lage von Innen und von Außen. Jenes Reich iſt ein ganz geründeter, unter einer gleichförmigen und ſtrengen Monarchie gehorchender, von einem Gemeingeiſte belebter, und auf allen Seiten durch Gebirge, Meere, Flüſſe und Feſtungen gedeckter Staat; da im Gegentheile Oeſterreich als ein aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetztes, durch verſchiedene Geſetze regiertes, und von gefährlichen Feinden umgebenes Land allen Angriffen offen ſteht. Ich habe den Krieg gegen die ſiegreichen Armeen Ludwigs XIV. gewiß mit Glück und Ruhm geführt; allein wie weit waren wir am Ende gekommen? Wenn wir von Italien aus durch eben ſo beſchwerliche als ehrenvolle Züge und Schlachten bis in die Provence eingedrungen, und darin ſchon von wichtigen Feſtungen Meiſter waren, mußten wir, aus Mangel an Lebensmitteln und gehöriger Unterſtützung mit großer Beſchwerlichkeit und Gefahr uns wieder über die Alpen zurückziehen. Wenn wir von

Schwaben aus über den Rhein geſetzt, und den Elſaß genommen hatten, ſtunden wir in Gefahr, von den Franzoſen, welche ſich in die Vogeſiſchen Schlünde zogen, beunruhigt, und wie es Turrenne dem Montecuculi machte, durch ſchikanenvolle Manövers wieder herausoperirt zu werden. Wenn wir auch ſo glücklich geweſen, und den Elſaß bey Bitſch und Brundrut tournirt hätten; ſo konnten wir durch den Verluſt einer einzigen Schlacht hinter den Vogeſen faſt gänzlich aufgerieben werden.

In den Niederlanden waren unſere Feldzüge noch mißlicher. Die Franzoſen hatten Lothringen und alle Länder von Maynz bis nach Holland überſchwemmt, ehe wir nur Hülfe ſchicken konnten. Und wenn wir auch, mit England, Holland und den deutſchen Fürſten verbunden, ſchon mehrere Schlachten gewonnen hatten; waren wir doch wegen Hinwegnahme der kreuzweiſe und en échiquier angelegten Feſtungen noch nicht weit vorgedrungen. Nach den herrlichſten Siegen, welche Malborough und ich über die Franzoſen davon getragen hatten, konnten wir nicht weiter als bis Landreci kommen, aus Furcht, rechts oder links flankirt zu werden. So viele Vortheile hat Frankreich voraus.

Wir wollen nun die Lage der öſterreichiſchen Staaten dagegen betrachten. Gleich bey der Eröffnung des Feldzugs haben wir den Nachtheil, daß die Franzoſen uns überall zuvorkommen können. In Italien ſind die Länder des ſchwachen und daher nothwendig ſchwankenden Königs von Sardinien bald überſchwemmt; die Feſtungen am Rhein ſcheinen mehr zum Vortheile der Franzoſen als Kaiſerlichen erbaut zu ſeyn; indem ſie ſelbe wegen Mangel an Hülfe und ordentlicher Unterhaltung gleich hinwegnehmen. Lothringen iſt im Frieden ſchon von

ihnen umzingelt; und die Niederlande, ja ſelbſt Holland, ſind gegen ihren erſten Anlauf zu ſchwach. Die Oeſterreicher müſſen alſo gleich Anfangs ſchon ſehr glücklich und durch Bündniſſe in Italien und dem Reiche geſtärkt ſeyn, um ſie wieder über den Rhein und die Alpen zu treiben; dagegen iſt es leicht möglich, daß ſie uns, wenn wir nicht vorſichtig ſind, Mayland hinwegnehmen, bis über die Donau in die öſterreichiſchen Länder dringen, Lothringen und die Niederlande erobern, und durch die Türken und nordiſchen Fürſten uns im Rücken bedrohen.

Das Haus Oeſterreich hat ſchon während dem dreyßigjährigen und dem letztern franzöſiſchen Kriege alle dieſe Nachtheile erfahren, und ich fürchte, daß ſie nach dem Tode Sr. Majeſtät, trotz der pragmatiſchen Sanktion, noch gefährlicher ſeyn werden. Ich habe in meinem letzten Feldzuge am Rhein den Kronprinzen von Preußen kennen lernen, und ſo viele Fähigkeiten, Ruhm- und Wißbegierde in dieſem jungen Fürſten entdeckt, daß ich von ihm, wie Sulla vom Cäſar, vorherſagen wollte: Plures inesse domus austriacae hostes.

Dieſer mißlichen Lage kann nur durch die Mittel abgeholfen werden, welche ich Sr. Majeſtät, dem Kaiſer, angab. Er muß nämlich eine tüchtige Armee auf den Beinen halten, und ſeine Verhältniſſe gegen Frankreich ändern. Erſteres liegt in ſeiner Gewalt und der Fülle ſeiner Staaten; und letzteres iſt vielleicht nicht ſo ſchwer zu finden, als man glaubt.

Da Ludwig XIV. ſeinen Geſandten nach dem Haag ſchickte, und den Frieden ſuchte, gab ich dem Kaiſer und ſeinen Alliirten den Rath: die ſpaniſche Monarchie ſammt den dazu gehörigen Niederlanden an den Kurfürſten von Bayern; die ſpaniſchen Staaten in Italien aber an den

Digitized by Google

franzöſiſchen Prätendenten, jetzigen König von Spanien, doch mit der Bedingniß abzutreten, daß erſterer ferner keinen Anſpruch mehr auf Bayern, letzterer auf Frankreich und deren wechſelſeitige Succeſſion machen dürfte. Dagegen ſollte Oeſterreich ſich gegen Deutſchland, Italien und die Türkey arrondiren, und dafür Mayland unter die Venetianer und den König von Sardinien vertheilt werden. Ein gleicher Tauſch mußte für Lothringen Sr. herzoglichen Durchlaucht in Italien geſtattet werden. Durch dieſe Vorſchläge wären alle kritiſchen Berührungspunkte zwiſchen Oeſterreich und Frankreich auf die Seite geſchafft, die öſterreichiſche Monarchie ein feſter gerün-deter Staat, und auf allen Seiten mit natürlichen oder künſtlichen Bollwerken umgeben. Wir wollen nur einen Blick auf dieſe veränderte militäriſche Lage werfen, und wir können ſchon die Vortheile davon überſehen.

Von Italien aus wären auf dieſe Art die öſterreichiſchen Staaten durch die Alpen, den Mincio, die Etſch, und eine Menge Flüſſe und Feſtungen, beſonders Mantua ꝛc., gedeckt. Ein jeder Feind, welcher in der Lombardie vorrücken wollte, könnte durch eine hinter dem Mincio ſtehende Armee aufgehalten, und eine andere, welche durch die Tyroler Päſſe hervorkäme, in den Flanken und dem Rücken genommen werden. In Schwaben und an dem Oberrhein könnte man den vorrückenden Feinden immer das Gleichgewicht halten; und ſollten hier die Kaiſerlichen auch unglücklich ſeyn, ſo hätten ſie hinter der Donau und dem Inn einen feſten Hinterhalt, welcher noch überdieß durch Tyrol flankirt wäre. Von den Polen hätte man nicht viel zu befürchten, und die Eingänge in Böhmen und Schleſien müßten durch Feſtungen geſichert werden. In Ungarn ſchützen die Donau, Gebirge und eine Menge ſtarker Bollwerke gegen alle Anfalle der Türken.

Digitized by Google

Wenn der Kaiſer die Niederlande und italieniſchen Staaten abgiebt, ſo verändert ſich auch nothwendig das politiſche Verhältniß gegen die übrigen Mächte. So lange er dieſe Länder beſitzt, wird er ein natürlicher Feind Frankreichs bleiben, und immer von den Bündniſſen der Seemächte und der deutſchen und italieniſchen Fürſten abhängen. Im entgegengeſetzten Falle aber wird ſich Frankreich ihm nähern, die deutſchen und italieniſchen Fürſten ſeinen Schutz erbitten, und Frankreich die Laſt des Nordens allein tragen müſſen. Oeſterreich iſt dadurch im Frieden gebietend, im Kriege unüberwindlich. Es wird alsdann nicht mehr nöthig haben, ſeine Schätze und Soldaten für das deutſche Reich oder die Inſeln entferuter Welttheile aufzuopfern; es wird überall geſucht, überall geehrt, und überall gefürchtet als die Gleichgewichtshalterin von Europa da ſtehen.

Durch die veränderte Lage der Dinge müßten ſich nothwendig auch die Allianzen ändern. So lange Oeſterreich die Niederlande und italieniſchen Staaten beſitzt, wird es Frankreichs Feind bleiben, und die Bündniſſe der Seemächte ſuchen müſſen; wenn aber die Berührungspunkte beyder Staaten zurückgelegt werden, iſt es ſowohl ſein als Frankreichs Intereſſe, ſich miteinander gegen den Norden zu verbinden. Rußland, was auf der einen Seite Schweden und Preußen, auf der anderen die Türkey im Auge hat, darf Oeſterreichs Allianz nicht verſchmähen; denn nur im Bunde mit Oeſterreich und Frankreich können ihm ſeine Abſichten auf die ottomanniſche Pforte gelingen.

So wenig der Kaiſer auf das deutſche Reich zählen kann, und ſo theuer ihm auch die Kaiſerkrone zu ſtehen kommt; ſo kann ſie doch wenigſtens benutzt werden. Dieſer gothiſche Schmuck iſt ein Talisman, welcher dem

Digitized by Google

Kaiſer immer ein gewiſſes Anſehen und Gewicht giebt. Sie verſchafft ihm im Reiche treue und natürliche Alliirte, und ſetzt ihn in Stand, den größten Theil des Reichs in ſeine Hauskriege zu verwickeln. Vor allem muß Sr. Majeſtät daran gelegen ſeyn, die geiſtlichen Staaten zu erhalten; denn nebſt dem, daß ſie das Uebergewicht auf ſeine Seite lenken können, ſind auch deren Einwohner die treueſten Anhänger des Hauſes Oeſterreich*). In keinen Provinzen Deutſchlands, ſelbſt in den Erblanden nicht, habe ich eine ſolche Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich gefunden, als in den geiſtlichen. Unſere Siege werden darin mit ungeheuchelter Freude gefeyert, und mein Bild, wie jenes eines Heiligen, abgöttiſch verehrt.

Aber auch ſelbſt in dem nördlichen Theile des Reichs erwachſen bey der veränderten Lage der Dinge dem Hauſe Oeſterreich neue Vortheile. Durch die tollen Unternehmungen Karls XII. iſt Schweden ſo geſchwächt, und durch die klugen Anſtalten der Friedrich Wilhelme Brandenburg ſo erhoben worden, daß dadurch Schweden und Sachſen, auf letzteres eiferſüchtig, nothwendig dem kaiſerlichen Hofe zugethan werden. Unſere Geſandten an dieſen Höfen müſſen daher wohl inſtruirt werden, und alles das von ſchwediſchen und ſächſiſchen Räthen oder Gelehrten in Schutz und Sold nehmen, was uns dienen kann. Die Autoren und Skribler dieſer Länder haben einen ſolchen Einfluß auf die Staatsverhandlungen, daß es allerdings vortheilhaft iſt, ſie zu ſeinen Dienſten zu haben.

Ueberhaupt fehlt es dem Hauſe Oeſterreich an ſolchen Köpfen und Gelehrten, welche ſeine Angelegenheiten mit Gründlichkeit zu vertheidigen wüßten. Auch merkt man es ſowohl an der Militar- als Civildienerſchaft, daß

*) Dieſe Verhältniſſe haben ſich nun ganz geändert.

Digitized by Google

ihnen die feine Bildung und Kenntniſſe abgehen, wodurch ſich die Franzoſen, Engländer und proteſtantiſchen Deutſchen auszeichnen. Ich habe daher mehrmalen Sr. Majeſtät angerathen, das Schulweſen zu verbeſſern, und gute Köpfe auszuzeichnen. Der eigentliche Oeſterreicher iſt eben nicht ſo zu den ſchönen Künſten und dem Spiele des Witzes aufgelegt, wie der Italiener und Franzoſe; dagegen taugt er aber für gründliche Wiſſenſchaften. Dem kaiſerlichen Hofe werden immer Sänger und Sängerinnen, Künſtler und Schauſpieler aus Italien zuſtrömen, aber Mathematiker und Oekonomen, Rechtsgelehrte und Staatsleute, Offiziere und Ingenieurs muß er ſich in ſeinen Landen bilden. Ich habe in meinem Teſtamente der öſterreichiſchen Monarchie eine Bibliothek vermacht, worin der Kern jener Bücher und Hülfsmittel zu finden iſt, welche zur Bildung von Offizieren und Staatsleuten, Mathematikern und Naturkundigen ꝛc. taugen. Sie iſt eine Sammlung der beſten alten und neuern Mathematiker, Phyſiker, Geſchichtſchreiber, Politiker, Taktiker und Diplomatiker. Dabey ſind noch die beſten Landkarten, Riſſe, Zeichnungen, ein Kabinet von Naturalien und mechaniſch-phyſikaliſchen Inſtrumenten. Wenn die künftigen Lehrer und Lehrlinge davon den gehörigen Gebrauch zu machen wiſſen, kann es der öſterreichiſchen Monarchie an einer Pflanzſchule unterrichteter Leute nicht fehlen.

Da ich ſo eben von Schulen und Wiſſenſchaften geredet habe, ſo werden mir Ew., wie Sie es ſchon in Ihrem Briefe thaten, einwenden, daß in den öſterreichiſchen Staaten der Aufklärung noch eine Menge Hinderniſſe, beſonders von Seiten der Geiſtlichkeit und der Mönche entgegen ſtehen. Dieſer Einwurf iſt auch nicht ſo ganz ungegründet; allein nebſtdem daß ſich den

Kaiſer und ſein Haus ſtets als den Schutz der katholiſchen Religion anſehen, erfordert es auch die Klugheit, bey dieſem ſo kritiſchen Punkte mit Glimpf zu Werke zu gehen. Viele Geiſtliche, und ſelbſt die Jeſuiten, haben ſich in verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaften ausgezeichnet. Man muß ſie daher eher für die allgemeine Bildung zu gewinnen ſuchen, als ſelbe durch eine unkluge Behandlung in Feinde aller Kultur verwandeln. Italien und Frankreich iſt auch mit Geiſtlichen angefüllt, und doch blühen dort die Künſte und Wiſſenſchaften. Ja ſelbſt die Mönche und Nonnen haben in der Oekonomie, Diplomatik, im Abſchreiben der Alten und bey Hoſpitälern große Dienſte geleiſtet. Ueberhaupt glaube ich, daß in dieſem Punkte bald in allen katholiſchen Ländern eine allgemeine Reformation nothwendig werde, ja ſelbſt die Jeſuiten ſehen es ein, und ſuchen ihre Maßregeln darnach zu nehmen.

Das Juſtizweſen geht in den öſterreichiſchen Staaten ſeinen alten Schlendrian, und wer weiß, iſt das ſo übel nicht; eine zu prompte Juſtiz führt öfters zur Unjuſtiz. Nichts deſtoweniger halte ich darin eine Reform für nöthig. Ein Ausſchuß von gründlichen Rechtsgelehrten und alten Juſtizräthen würde unter einer oberſten Leitung dieß alles leicht verbeſſern, und den Wuſt von römiſchen, deutſchen, kanoniſchen und lombardiſchen Geſetzen zu einem Codex vereinfachen können.

Ein Staat wird überhaupt nicht beſſer regiert, als wenn für jedes Fach gute Köpfe und ehrliche Leute gefunden werden. Ein jeder Fürſt oder Monarch kann nicht alles ſelbſt thun und ſelbſt überſehen; er wird alſo am beſten fahren, wenn er ſeine Leute zu wählen weiß, und daran fehlt es ſo oft der öſterreichiſchen Staatsverwaltung. Alles in der Welt geht durch Subordination.

Digitized by Google

Wenn das Haupt eines Staates gut iſt, werden es auch ſeine Untergebenen ſeyn. Wenn ein Fürſt oder Feldherr ſelbſt Kopf hat, wird es ihm auch nicht an geſchickten und tauglichen Leuten fehlen, beſonders in einer Monarchie, welche ſo viele Ehrenſtellen und Einkünfte zu vergeben hat, wie die öſterreichiſche. Fühlt ſich ein Fürſt zu ſchwach, um ſeinen Staat ſelbſt regieren zu können, je nun ſo vertraue er ſeine Gewalt einem Anderen an, der für ihn das Ruder führe. Auch der ſchwächſte Fürſt hat wenigſtens ſo viel Sinn, daß er unterſcheiden kann, welcher ſeiner Generäle die meiſten Siege davongetragen, und welcher ſeiner Miniſter ihm die mächtigſten Bundesgenoſſen zugewendet hat.

Schließlich muß ich Ew. noch Etwas über die Verfaſſung der öſterreichiſchen Monarchie und ihrer verſchiedenen Staaten und Stände ſagen, welche ſo oft als ein Hinderniß einer beſſern Adminiſtration angeſehen wurden, und es auch, wie die Geſchichte lehrt, waren. Die meiſten Länder des Hauſes Oeſterreich haben Stände, deren Bewilligung zu neuen Auflagen und Geſetzen konſtitutionsmäßig erfordert wird. Seit der Regierung Karls V. waren die öſterreichiſchen Monarchen ohne Unterlaß bemüht, deren Privilegien einzuſchränken, und dieſe Verfaſſung zu unterdrücken. Ich ſelbſt wünſchte eine Vereinfachung der verſchiedenen Verwaltungen. Allein mit Gewalt Eingriffe in deren Verfaſſungen zu thun, halte ich nicht für erſprießlich; denn nebſtdem, daß man ſich dadurch Feinde in ſeinen eignen Eingeweiden erweckt, giebt es auch noch den auswärtigen Feinden die ſchönſten Gelegenheiten, unſere Staaten anzufallen, und Verräther unter unſerer Armee zu unterhalten. Während meiner Staats- und Kriegsverwaltung habe ich mich einer ganz entgegengeſetzten Art, die Stände zu

Digitized by Google

behandeln, bedient. Den geiſtlichen Stand wußte ich auf meine Seite zu ziehen; den Adel unter meinen Armeen auszuzeichnen, und den Bürger durch meine Siege zu gewinnen. So erhielt ich die Benediktion der Geiſtlichen, die Waffen des Adels und die Gelder des Volks. Unter meiner Adminiſtration fochten die Ungarn gegen die Türken wie die Löwen, die Niederländer unterſtützten mich gerne mit Geld und Truppen; und ſelbſt das deutſche Reich, deſſen Stände doch eine förmliche Unabhängigkeit vom Kaiſer prätendiren, wußte ich durch die große Aſſociation, welche ich darin zuwegebrachte, wie eine Monarchie zu behandeln, wovon man in der neuern Geſchichte kein ähnliches Beyſpiel aufſtellen kann.

Es kömmt alles darauf an, wie man die Menſchen zu behandeln verſteht. Wenn man die Stände verſammelt, ſie um ihre Unterſtützung bittet, ihnen die Noth des Staats vorſtellt, und ſich ſonſt beliebt zu machen weiß, kann man alles von ihnen haben. Wenn alsdann ein Krieg einmal angefangen iſt, ſo werden die drückendſten Abgaben und die ſtrengſte Subordination als ein nothwendiges Uebel angeſehen, und der Haß, welcher ſonſt auf einen eigenmächtigen Fürſten gefallen wäre, wälzt ſich mit einer ſolchen Wuth auf die Feinde, daß er eben dadurch zu gewiſſen Siegen führt. So wird man im Frieden geliebt, im Kriege gefürchtet.

Es wird auch für den kaiſerlichen Hof ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn er durch einige kluge Aeußerungen und Verhandlungen den auf eine ſo unbillige Art erworbenen Namen, als ginge er beſtändig auf Eroberungen und Verſchlingung der mindermächtigen Staaten aus, von ſich ablehne. Das Haus Oeſterreich hat zwar nie durch unrechtmäßige Wege ſeine Länder erweitert; im Gegen-

Digitized by Google

theile ſchon ganze Königreiche verloren; nichts deſto-weniger beſchuldigt man es immer noch der Abſichten auf eine Univerſalmonarchie. Sobald es nur einige Vortheile erhält, oder ſeinen innern Wohlſtand verbeſſert, ſchreyen gleich ſeine Feinde aus vollem Halſe, und machen dadurch alle kleinern Staaten mißtrauiſch und eiferſüchtig. An dieſem elenden Geſchrey ſind die noch übrigen Eindrücke ſeiner alten Größe, das unkluge Benehmen der ſpaniſchen Linie, hauptſächlich aber die von mir angegebenen mißlichen Verhältniſſe gegen Frankreich, Italien und das deutſche Reich ſchuld.

Wenn der Kaiſer auf der einen Seite die Schätze und Bevölkerung ſeiner weiten und reichen Länder gehörig benützt, auf der anderen mit einer ſiegreichen Armee ſich doch aller Mißtrauen erregenden Unternehmungen enthält, und ſich dadurch den ehrenvollen Namen eines Schützers und Gleichgewichtshälters von Europa erwirbt; ſo wird die öſterreichiſche Monarchie, wie der letzte Krieg zeugte, mächtiger und gefürchteter ſeyn als zu den Zeiten, wo ſich Philipp II. rühmte, daß die Sonne in ſeinen Staaten nicht unterginge.

Wien ꝛc.

Digitized by Google

Siebenundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ein großes Weib die öſterreichiſche Monarchie und damit die deutſche Verfaſſung rettete.

On a vu la maison d'Autriche travailler, sans relâche à opprimer la noblesse hongroise. Elle ignoroit de quel prix elle lui seroit quelque jour. Elle cherchoit chez c s peuples de l'argent, qu'i n'y étoit pas; elle ne voyoit pas les hommes qui y étoient. Lorsque tant de princes partageoient entre-eux ses états, toutes les pièces de sa monarchie, immobiles et sans action, tomboient, pour ainsi dire, les unes sur les autres: il n'y avoit de vie que dans cette noblesse, qui s'indigna, oublia tout pour combattre, et crût qu'il étoit de sa gloire de périr et de pardonner Montesquieu.

Wenn man den Zuſtand der öſterreichiſchen Monarchie bey dem Tode Karls VI. betrachtet, ſo wird man ſich wundern, wie dieſe ſonſt ſo fürchterliche Maſſe nur noch habe erhalten werden können. Die Finanzen waren in Unordnung, die Armeen waren zu Grunde gerichtet und durch unglückliche Türkenkriege muthlos gemacht; das Miniſterium uneinig oder mit ſchwachen Köpfen beſetzt; der große Eugen nicht mehr an der Spitze der Geſchäfte, und ſogar ſein Geiſt erloſchen. Halb Europa ſtand bereit, die Erbſtaaten auf allen Seiten anzufallen und zu verſchlingen, und ein neuer heranwachſender Feind voll Geiſt und Tapferkeit drohte um ſo gefährlicher, weil man ihn nicht achtete.

Zu allem dem Elende ſetze man eine junge Fürſtin an die Spitze der Regierung, ohne Erfahrung, ohne

kluge Rathgeber, ohne tüchtige Generäle, welche ein von allen Seiten ſtrittiggemachtes Erbe gegen die größten Mächte Europens vertheidigen ſollte; und man wird eben darum den großen Geiſt dieſer jungen Fürſtin um ſo mehr bewundern müſſen, wenn ſie, über alle dieſe Hinderniſſe und Unglücksfälle ſiegend, zuletzt noch ruhmvoll und mächtig aus dem Kampfe hervorgeht *).

Ehe wir die großen Begebenheiten, welche den Anfang der Regierung Marien Thereſiens ſo ruhmvoll und merkwürdig machen, in Kürze anführen, müſſen wir zuvor das Ende der Regierung ihres Vaters, Kaiſer Karls VI., ſchildern.

Dieſer Fürſt hatte kurz vor ſeinem Tode durch Vermittlung des franzöſiſchen Geſandten zu Konſtantinopel den Belgrader Frieden geſchloſſen. Durch dieſen Vertrag trat er das Königreich Servien, einen Theil der Moldau und die wichtige Feſtung Belgrad ab. Seine letzten Lebensjahre waren ſo unglücklich, daß er nebſt dem noch das Königreich Neapel, Sizilien und einen Theil von Mayland an Spanien oder Sardinien verlor. Durch den Wiener Frieden gab er an Frankreich auch Lothringen, was die Familie ſeines Schwiegerſohns (nachmaligen Franz I.) ſeit undenklichen Zeiten beſaß. Für dieſe wichtigen Provinzen ſeiner Monarchie erhielt er, außer Toskana, nur leere Verſprechungen. Frankreich garantirte ihm nämlich ein Hausgeſetz, was unter dem Namen der pragmatiſchen Sanktion ſeiner Tochter Maria Thereſe ſein Erbe verſichern ſollte **).

Man hat ohne Zweifel Urſache ſich zu erſtaunen, wenn man das Ende der Regierung Karls VI. mit dem

*) Oeuvres posthum. de Frédéric II. T. I. Chap. II. pag. 127.

**) Oeuvres posthum. T. I. Chap. I. pag. 27.

Glanze des Anfangs derſelben vergleicht. Allein der Verluſt des Prinzen Eugen war die Urſache alles dieſes Unglücks. Nach dem Tode dieſes großen Mannes war niemand da, welcher ihn erſetzen konnte. Der Staat war dadurch ohne Kraft und Geiſt, und fiel in Ohnmacht und Schwäche.

Karl VI. hatte von der Natur alle Eigenſchaften erhalten, welche einen guten Bürger bilden: allein ihm fehlte der Geiſt, welcher den großen Regenten verräth. Er war großmüthig ohne Unterſcheidung, verſtändig ohne eindringenden Scharfblick, arbeitſam ohne Genie; ſo daß er bey vielem Fleiße doch wenig that. Er kannte das deutſche Staatsrecht, redete viele Sprachen, beſonders die lateiniſche mit großer Fertigkeit, war ein guter Vater und Gatte, fromm und wohlthätig, allein mehr zum Rathnehmen als Befehlen erzogen. Seine Miniſter unterhielten ihn mit Schlichtung der Prozeſſe des Reichshofraths und den pünktlichen Kleinigkeiten des burgundiſchen Hofediktes: aber während dem er ſeine Zeit mit dieſen Nebenſachen verlor, regierten ſie unumſchrankt die Monarchie *).

Zuvor hing das Glück des Hauſes Oeſterreich von dem großen Geiſte des Prinzen Eugen ab. Er iſt (nicht ohne große Hinderniſſe) durch ſeine Thaten Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Truppen, Präſident des Hofkriegsraths und erſter Miniſter geworden. Er war alſo das Haupt der kaiſerlichen Regierung, oder vielmehr ſelbſt Kaiſer. So lange er noch ſeine Kräfte fühlte, hatten ſowohl die kaiſerlichen Waffen als Negociationen den beſten Fortgang: allein als Alter und Gebrechlichkeit ihn ſchwachten, war dieſer Kopf, welcher ſo lange für das Wohl und den Ruhm des kaiſerlichen Hauſes gearbeitet

*) Ibid.

Digitized by Google

hatte, nicht mehr im Stande, ſeine ehemalige Stelle ganz auszufüllen. Die Höflinge erwarben ſich taglich mehr Einfluß auf den Geiſt des Kaiſers. Die Miniſter arbeiteten wenig, liebten aber deſto mehr eine gute Tafel. Der Kaiſer ſagte daher mehrmalen: die guten Gerichte meiner Miniſter machen mir ſchlechte Geſchafte in meinem Kabinette. Dabey waren ſie ſtolz und hochmüthig. Sie dünkten ſich Agrippa's oder Mecäne zu ſeyn; brachten aber durch die Harte ihrer Verwaltung die Fürſten des Reichs auf, ganz gegen die Gewohnheit des Prinzen Eugen, welcher das ganze deutſche Reich durch ſeine Gefalligkeit zu ſeinen Zwecken zu leiten wußte *).

Als der Prinz Eugen bemerkte, daß die Miniſter den Kaiſer allein mit den Mitteln, ſeine pragmatiſche Sanktion zu befeſtigen, beſchaftigten, ſagte er ihm: daß das einzige Mittel ihr Kraft zu geben, ware, wenn er 80,000 Trůppen auf die Beine brachte; und daß er ihm die Quelle angeben wollte, woraus ſie unterhalten werden könnte **).

Damals bemeiſterte der Geiſt dieſes Prinzen noch jenen des Kaiſers: die Vermehrung von 40,000 Mann wurde beſchloſſen, und bald befand ſich die Armee vollzählig. Die Miniſter, welche, wie alle ſchwache Köpfe, Feinde dieſes großen Mannes waren, ſtellten dem Kaiſer vor, daß ſeine Länder, ſchon zuvor durch außerordentliche Beyträge geſchwächt, nicht im Stande wären, eine ſo große Armee zu unterhalten, und daß wenn man Oeſterreich, Böhmen und die anderen Provinzen nicht zu Grunde richten wollte, man nothwendig die Vermehrung der Truppen einſtellen müßte. Karl VI., welcher eben

*) Ibid. pag. 28. 29. **) Ibid. pag. 28.

Digitized by Google

ſo wenig den Zuſtand ſeiner Finanzen, als ſeiner Länder kannte, ließ ſich durch dieſe Einliſpelungen ſeiner Miniſter hinreißen, und verabſchiedete eine Armee von 30,000 Mann, gerade in dem Zeitpunkte, als er ſich nach dem Tode Stanislaus I. in die polniſche Königswahl miſchen wollte *).

Das Miniſterium zählte ſo ſicher auf den friedlichen Charakter des Kardinals Fleury, daß es glaubte, mit wenigen Worten und Truppen die Krone von Polen vergeben zu können: allein dieſe fremde Krone koſtete den Kaiſer drey Königreiche und einige ſchöne Provinzen ſeiner Erbſtaaten. Schon waren die Franzoſen über den Rhein geſetzt, und hatten Kehl belagert, und zu Wien wettete man noch über ihre Unthätigkeit. Dieſer Krieg war die Frucht einer elenden Eitelkeit, und der Friede, welcher ihn endigte, die Folge der Schwäche. Der Name des Prinzen Eugen gab zwar den kaiſerlichen Waffen am Rhein noch einiges Gewicht; aber bald endigte er ſein Leben, zu frühe für das Wohl des Hauſes Oeſterreich, und zu ſpat für ſeinen Ruhm.

Der Graf von Harrach erhielt die Stelle eines Hofkriegsrathspraſidenten, Königseck, Wallis, Seckendorf, Neuperg, Schmettau, Khevenhüller und der Prinz von Hildburghauſen ſtritten um die gefahrliche Ehre, nach einem Eugen die Armeen zu kommandiren. Welches Unternehmen, gegen den Ruhm eines ſolchen Mannes zu kampfen, und einen Platz auszufüllen, den er mit ſo vielem Rechte zu behaupten wußte! Um alſo das Verdienſt, was ihnen fehlte, zu erſetzen, nahmen ſie ihre Zuflucht zur Intrigue. Seckendorf und der Prinz von Hildburghauſen ſtützten ſich auf die Gunſt der Kaiſerin, und eines Mini-

*) Ibidem. pag. 32.

Digitized by Google

ſters, Namens Bartenſtein, welcher ein Elſäſſer von Geburt und geringer Herkunft, aber fleißig und mit einem gewiſſen Knorr. und Weber zu einem Triumvirate verbunden, die Geſchäfte des Kaiſers beſorgte. Khevenhüller hatte einen Anhang im Hofkriegsrathe, und Wallis, welcher ſich rühmte, überall verhaßt zu ſeyn, und es auch war, keinen *).

Zu dieſer Zeit waren die Ruſſen mit den Türken in Krieg verwickelt, und die Fortſchritte der Erſtern flammten den Muth der Oeſterreicher an. Bartenſtein glaubte bey dieſer Gelegenheit, die Türken aus Europa treiben zu können, und Seckendorf buhlte um das Kommando bey der Armee. So wurde Oeſterreich unter dem Vorwande, daß der Kaiſer den Ruſſen, ſeinen Alliirten, gegen die Erbfeinde der Chriſtenheit beyſtehen müſſe, zu einem gefährlichen Krieg verleitet. Jedermann wollte dem Kaiſer rathen; ſeine Miniſter, die Kaiſerin, der Herzog von Lothringen, Alles kabalirte am Hofe. Jeden Tag kam ein neuer Operationsplan vom Hofkriegsrathe zum Vorſchein; aber die Kabalen der Großen und die Eiferſucht der Generale machten ſie alle ſcheitern. Die Befehle, welche die Anführer vom Hofe erhielten, widerſprachen einer dem anderen; und ſie ſahen ſich öfters genöthigt, Dinge zu unternehmen, welche gar nicht ausführbar waren **).

Dieſe häusliche Unordnung ſchadete den öſterreichiſchen Waffen mehr, als die Macht der Türken. Zu Wien ſtellte man Gebete an, während dem man in Ungarn Schlachten verlor. Man wollte Zuflucht zur Frommheit des Volkes nehmen, um die Ungeſchicklichkeit ſeiner Generale zu decken. Seckendorf wurde am Ende des erſten Feldzugs eingekerkert; Königseck nach dem

*) Ibid. pag. 33. **) Ibid.

zweiten zum Groſshofmeiſter der Kaiſerin gemacht; Wallis nach dem dritten in die Feſtung von Brünn, und Neuperg, welcher auf die ſchlechteſten Bedingniſſe den Frieden ſchließen mußte, in das Schloß von Glaz geſperrt. So beſtrafte man die unſchuldigen Werkzeuge einer ſchwachen Regierung, weil man die wahre Urſache des Unglücks nicht einſehen wollte, und tröſtete ſich damit, daß man einer offenbaren Ungeſchicklichkeit den Namen von einer heimlichen Verrätherey gab *).

Nach dem Abſchluſſe des Friedens von Belgrad befand ſich die öſterreichiſche Armee in einem kläglichen Zuſtande. Sie hatte bey Widdin, Mehadia, Panchova, Timok und Crutzka große Verluſte erlitten. Die ungeſunde Luft, verbunden mit dem ſchlechten Waſſer und der Peſt der Türken, brachte anſteckende Krankheiten unter ſie. Sie war geſchwächt und muthlos. Der Kaiſer hatte übrigens nicht mehr als 16,000 Mann in Italien, 12,000 in Flandern, und fünf bis ſechs Regimenter in den übrigen Erbſtaaten; ſo daß das Ganze nicht einmal 80,000 Mann ausmachte. Man gab im Jahr 1733 die Einkünfte auf 28 bis 30 Millionen an, allein davon verlor er einen beträchtlichen Theil durch die Kriege; und das übrige war kaum hinlanglich, den Aufwand der Armeen und Schulden zu beſtreiten. Nebſt dem waren die Finanzen in der größten Verwirrung, das Miniſterium in offenem Mißverſtandniß, die Generäle voll Eiferſucht, und der Kaiſer ſelbſt durch ſo viele Unglücksfälle des Lebens und ſeiner irdiſchen Krone müde **).

Die äußern Verhaltniſſe der öſterreichiſchen Monarchie verſprachen keine beſſere Zukunft als die inneren. Frankreich, Spanien, Preußen und Bayern warteten nur auf

*) Oeuvres posthumes, T. I. Chap. 1. pag. 33. etc.

**) Ibid. pag. 36. et 37.

den Tod des Kaiſers, um ſeine Erbſtaaten zu vertheilen. England und die Seemächte ſchienen noch eine ſchwache Unterſtützung zu geben. Rußland war mit den Türken und Schweden beſchäftigt.

Die treueſten Anhanger des öſterreichiſchen Hauſes waren noch der größere Theil der Reichsfürſten, allein deren Bündniſſe konnten nicht viel Gewicht geben. Ihre Miniſter waren weder große Staatsleute noch von großen Hülfsquellen. Sie verſtunden mehr die Kunſt, über die goldenen Spitzen der Geſandten zu disputirен, und die Formalitäten des Ranges zu entſcheiden, als die großen politiſchen Gegenſtände zu umfaſſen. Sie glaubten die Repräſentanten der deutſchen Fürſten und Völker zu ſeyn; indeſſen ihnen fremde Höfe Geſetze vorſchrieben *). In einem ſolchen Zuſtande hinterließ Karl VI. ſeine Staaten, von innen in Unordnung, von außen von halb Europa angefochten, ſeiner großen Tochter, Maria Thereſia.

Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als man ſogleich die Weiſſagung des Prinzen Eugen beſtatigt fand. Die pragmatiſche Sanktion, welche dem Kaiſer ſo viele Opfer, ſeinen Miniſtern ſo viele Negotiationen koſtete, wurde von allen Seiten entweder nicht geachtet oder beſtritten. Bayern machte Anſprüche auf Böhmen und Oeſterreich; Preußen auf Schleſien; Sardinien und Spanien auf die italieniſchen Beſitzthümer; und Frankreich wollte, indem es mit geſuchten Auslegungen der pragmatiſchen Sanktion auswich **), ſich der

*) Ibid. pag. 206. et 207.

**) Man ſagte: Que la garantie de la pragmatique Sanction que Louis XV. avoit donnée à feu l'Empereur, ne l'engageoit à rien, par ce correctif sauf les droits d'un tiers. — Oeuvres post. T. I. pag. 145.

Digitized by Google

Niederlande bemächtigen, und durch die Theilung der öſterreichiſchen Lande die Geſetzgeberin von Europa werden.

Der König von Preußen (Friedrich II.) fiel in dem erſten Laufe auf ſeiner Heldenbahn in Schleſien ein, und ſetzte ſich ſogleich durch die Schlacht bey Molwitz in Beſitz dieſes Herzogthums. Der Kurfürſt von Bayern bemächtigte ſich, unterſtützt von franzöſiſchen und ſächſiſchen Armeen, des vordern Oeſterreichs und Böhmens; Spanien und Sardinien bedrohten die italieniſch-öſterreichiſchen Staaten, und die Kurfürſten des Reichs, geſchreckt durch franzöſiſche Waffen, ſetzten die Krone des deutſchen Reichs auf das Haupt Karls VII. Der jungen auf allen Seiten bedrohten Fürſtin blieb nichts mehr übrig als ihr Muth, einige Subſidien und vor allem die Liebe ihrer Unterthanen.

Hier verwarf ſie die Friedensanträge des ſiegenden Friedrichs II.; dort ließ ſie durch ihre Generale die erſten Anfälle der Feinde aufhalten; ihre Miniſter mußten die Seemächte, ihre Geiſtlichen und Rathe die Stände und Fürſten gewinnen. Sie ſelbſt zog mit ihrem Erſtgebornen nach Preßburg und warf ſich in die Arme der ungariſchen Nation, auf die ſie ihre ganze Hoffnung ſetzte.

Groſſe und edle Auftritte haben jederzeit auf ein groſſes und edles Volk Eindruck gemacht. So wiſſen wir, daß Brutus und die Virginia die Römer, Timoleon die Syrakuſaner, das Mädchen von Orleans die Franzoſen, und Pelayo die Spanier aus dem Schlafe geriſſen haben. Thereſia that ein Gleiches. Schön und jung, bedrängt und verfolgt, als Mutter und Königin, ſtellte ſie ſich mit ihrem erſtgebornen Prinzen (Joſeph)

Digitized by Google

unter die von jeher tapfern Ungarn, und rief ſie auf, ihren König zu vertheidigen.

Wie ein elektriſcher Schlag traf dieſer Auftritt die Herzen der Edlen. Ein allgemeines Hurra! donnerte durch die Säle und Hallen des Hofes; wie Blitze flogen ihre Säbel aus den Scheiden heraus; ſie ſchwuren einmüthig, mit Gut und Blut die Rechte ihres Monarchen zu ſchützen. Sogleich wurde ein allgemeines Aufgebot der ganzen Nation beſchloſſen; die Armeen mit mehreren tauſend Mann verſtärkt, und der ganze ungariſche Adel ſaß auf, um gegen die Feinde ihrer Königin zu ziehen.

Auf der anderen Seite wurden die Geſchafte einer klugen Negotiation nicht vergeſſen. Man zog von England und den Seemachten betrachtliche Subſidien und eine ſogenannte pragmatiſche Armee nach Deutſchland. Man verſuchte durch annehmliche Friedensvorſchläge Sachſen und Preußen von dem großen Bündniſſe abzubringen. Man gewann oder erhielt einen großen Theil der Reichsfürſten auf öſterreichiſcher Seite, und ſuchte auf dieſe Weiſe das ſchreckliche Ungewitter wenigſtens zu theilen, da man es nicht gänzlich abhalten konnte.

Indeſſen hatten manche Aeußerungen und die ſchnellen Fortſchritte der Franzoſen auch die Koalition ſelbſt erkalten gemacht. Sachſen ſahe wohl, daß es auch ſelbſt bey einer Theilung den Kürzern ziehen würde, und Friedrich II. König in Preußen, wollte nicht ferner die Macht ſeiner Alliirten vergrößern, da er bereits ſeinen Zweck erreicht und Schleſien ſo gut, als erobert hatte.

Die einzige Urſache, warum dieſer König den Krieg mit der Königin angefangen hatte, war die Eroberung dieſes Herzogthums. Nur darum verband er ſich mit Frankreich und Bayern; aber erſteres hatte ganz andere Abſichten bey dieſem Bunde. Das Miniſterium von

Digitized by Google

Verſailles glaubte, daß es um die Macht Oeſterreichs geſchehen ſey, und man ſie gänzlich zu Grunde richten könnte. Es wollte auf den Trümmern dieſes Reichs vier Staaten erheben, welche ſich einander das Gleichgewicht halten könnten: die Königin von Ungarn ſollte dieſes Königreich nebſt Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Karniol behalten; dem Kurfürſten von Bayern ſollte Böhmen, Tyrol und das Breisgau; dem König von Preußen das untere Schleſien, und dem Kurfürſten von Sachſen Oberſchleſien und Mähren gegeben werden.

Dieſe vier Nachbarn hätten ſich in die Länge nicht vertragen können, und Frankreich bereitete ſich dadurch die Rolle einer Schiedsrichterin und Beherrſcherin kleiner Fürſten vor, welche es ſelbſt um ſich her geſchaffen hätte. Das hieße die Politik der alten Römer in den blühendſten Zeiten der Republik wieder herſtellen. Dieſes Projekt ließ ſich aber weder mit der Unabhängigkeit des deutſchen Reichs noch mit den Abſichten des Königs von Preußen vereinbaren, welcher nur auf die Vergrößerung ſeines Hauſes dachte, und weit entfernt war, ſeine Truppen für die Erweckung neuer Nebenbuhler aufzuopfern. Wenn der König ſich zu einem blinden Werkzeug fremder Politik hätte machen laſſen, würde er ſich ſelbſt ſein Joch bereitet, und jene Univerſalmonarchie herbeygeführt haben, deren eitles Projekt man ſonſt Karl V. zugeſchrieben hat. Die Klugheit erforderte daher von ihm ein gemäßigteres Betragen gegen die Königin von Ungarn, wodurch er ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und Bourbon erhalten konnte. Er neigte ſich daher zu einem Partikularfrieden mit der bedrangten Thereſe, und gab ihr dadurch ſtärkere Mittel, ihre übrigen Feinde bekriegen zu können *).

*) Ibid. pag. 197.

Sobald die Königin dieſen ihr ſo gefährlichen Feind durch die Abtretung von Schleſien beſänftigt hatte, waren ihre Waffen auf allen Punkten ihrer Erbſtaaten glücklich. Die 100,000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee mußte ſich faſt gänzlich aufgerieben aus Böhmen über den Rhein zurückziehen; die Sachſen verließen das Bündniß und gingen in ihr Land zurück; und die Bayern verloren nicht nur ihre gemachten Eroberungen, ſondern ihre eignen Staaten. Ja der Schwager Thereſiens (Karl von Lothringen) ging ſogar über den Rhein, um die Franzoſen in ihrem eignen Gebiete anzugreifen. Der König von Preußen mußte von neuem die Waffen gegen ſie ergreifen, um den Verbundenen eine neue Stütze zu geben *).

Unter dieſen Umſtänden ſtarb Kaiſer Karl VII. Dieſes Ereigniß erfüllte die letzten Wünſche der ſiegenden Königin. Der Sohn dieſes unglücklichen Regenten, Maximilian, ſchloß ſogleich den Frieden mit ihr zu Füßen, wodurch er von ihr ſeine Kurſtaaten wieder erhielt. Der größere Theil der Kurfürſten war auf ihre Seite getreten. Sie deckte die Kaiſerwahl zu Frankfurt mit ihren Armeen, und ſie hatte das Vergnügen, ihrem Gemahle Franz I. die Kaiſerkrone aufſetzen zu laſſen, welche bisher das Haupt eines Fürſten deckte, der kein Oeſterreicher war.

Bey dieſem glänzenden Schauſpiele war ſie nicht einmal ungehalten, wenn man bemerkte, daß Franz nur als die Hülle der kaiſerlichen Würde, ſie aber als die Seele davon angeſehen wurde. Sie ließ ihm die äußere Vorſtellung des Gepränges, behielt aber die Gewalt für ſich. Sie betrachtete die Fürſten jetzt als ihre Unterthanen, und herrſchte ſowohl im Reiche als ihren eignen Erb-

*) Ibid. pag. 198.

Digitized by Google

ſtaaten *). So hat Maria Thereſia durch ihre Standhaftigkeit und Klugheit ſich und ihre Staaten vom Untergange gerettet, und die öſterreichiſche Monarchie, kleine Opfer ausgenommen, in ihrer Größe erhalten. Dieß war gewiß alles, was man von einer jungen Fürſtin erwarten konnte, welche kaum auf den Thron gekommen, ſich des Geiſtes ihrer Regierung bemächtigte und die Seele ihres Staats- und Kriegsraths war **).

Achtundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ſich bey dem Aachner Frieden das politiſche Syſtem in Deutſchland und Europa verändert habe.

Seit der blutigen Fehde zwiſchen Karl V. und Franz I. waren Oeſterreich und Frankreich die Häupter zweyer in Deutſchland und Europa gegeneinander ſtreitenden Partheyen; und durch beyde, ja ſogar auf Unkoſten beyder, wurden die mindermächtigen Staaten in ihren Rechten und ihrer Selbſtſtändigkeit erhalten. Da trat bey dem Aachner Frieden Kauniz auf und ſagte: „Beynahe ſchon drey Jahrhunderte hindurch kämpfen „Oeſterreich und Frankreich für kleine, undankbare „Fürſten und Republiken. Sie opfern ihr Geld, ihr „Kriegsvolk und ihre Provinzen auf, um einige darunter „zu erhalten, andere ſelbſt auf ihre eigne Koſten groß „zu machen. Dieß ſey ferner nicht! laßt uns einen

*) Ibid. T. II. pag. 234 et 235.

**) Ibid. T. I. avant propos pag. 9. Der größte Theil dieſes ganzen Kapitels ſind eigne Worte Friedrichs II,

„Bund der Mächtigen ſchließen, und wir geben Geſetze „und Frieden in Europa." Dieſe Worte blieben nicht unerhört. Die Höfe von Wien und Verſailles verbanden ſich, und nahmen nach der Hand auch noch Rußland und Spanien auf. Europa ſtund ſchon zu der Zeit auf dem Punkt, wo es jetzt ſteht, hätten nicht Britanniens Schätze und Friedrichs II. Genie den Plan vereitelt.

Indeſſen hatte ſich dadurch doch das politiſche Syſtem von Deutſchland und Europa gänzlich geandert. Die mindermachtigen Staaten fanden weder an Oeſterreich noch Frankreich einigen Schutz mehr. Englands Schatze konnten keine Armee bilden, und Friedrichs Genie verſchwand mit ſeinem Tode. Der Fürſtenbund war der Schwanengeſang ihrer Selbſtſtändigkeit.

Daher finden wir auch ſo ſeltſame und inkonſequente Handlungen und Verbindungen unter den deutſchen Fürſten. Geiſtliche Staaten wurden Alliirte der Proteſtanten; Oeſterreich half ſelbſt die Reichsverfaſſung untergraben, und Frankreich unterſtützte deſſen Abſichten in Arrondirung ſeiner Staaten. Bey einer ſo veranderten Lage der Dinge konnte das deutſche Reich nur noch durch zwey Mittel erhalten werden: durch einen Regenten, wie Friedrich II., oder einen Fürſtenbund zu Anfange der franzöſiſchen Revolution.

Digitized by Google

Neunundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ein Kurfürſt von Brandenburg ſich gegen ganz Europa vertheidigen konnte.

Wir haben in der alten Geſchichte mehrere Beyſpiele, daß ein kleiner Staat ſich nicht nur ohne alle fremde Unterſtützung vertheidigte, ſondern auch noch ſeine Feinde beſiegte; allein die meiſten Staaten des Alterthums waren entweder große entnervte Reiche oder tapfere kleine Republiken, wo alſo das Kräfteverhältniß nicht ſo verſchieden ſeyn konnte. Auch in der neuern Geſchichte haben wir an Holland, Venedig und der Schweiz große Beyſpiele muthiger Vertheidigung gegen mächtige Feinde. Selbſt die Geſchichte geiſtlicher Staaten giebt an Johann Philipp von Mayntz und Bernhard von Münſter Beweiſe kluger Wehre und Negotien zwiſchen mächtigen Feinden. Aber ſeit der Ligue von Cambrai haben wir kein glänzenderes Beyſpiel großer Selbſtvertheidigung geſehen, als an Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege. Die machtigſten Reiche der Welt, ſeine gefährlichſten Nachbarn auf der Grenze, und das ganze deutſche Reich, ſeine Richter und Mitſtände, waren gegen ihn verſchworen, er ſiegte über alle durch die Sparſamkeit ſeiner Mittel und die Energie ſeiner Krafte.

Friedrich II. giebt uns im ſiebenjährigen Kriege ein glanzendes Muſter von Entſchloſſenheit in großen Gefahren. Da er das Ungewitter über ſeinem Haupte ſich zuſammenziehen ſahe, wartete er nicht erſt, bis ſeine Feinde ihre Streitkrafte vermehrt, ihre Heere vereinigt hatten; mit der Schnelligkeit eines Adlers fiel er in Sachſen und Böhmen ein, und hatte ſchon eine Armee

Digitized by Google

geſchlagen, die andere gefangen, ehe ſeine Feinde noch hinlänglich gerüſtet waren. Nach der unglücklichen Schlacht bey Kollin ſchienen ſeine Armeen zerſtreut, der Kern ſeiner Truppen getödtet und gefangen und ſeine Staaten von allen Seiten angefallen. Da wickelte er ſich durch ſein Genie aus dem Labyrinthe dieſer Unglücksfälle. Er ſchlug durch ſeine konzentrirte Flankenmanövres die Franzoſen bey Roßbach, die Oeſterreicher bey Leuthen mit kaum halb ſo viel Soldaten, als ſeine Gegner hatten. Bey Liegniz und Bunzelwiz war er endlich ganz eingeſchloſſen, und, ſo zu ſagen, ſchon ſeiner Staaten beraubt. Im erſtern Falle rettete er ſich durch Verwegenheit ſeines Angriffs, im letztern durch die Feſtigkeit ſeiner Verſchanzungen. Beyde Operationen ſind Meiſterſtücke des Angriffs- und Vertheidigungskrieges.

In Unterhaltung ſeiner Armee kann er nicht weniger als Muſter dienen als in Anführung derſelben. Obwohl ſeine Staaten kaum ſechs Millionen Menſchen enthielten, ſo zog er doch mit einem Heere von 200,000 Mann ſieg- und taktikgewöhnten Truppen ſeinen Feinden entgegen. Die vielen Schlachten, welche er theils gewonnen, theils verloren hatte, rieben ſeine Leute auf; und da ein großer Theil ſeiner Erbſtaaten von den Feinden eingenommen waren, mußte es ihm, ohne außerordentliche Mittel, an Geld, Mannſchaft und Munition fehlen. Dieß Alles aber erſetzte ſeine Sparſamkeit und ſein Genie. England hatte ihm Subſidien bezahlt, welche er ummünzen und in doppeltem Werthe zirkuliren ließ. Die Civilbedienten wurden entweder nur zur Hälfte bezahlet, oder auf Rückſtände angewieſen. In den eroberten Ländern ſchrieb er ſtarke Kontributionen aus, und erhielt darin ſeine Truppen auf fremde Koſten. Die Hälfte ſeiner Armeen beſtand aus Fremden, und da er ſie beſtändig zum Siege

Digitized by Google

führte, lieſen ihm alle junge Leute zu, welche entweder an ſeinem Ruhme Theil nehmen, oder mit ſeinen Truppen Beute machen wollten.

Endlich wußte er ſeine Feinde ſelbſt gegen einander aufzubringen. Da bey einer jeden groſsen Koalition nothwendig Eiferſucht, Mißtrauen und Privatintereſſe wirken, ſo benutzte er die glücklichen Augenblicke, um entweder die Energie der Anführer zu lähmen, oder die Bündniſſe zu trennen. So unterhielt er die Eiferſucht der franzöſiſchen Generäle; ſo theilte er die Stände auf dem Reichstag, und ſo drehte er Rußland für ſich gegen Oeſterreich. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hielte man ihn verloren, in dem Lager von Bunzelwiz ſchien er vernichtet; aber am Ende des Kriegs trat er mit Ehre und Ruhm bedeckt von dem Kampfplatze, ohne auch nur eine Hufe Landes verloren zu haben. So kann ein Fürſt, welcher Genie und Muth hat, auch gegen eine halbe Welt ſich vertheidigen. Was kann ein Fürſt, welcher, nebſt Muth und Genie, auch noch Macht hat?

Digitized by Google

Sechszigſtes Kapitel.

Die Reformen Josephs II.

Il y a deux sortes de tyrannie: une réelle, qui consiste dans la violence du gouvernement; et une d'opinion, qui se ſait sentir, lorsque ceux qui gouvernent, établissent des choses qui choquent la manière de penser d'une nation. L'orsqu'on veut changer les moeurs et les manières, il ne faut pas les changer par les lois; cela paroîtroit trop tyrannique; il vaut mieux les changer par d'autres moeurs et d'autres manières.

Montesquieu.

Wir haben in unſern Tagen zwey Revolutionen beginnen und ſcheitern geſehen. Eine in Oeſterreich, die andere in Frankreich. Beyde wurden aus gleichen Grundſätzen angefangen; beyde mißglückten aus gleichen Urſachen. Erſtere verſuchte ein aufgeklarter Fürſt mit einem noch unkultivirten Volke; letztere ein aufgeklärtes Volk gegen eine unkluge Regierung. Bey der erſtern ließ ſich ein Kaiſer von einem durch Jahrhunderte geehrten Throne herab zu dem Volke, bey letzterer ſchwang ſich ein Held aus dem Volke auf einen neuen Kaiſerthron. Erſtere endete mit dem Tode des Monarchen, letztere mit der Zernichtung der Demokratie. Es wird der Mühe werth ſeyn, die Urſachen aufzuſuchen, warum beyde das nicht hervorbrachten, was man von ihnen hoffte.

Als Kaiſer Joſeph II. zur Regierung kam, fand er ein auf allen Seiten ausgedehntes Reich, eine zahlreiche und geübte Armee, vortheilhafte Verbindungen

Digitized by Google

von Außen, und unerſchöpfliche Hülfsquellen im Innern ſeiner Staaten. Die Großen ehrten ihn, die Aufgeklarten hofften von ihm, das Volk liebte ihn. Er hatte ſich während ſeiner Mitregentſchaft außerordentliche Kenntniſſe erworben; es fehlte ihm nicht an geſchickten Subjekten; er beſaß Ruhmbegierde und Muth; man erwartete große Dinge von ihm; er wollte große Dinge hinausführen. Warum iſt ihm alles mißglückt?

Ein jeder Fürſt oder Volksführer, welcher eine Reform in ſeinen Staaten vornehmen will, muß vor allem auf den Stoff denken, den er bearbeiten, und dann auf die Mittel, wodurch er wirken ſoll. Das Volk der öſterreichiſchen Monarchie iſt ein guthmüthiger, tapferer, zu ſoliden Kenntniſſen aufgelegter, und auch auf die Größe ſeiner Regenten ſtolzer Schlag von Menſchen. Allein die Stufe der Kultur ihrer vielen Staaten iſt abwechſelnd, die Regierungsform verſchieden, der Nationalcharakter mannichfaltig, und überhaupt an alte, durch Jahrhunderte beſtehende Formen gewöhnt. Bey ſolchen Umſtänden muß man mit der größten Behutſamkeit drein gehen, wenn man mit Frucht operiren will.

Die Mittel, welcher man ſich bey Reformen zu bedienen pflegt, ſind entweder durchgreifende Gewalt, oder Vorbereitung der Geſinnungen. Erſteres kann nur bey einem Volke angewendet werden, das an eine harte deſpotiſche Regierung gewöhnt iſt, und wo der Regent durch keine Verfaſſung gebunden iſt. So griff Peter der Große in Rußland durch. Nachdem er die Strelitzen und Popen gebandiget hatte, konnte er des Gehorſams verſichert ſeyn.

Ganz anders war es in der öſterreichiſchen Monarchie, als Joseph ſeine Reformen beginnen wollte. Sein Reich beſtand aus mehreren von einander unab-

hängigen und zerſtreuten Staaten; die Geiſtlichkeit und der Adel hatten den größten Einfluß auf die Maſſe des Volkes, und die deutſchen Fürſten, welche auf der einen Seite ſich ſeine Unterthanen nannten, konnten auf der anderen mächtige Feinde werden. Bey ſolchen Umſtänden blieb ihm nichts anders übrig, als das durch Güte und Vorbereitung hinauszuführen, was durch Gewalt nicht wohl durchzuſetzen war.

Vor allem mußte er die erſten Stände und Vorſteher ſeiner verſchiedenen Staaten zu gewinnen ſuchen, und wo war dieß leichter zu bewirken, als in dem größten ſeiner Reiche, deſſen Häupter ihn ſchon als Kind ſo großmüthig vertheidigt hatten.

Ein Volk iſt zu großen Aufopferungen und Reformen fahig, wenn man es gut zu behandeln, und ſelbe durch ſeine Vorſtände einzuleiten verſteht. Wären die Stände einmal gewonnen geweſen, ſo mußte er die vorzüglichen Köpfe ſeiner Monarchie hervorſuchen, und ſelbe an die Spitze der Geſchafte, beſonders des Erziehungsweſens ſtellen; dabey konnte er eine große Menge aufgeklärter Geiſtlichen benutzen. Da dieſer Stand einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die Meynung des Volkes hatte, ſo würde es ſeinen Abſichten ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn, ſelbe durch ihn ſelbſt befördern zu laſſen. Am Ende konnte er ſich auch auf ſeine Armee und den darin beförderten Adel verlaſſen. Die Soldaten liebten ihn, und eine im Hintergrunde drohende Macht würde ihm vortrefflich gedient haben, die Aufwiegelungen übelgeſinnter Menſchen zurückzuhalten.

Beſonders aber durften ſeine inneren Einrichtungen und Anſtalten nicht mit ſeinen äußern Verhältniſſen und Unternehmungen im Widerſpruche ſtehen. Wollte er Eroberungen machen, oder ſein Reich auf eine vortheil-

Digitized by Google

hafte Weiſe ründen, ſo mußte er alle ſchiefen Eindrücke von Eigenmacht oder Eroberungsſucht vermeiden. Manche ſeiner Staaten, beſonders die Ungarn und Niederländer, waren leicht durch fremde Einflüſſe gegen ihn aufzubringen. Im deutſchen Reiche hatte er immer eine widerſprechende Parthey zu befürchten, und in Italien konnte ihm der Pabſt und andere Mächte ſchaden, wenn er ſie beleidigte.

Aus dieſer kurzen, aber wahren Schilderung des Zuſtandes der öſterreichiſchen Monarchie und ihrer Verhältniſſe wird es deutlich, warum die ſo heilſamen Reformen, welche der Kaiser Joſeph II. vornehmen wollte, ſcheitern mußten. Er griff mit raſchem Geiſte durch alle Verhältniſſe ſeiner verſchiedenen Staaten, und unternahm, ohne nur die Stände darum zu fragen, Veränderungen, welche gegen die Verfaſſungen und Geſetze der Länder zu gehen ſchienen. Statt ſich kluger und erfahrner Leute zu bedienen, welche das Volk mit Glimpf und Schonung zum Lichte vorbereitet hätten, vertraute er die erſten Stellen und Lehrſtühle unbedachtſamen Schwätzern oder deſpotiſchen Reformatoren an, welche das Volk durch ihre Reden und Schriften eher aufgebracht, als aufgeklärt, und durch ihre eigenmächtigen Handlungen die vornehmſten Stände beleidigt hatten. Er wollte mit unerſchütterlicher Raſtloßigkeit den wilden Acker mit eignen Händen bauen, und gleich die Früchte ſeiner Arbeit ſehen, da ein noch ſo unkultivirtes Land kaum die erſte Blüthe verſprach.

Am meiſten aber fehlte er darin, daß er ſeine inneren Reformen mit ſeinen äußern Verhältniſſen in Kolliſion brachte. Er wollte, um ſeine Staaten vortheilhaft zu ründen, die Niederlande gegen Bayern vertauſchen, und brachte dadurch beyde Völker gegen ſich auf. Er ließ

ſich mit Rußland in ein Bündniß gegen die Türken ein, und hatte zuvor die Ungarn mißvergnügt gemacht, auf deren Boden gefochten werden ſollte. Er wollte ſein Anſehen in Deutſchland und Italien vergrößern, und hatte den Pabſt und die deutſchen Fürſten beleidigt. Er ſuchte ſich durch das mächtige Bündniß mit Frankreich und Rußland zu verſtärken, und ließ auf der einen Seite durch ſeine Schweſter die franzöſiſche Revolution befördern, auf der anderen die Laſten des Türkenkriegs allein auf ſich ſchieben. Er begann als ein großer, vielverſprechender Reformator, von ſeinem Volke geliebt, von ſeinen Feinden gefürchtet, von Allen geachtet. Er endete nachgiebig, unglücklich, abzehrend, und von eben dem Volke gehaßt, für deſſen Wohl er ſein Leben geopfert hatte.

Nach ſeinem Tode ſahen wir ein noch viel größeres Unternehmen ſcheitern. Ein ganzes Volk ſtand auf, und forderte ſeine Freyheit und ſeine Rechte. In Oeſterreich war es nur einer und der Regent ſelbſt, welcher Verbeſſerungen vornehmen wollte; in Frankreich ſahe man die Majorität des Volkes die Geſetze der Vernunft predigen. In Oeſterreich ſollte das Licht vom Throne herab eine noch rohe Menge erleuchten; in Frankreich ſchienen die einzeln zerſtreuten Strahlen in einem gemeinſchaftlichen Lichtpunkte zuſammen zu treffen, und ſich über ganz Europa zu verbreiten.

Allein auch hier ging es, wie in Oeſterreich. Der Wille war gut, das Unternehmen edel, der Anfang vielverſprechend. Aber aus allen Verhandlungen leuchtete bald Unbedachtſamkeit und Willkühr hervor.

Man konnte gleich in den erſten Verhandlungen und Dekreten der konſtituirenden Nationalverſammlung ſehen, daß hier nicht der Geiſt der Weisheit herrſche,

welcher einem Senate oder einer geſetzgebenden Verſammlung geziemt. Statt durchgedachte und auf die Zeitumſtände paſſende Geſetze zu geben, unterhielt man das Volk wie auf einem Theater mit ſchönen Prunkreden, oder, wie in Schulen, mit abſtrakten Sätzen. Statt weiſe Einrichtungen und Inſtitute anzulegen, worin der Geiſt zubereitet worden wäre, errichtete man Pöbelgeſellſchaften und Flitterfeſte; und ſtatt die verlierenden Klaſſen zu gewinnen oder zu entſchadigen, brachte man ſie zur Verzweiflung.

In allen wohlgerathenen Revolutionen hat man die Mehrheit der Volksklaſſen auf ſeine Seite gezogen. Wer Alles angreift und beleidigt, verliert zuletzt auch Alles. Die franzöſiſchen Volkshäupter konnten ſich nicht wie der Kaiſer Joſeph über die Mißſtimmung des Volks beklagen. Sie hatten die aufgeklärtere Geiſtlichkeit, den mit dem Hofe unzufriedenen Adel, die Gelehrten, die Handelsleute und den größeren Theil des gemeinen Volkes auf ihrer Seite. Die bey weitem größere Menge der Franzoſen wünſchte eine Verbeſſerung der Verfaſſung. Aber bald verloren ſie die Zuneigung eines jeden Standes, weil ſie ſie alle beleidigten. Ihr erſter Angriff geſchahe auf den Hof und die große Anzahl der Menſchen, welche ihm zugethan war; dann zogen ſie nicht nur gegen die Geiſtlichkeit, ſondern gegen alle Religion ſelbſt zu Felde. Die Reihe kam hernach an den Adel und die privilegirten Klaſſen. Die Parlamente und ſonſtigen Staatsbeamten, welche doch bisher als die einzigen Stützen der Freyheit angeſehen wurden, blieben nicht verſchont. Bald darauf wurden die Reichern und Handelsleute geplündert. Endlich rückten ſie ſelbſt gegen das gemeine Volk an; ja ſogar die Gelehrten und Patrioten, welche die Revolution vorbereitet hatten, wurden ein Opfer der Partheywuth und Unklugheit.

Digitized by Google

Durch dieſe gewaltſame, wo nicht abſcheuliche Art, die innern Angelegenheiten eines ſo großen Volkes zu ordnen, wurden auch die äußeren Verhältniſſe um ſo gefährlicher und der guten Sache nachtheiliger. In vorigen Zeiten ſind auch Revolutionen vorgenommen, und wichtige Veränderungen in den Verfaſſungen gemacht worden: allein die Staaten, worin ſie vorgingen, wurden dadurch nicht in einen allgemeinen Krieg mit allen Mächten verwickelt. Im Gegentheil wußten ſich ihre Häupter ſogar den Schutz auswärtiger Fürſten und Nationen zu verſchaffen. So wiſſen wir, daß die holländiſche Revolution durch Frankreich und England, die amerikaniſche durch Spanien und Frankreich unterſtützt wurden.

Da aber die Häupter der franzöſiſchen Revolution alle Stände zu zernichten, alle Thronen zu erſchüttern, und alle, auch die beſten Regenten zu beleidigen drohten, bekamen nicht nur ihre Feinde, ſondern ſelbſt ihre natürlichſten Bundesverwandten einen Abſcheu vor ihnen. Sie ergriffen allgemein die Waffen gegen Frankreich, aus Furcht, nicht ſelbſt bekriegt zu werden.

Es iſt freylich nicht zu läugnen, daß die Konvention von Pilnitz viel dazu beygetragen habe, die Wuth der Volkshäupter anzufachen, und den Krieg allgemein zu machen. Da man aber gleich bey den erſten Ausbrüchen der Revolution Alles zerſtörende Grundſätze äußerte, und auch gar keinen Schritt thun wollte, fremde Höfe oder Mächte zu gewinnen, ja alle Könige und Fürſten aufbrachte: ſo war es ganz natürlich, daß zuletzt nur Wuth und Schrecken an die Tagesordnung kamen.

Eine andere Unbedachtſamkeit war, daß man gleich eine auf Schrauben geſtellte Konſtitution entwarf, und deren Vollführung zum Theil in die Hände derjenigen gab, gegen die ſie gerichtet war. Wie konnte man ſich

verſprechen, daß ein ohne das oberflächlich überdachtes Werk durch Menſchen erhalten werden könne, welche eben wünſchten, daß es wieder zerfallen möchte? Es gab in den alten Verfaſſungen der europäiſchen Staaten viele Anſtalten, welche durch Jahrhunderte geprüft, und auf die Sitten der Völker gegründet waren: dieſe hätte man nur verbeſſern, ihnen einen neuen Geiſt einhauchen dürfen; und hinter dem gothiſchen Gerüſte wäre ein ſchöner Bau der bürgerlichen Geſellſchaft hervorgegangen, welchen ſelbſt diejenigen, ſo an ihre alten Ritterſchlöſſer gewöhnt geweſen waren, mit Freude bewohnt haben würden. Aber man zerſchmetterte gleich alle Formen und Grundfeſten, erhob darüber ein zwar glänzendes, aber jedem Windſtoße ausgeſetztes Kartenhaus, und da ſeine leichten Wände nicht halten wollten, führte man das ſchreckliche Blutgerüſt der Guillotine um es herum, daß jeder davor zurückbebte, wie vor einer Räuberhöhle, und ſich lieber die alten, obwohl unregelmäßigen Burgen zurückwünſchte.

Während dem auf dieſe Weiſe eine Konſtitution der anderen wiche, und die Revolution täglich grauſamer, der Krieg allgemeiner wurde, hatte ſich der auf Freyheit und die erſten Rechte der Menſchen gegründete Staat ſchnell in eine militäriſche Republik verwandelt. Die Geſetze ſchliefen, die friedlichen Gewerbe wurden auf die Seite gelegt, alles, was Waffen tragen konnte, mußte zu den Armeen marſchiren. Es gab faſt nur zwey Beſchäftigungen in Frankreich, der Ackerbau, um ſich zu ernähren, und die Kriegskunſt, um ſich zu wehren.

In dieſer ſtrengen eiſernen Lage der Republik wurde natürlicher Weiſe Feldherrntugend und Feldherrnruhm allein geſchätzt. Der tapferſte und glücklichſte Krieger ſchien auch das tüchtigſte Oberhaupt des Staates zu ſeyn.

Digitized by Google

Zu der Zeit erſchien ein Mann, bedachtſam in ſeinen Entwürfen, kühn in ſeinen Vollſtreckungen, glücklich in ſeinen Unternehmungen, und ſtellte ſich an die Spitze einer ſo großen von Innen und Außen zerrütteten Maſchine. Er gab den Geſchäften Einheit, dem geſellſchaftlichen Leben Ordnung, den Armeen Sieg, der neuen Verfaſſung außere Achtung, dem Volke innere Ruhe und Frieden. Aller Augen merkten auf ihn, Aller Hoffnungen ſtützten ſich auf ihn; er hielt Frankreichs und Europens Schickſal in ſeiner mächtigen Hand.

Vier wichtige Aufgaben lagen nun vor ihm, welche er aufzulöſen hatte. Das Volk bedurfte einer Moral und Religion ohne Aberglauben, das Land einer Verbeſſerung ohne Bedrückungen, der Staat einer Verfaſſung ohne Despotie, und Europa eines Friedens ohne Ungerechtigkeit. Napoleon glaubte erſteres durch ein neues, mit dem Pabſte geſchloſſenes, Konkordat und freye Religionsübung, das zweyte durch die Verbeſſerung der Finanzen, das dritte durch eine eingeſchränkte Monarchie, das letzte durch den Frieden von Lüneville und Amiens bewirkt zu haben.

Wenn man nach allen dieſen Bemerkungen die öſterreichiſche mit der franzöſiſchen Revolution vergleicht, ſo wurden ſie zwar nach einerley Abſichten und Grundſätzen unternommen, aber nach verſchiedenen Richtungen ausgeführt. Erſtere ging von einem gebietenden Monarchen aus, und endete mit einem aufgebrachten Volke; letztere begann mit einem aufgebrachten Volke, und endet mit einem gebietenden Monarchen. Bey erſterer ſollten die Mißbräuche des Volks, bey letzterer jene der Regierung verbeſſert werden. Erſtere verſtieß ſich an der Unbedachtſamkeit des Monarchen, letztere an dem Leichtſinne des Volkes. Joſeph ſetzte ſein Leben auf die Spitze, um

Digitized by Google

einem unkultivirten Volke Freyheit, **Napoleon**, um einem zerrütteten Staate Ordnung zu geben. Beyde Revolutionen geben uns die große Lehre: daß **wenn man ein großes System hinausführen will, man vor allem auch auf die Mittel denken müſſe, wodurch man es hinausführen könne.**

Einundſechzigſtes Kapitel.

Von der politiſchen Aufklärung.

Gebt Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.

In keinem Zeitalter iſt mehr von Aufklärung geredet und geſchrieben worden, als in unſerm ſich aufgeklärt nennenden Jahrhunderte; und doch hat man nie weniger Aufklärung über den Begriff von Aufklärung erhalten, als jetzt. Sonſt nannte man Geübtheit in gründlichen und praktiſchen Wiſſenſchaften **Weisheit**, und Erfahrung in Welthändeln **Klugheit**; und Jedermann wußte, was er damit wollte: aber ſeit der Spottepoche **Voltaire's** und ſeiner Nachbeter wird der Witzling mit dem Weiſen, der Schwätzer mit dem Gründlichgelehrten, und der grobe Recenſent mit dem klugen Staatsmanne in Eine Kategorie geſetzt. Sie werden alle zugleich aufgeklärt genannt. Ja je oberflächlicher in ſeinen Kenntniſſen, je ungebührlicher in ſeinen Ausdrücken, je frecher in ſeinen Behauptungen ſich ein Menſch zeigt, je eher erwirbt er ſich den Namen eines Aufgeklärten. Dieſe ſchwankende Unbeſtimmtheit in Begriffen und ſchädliche

Verſchwendung einer rühmlichen Benennung, hatte ſich beſonders zu Anfang der Regierung des Kaiſers Joſeph II. an den Tag gegeben; wir wollen verſuchen, die Begriffe davon zu berichtigen.

Unter dem Worte Aufklärung verſtand ſonſt jeder geſcheute Mann nichts anderes, als den richtigen Begriff einer Sache, und ihrer Nutzbar- oder Schädlichkeit. So weiß jeder Bauer, was ſein Pflug, jeder Schuſter, was ſein Leiſten iſt, und wozu er ſie brauchen kann. Es giebt aber Dinge, welche der Menſch wegen Beſchränktheit ſeiner Natur nicht ergründen kann, worüber er alſo auch nie eine richtige Aufklärung erhalten wird, er mag ſo lange und ſo viel darüber nachdenken und ſinnen, als er will. So haben ſeit Anbeginn menſchlicher Unterſuchungen viele weiſe und gelehrte Leute über den Urſprung der Dinge, über Gott, über das Verhältniß des Geiſtes zu dem Körper und andere unergründliche Dinge nachgedacht, und niemals den Grund davon auffinden können; ja Viele darunter verfielen auf die abgeſchmackteſten und lächerlichſten Behauptungen. In dieſen Dingen iſt alſo der menſchliche Geiſt beſchränkt; und welcher Weiſe oder Philoſoph behaupten will, er ſey darüber aufgeklärt, beweißt gerade dadurch, daß er über ſich ſelbſt nicht aufgeklärt, folglich kein ächter Aufgeklarter ſey. Daher ſagte auch der beſcheidene Sokrates: daß es eben ein Zeichen eines Weiſen ſey, wenn er bekenne, daß er darüber nichts wiſſe. Wir wollen die unbegreiflichen Dinge Natur- oder Religionsgeheimniſſe nennen und annehmen, daß wir darüber keine achte Aufklarung erhalten können.

Digitized by Google

1.

Natur- und religiöſe Aufklärung.

Wenn man die verſchiedenen Meynungen der alten und neuen Philoſophen und Theologen über die unbegreiflichen Geheimniſſe Gottes und der Natur genau prüft, ſo laſſen ſie ſich in zwey große Sekten theilen, nämlich in die eleatiſch-epikuriſche und die platoniſch-ſtoiſche. Jene behauptete: daß alle Dinge der Welt nichts anders als eine Wirkung einer oder mehrerer Subſtanzen ſeyen, und entweder durch Nothwendigkeit oder Zufall hervorgebracht würden. Dieſe ſetzte aber eine allgemeine göttliche Vernunft voraus, welche alles georduet habe und wieder zur Vernunft und Sittlichkeit führen müſſe. Es würde für eine politiſche Schrift zu weitläuftig werden, wenn ich alle die beſondern Entwickelungen und Sätze dieſer Syſteme anführen wollte. Das Eins und Alles des Pythagoras und Xenophanes, der Νοῦς des Anaxagoras, die Ideen des Plato, die Entelechien des Ariſtoteles, die Atomen des Epikur, der influxus physicus des Cartes, die Subſtanz des Spinoza, die Monaden und vorherbeſtimmte Harmonie des Leibniz, das Ich des Fichte, und der Idealiſm des Schelling ꝛc. ſind Beweiſe genug von der Unzulänglichkeit ihrer Unterſuchungen; keiner von allen dieſen Philoſophen konnte mit Zuverſicht ſagen: ich bin in die Geheimniſſe Gottes und der Natur eingedrungen; und wenn er auch ſo dreiſt ſeyn, und ſeine Meynung als einzig wahr und unfehlbar darſtellen wollte, wurde ihm ſogleich widerſprochen, oder er fand wenigſtens keinen allgemeinen Glauben.

Digitized by Google

„Die aufgeklärte Theologie,“ ſagt Schlegel *) „ſoll zuvörderſt in der Forderung vollkommener Begreiflichkeit der Religion, alſo in der Verwerfung aller Geheimniſſe und Myſterien beſtehen; wo ſie ſich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten laſſen, werden ſie weg erklärt. Das Unvernünftige in dem Beſtreben, Alles auf Verſtändlichkeit zurückzuführen, tritt hier im volleſten Maße ein: denn der Menſch, der ganz aus Widerſprüchen zuſammengewebt iſt, kann ſich nicht mit ſeiner Betrachtung in das Unſichtbare und Ewige vertiefen, ohne ſich in einen Abgrund der Geheimniſſe zu ſtürzen. Ferner wird in dieſer Theologie die Phantaſie als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine ſinnbildliche, ſo viel möglich individualiſirende Darſtellung zu geben, verkannt. Da es ſich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienſt über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen deſſelben urſprünglich eingeſetzt waren, gänzlich verloren geht, daß die Hülle für das Weſen genommen wird; ſo hat die Aufklärung in ihrer Polemik hingegen gewiſſermaßen Recht. Wer heißt ſie aber die Idee, welche einem Gottesdienſte zum Grunde liegt, nicht beſſer faſſen, als ſeine grobſinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, ſollte ſie vielmehr das gleichſam verſteinerte und entſeelte Symbol wieder zu beſeelen wiſſen. Aber ſie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder, und ohne Gebräuche. Man ſieht leicht ein, daß dieß tödtlich für die Poeſie iſt, welche einzig auf dieſer Seite ihre

*) Europa, zweyten Bandes erſtes Heft, Seite 71. In dieſem vortrefflichen Aufſatze wird nicht nur Religion, ſondern auch Sittlichkeit, Philoſophie und Poeſie nicht als Gegenſtand der ſogenannten Aufklärung gehalten.

Digitized by Google

Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum anderen Gott unter menſchlichen Bildern darſtellt, kommt dabey freylich ſchlecht weg. Sobald der Menſch ſich aber in eine perſönliche Beziehung mit der Gottheit ſetzt, ſo kann er gar nicht aus dieſer Vorſtellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde ſeines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weiſe, eine menſchliche Bildung ſchweben. Was liegt denn auch hierin ſo unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdiſch betrachten, als ein Werkzeug ſinnlicher Bedürfniſſe und Genüſſe. Mit geiſtigeren Blicken angeſehen, iſt er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Univerſums, was die Aſtrologen ſo ſchön durch das magiſche Wort Mikrokosmus bezeichnet haben. Betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, ſo bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Geſtalt, und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bey einer Religion, die ein hiſtoriſches Fundament hat wie die chriſtliche, die aufgeklärte Anſicht der Geſchichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geſchlechter in nichts von dem unſerigen verſchieden geweſen ſeyn können; alles wird alſo nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verſpottet oder weg erklärt. Als den Stifter dieſer Anſicht kann man hauptſachlich Voltairen nennen, dem unſere neueren Exegeten mehr folgen als ſie ſelbſt wiſſen.“

„Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklarung betrachtet zu werden pflegt, verhalt ſichs ohngefahr eben ſo. Als politiſche Maxime betrachtet, daß namlich Glieder

verſchiedener Religionspartheyen in einem Staate ungeſtört ihren Gottesdienſt ausüben dürfen, kann ſie ſehr empfehlenswerth ſeyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, iſt aber in ſo fern keineswegs eine Erfindung der neueſten Zeiten. Als Geſinnung hingegen fragt es ſich, ob ſie nicht blos verkleideter Indifferentismus iſt; denn unmöglich kann es einem gleichgültig ſeyn, ob Menſchen, für die er ſich intereſſirt, über die wichtigſten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das Gültige und Gute hierin auch in einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philoſophiſche Univerſalität des Geiſtes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung ſeyn, ſondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, ſo beſcheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erſt fragen, in wie fern die anderen, verſchieden Geſinnten, uns dulden und ertragen mögen? So viel iſt ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede ſeyn ſollte, wo man ſich das Recht anmaßt, irgend eine religiöſe Anſicht mit dem Namen Schwärmerey, d. h. nur ſchonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die ſo geprieſene Toleranz unſerer Zeiten darf aber nicht auf die mindeſte Probe geſetzt werden, etwa, daß jemand Ernſt mit dem Chriſtenthum macht, oder religiöſen Glauben an ſonſt etwas, den Toleranten wunderbar ſcheinendes, hegt; ſo kommt ſie in ihrer wahren Geſtalt zum Vorſchein, und verräth die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles ſoll tolerirt werden außer die Religion."

„Auf gleiche Weiſe verdient die Humanität in politiſcher Bedeutung, wo man z. B. gelindere Strafgeſetze darunter verſteht, und dergl. ein bedingtes Lob, als eine dem Geiſte der Zeiten angemeſſene Einrichtung,

indem bey geringerer Energie des ganzen Geſchlechts Geſinnungen und Thaten des Grimmes und der Wildheit weniger zu beſorgen ſtehen, und man alſo auch weniger davon abzuſchrecken braucht. Doch darf nur eine Gährung in irgend eine große Maſſe kommen, ſo bricht das grauſame Prinzip im Menſchen mit Macht wieder los, und zeigt, daß es mit der gerühmten Sanftheit unſerer Sitten nicht weit her iſt. Schon in jedem etwas anhaltenden Kriege verwildern die Menſchen, und daher das unendlich Hohe des ritterlichen Geiſtes, welcher die Brutalität hierbey gar nicht aufkommen ließ. — In geſelliger Hinſicht iſt Humanität oft nicht minder als die Toleranz bloßer Indifferentismus, eine zu gefällige Behandlung des Schlechten und Nichtswürdigen aus Mangel an Ernſt und aus eigner Schlaffheit.“

„Die Denkfreyheit, die ebenfalls eine Erfindung unſerer Zeiten ſeyn ſoll, iſt nothwendige Bedingung der Aufklärung, und die Aufklärer wiſſen ſie daher nicht genugſam zu preiſen. Nun heißt es zwar nach dem alten Sprüchwort: Gedanken ſind zollfrey; man ſollte alſo meynen, Denkfreyheit wäre zu allen Zeiten in der Welt geweſen, wenn man ſich nur mit ſeinen Gedanken fein ſtill gehalten hätte. Sie wollen aber noch die Freyheit dazu haben, ein Langes und Breites darüber zu ſchwatzen, zu ſchreiben und zu drucken. Dieß fallt denn mit der ſogenannten Publizität zuſammen, d. h. der Erlaubniß und Freyheit, die Verhandlungen bey politiſchen Geſchäften durch den Druck öffentlich bekannt zu machen; einer viel geprieſenen Erfindung, die aber aufs höchſte nur Erſetzung eines Mangels ſeyn würde, indem ja in alten Staaten die Geſchäfte gleich weit öffentlicher, vor den Augen Aller, verhandelt wurden. — Von der Schreib- und Druckfreyheit kann man aber doch

nicht ſagen, daß ſie eigentlich vorhanden ſey, wo ſie den Schriftſtellern blos durch den guten Willen der gerade jetzt Regierenden gegönnt wird, wenn ſie nicht durch konſtitutionelle Geſetze geſichert iſt, welches ſich wohl nur von wenigen Ländern Europa's rühmen läßt. In ſo fern fand ſie im Mittelalter mehr Statt, wo man wegen der Trennung von Staat und Kirche und des häufigen Zwieſpalts zwiſchen ihnen bey dem einen oder dem anderen Schutz finden konnte; es finden ſich daher auch die auffallendſten Beyſpiele kühner Schreibfreyheit im Dante, Petrarca, Boccaz, den Minneſängern u. ſ. w. Seit der Reformation ſind in den proteſtantiſchen Staaten die religiöſen Angelegenheiten von den weltlichen Fürſten abhängig geworden; in den katholiſchen hat der Argwohn ſtrenge Cenſur, Bücherverbote und dergleichen hervorgebracht. — So wie die Sachen jetzt ſtehen, kann freylich die Einſchränkung der Druckfreyheit ſehr verderblich werden; an ſich betrachtet, laßt ſich über die Grenzen derſelben wohl ſehr ſtreiten, und es könnte vielleicht empfohlen werden, manche Unterſuchungen in einer fremden gelehrten Sprache zu ſchreiben; eine alte Sitte, welche der Vorwitz, und dann auch die Ungelehrtheit der neuern Zeit, abgebracht haben."

Da wir alſo über ſolche Dinge keine ächte Aufklärung erhalten können, ſo fragt's ſich: was iſt, und worin beſteht eigentlich religiöſe Aufklärung?

Es iſt in der Natur des Menſchen gegründet, und die einſtimmige Erfahrung alter und neuer Zeiten beſtätigt es, daß der bürgerliche Menſch nicht wohl ohne Religion oder eine allgemeine geheiligte Moral beſtehen könne. Wenn auch einzelne Zweifler oder ſtarke Geiſter ohne ein beſtimmtes Bekenntniß ſich als gute Bürger zeigten, ſo kann dieſe Ausnahme nicht als Regel für

ein ganzes Volk angenommen werden. Findet ſich alſo in einem Staate oder der bürgerlichen Geſellſchaft eine Religion, welche erhabene Begriffe über Gott und die Natur, und eine eben ſo reine Moral aufſtellt, ſo erfordert es die wahre Aufklärung, ſelbe zu achten, ja zu unterſtützen, weil es nicht ſo leicht iſt, dem Volke eine bey ihm geheiligte Moral wieder zu geben, wenn man einmal ihre Grundfeſte erſchüttert hat.

Ueber Religionswahrheiten können zuweilen Zweifel, Dispute und Zwieſpalte entſtehen, welche, wenn ſie nicht mit Klugheit behandelt werden, die Kirchen- und Staatsordnung ſtören. Die ächte Aufklärung erfordert daher, daß in ſolchen Fällen, wo das Volk, ohne ſelbſt etwas davon zu verſtehen, leicht Parthey ergreift, ein gewiſſer aus den weiſeſten und klügſten Männern zuſammengeſetzter Senat, oder Synodus den Streit beyzulegen und die Gemüther zu vereinigen ſuche.

In allen Dingen, welche unter Menſchen eingeführt werden, ſchleichen ſich mit der Zeit Mißbräuche und Gewaltübungen ein, folglich auch in religiöſen und kirchlichen. Es erfordert alſo abermal die wahre Aufklärung, daß ein Senat oder Synode angeſtellt werde, welche dieſelben rügen, ihnen vorbeugen, oder, wenn ſie ſchon eingeriſſen ſind, ſie abſchaffen können.

Eben dieſe Mißbräuche erwecken zuweilen Reformatoren, welche, ohne einen angeſtellten Senat oder die Synoden zu begrüßen, im eignen Gefühle ihrer Ueberzeugung ſelbe beſtreiten. Wenn nun ſolche Menſchen Widerſpruch finden, ſo gehen ſie im Eifer ihres Reformationsgeiſtes weiter, als ſie anfänglich dachten, und greifen nebſt den Mißbräuchen ſogleich ſolche religiöſen Sätze an, welche man bisher für nöthige Glaubenswahrheiten hielt. Daraus entſpringt zuerſt Zwieſpalt

Digitized by Google

in der Kirche, dann bürgerlicher Krieg im Staate. Die ächte Aufklärung erfordert daher wieder, daß der Senat oder die Synode nicht nur auf die Mißbräuche ſelbſt wache, ſondern auch eifrige Männer anhöre, welche dieſelben bemerken und abgeſtellt wünſchen. Da dieſer Fall die hiſtoriſche und pragmatiſche Seite der religiöſen Aufklärung betrifft, ſo wollen wir ihn näher beleuchten.

In den meiſten, ja faſt allen europäiſchen Staaten gelten noch poſitive Religionen, und, zwar hauptſächlich die chriſtliche, als der Inbegriff der öffentlichen Moral. Wo hat man ein Volk ohne Glauben geſehen? Alle die verſchiedenen Sekten, wozu ſich die Chriſten bekennen, ſind einig in den hauptmoraliſchen Wahrheiten. Der Katholik, wie der Proteſtant, der Kalviner, wie der Lutheraner, der Herrnhuter, wie der Socinianer, hält Mord, Diebſtahl, Ehebruch, Unmäßigkeit ꝛc. für Sünde, Wohlthun und Menſchenliebe für Pflicht. Nur in den Artikeln des Glaubens denken ſie verſchieden; da aber dieſe auf unbegreiflichen Wahrheiten beruhen, und auf das praktiſche Leben eigentlich keinen Bezug haben, indem ſie blos ſpekulativ ſind, ſo ſtören ſie an und für ſich ſelbſt die Ruhe der bürgerlichen Geſellſchaft nicht; denn eine jede Sekte bekennt ſchon dadurch, daß ſie geoffenbarte Myſterien annimmt, die Unmöglichkeit der Aufklärung über dieſe unbegreiflichen Dinge. Wenn zum Beyſpiel der Lutheraner den Katholiken der Abgötterey beſchuldigen will, daß dieſer die Gegenwart Gottes im Sakramente verehrt, ſo kann ein Gleiches der Kalviner dem Lutheraner entgegenſetzen, weil dieſer ſelbe doch wenigſtens in der Nießung annimmt; und ſo fort wieder der Socinianer dem Kalviniſten, weil dieſer einen Menſchen als Gott anbetet, u. ſ. w. Alle dieſe verſchiedenen Meynungen beruhen auf einem und demſelben Geheim-

Digitized by Google

niſſe, und wer, wenn es nicht ein Senat oder Synode thut, ſoll entſcheiden, welches die wahre ſey?

Solche Widerſprüche in religiöſen Dingen haben lange die Chriſtenheit in Uneinigkeit, und die Staaten in bürgerliche Kriege verwickelt, ohne daß ſich ein oder der andere Theil einer größern Aufklärung darüber rühmen könnte.

Die erſten Reformatoren wollten auch nicht ſowohl den Glauben als die Sitten und Kirchenzucht reformiren. Da ſie aber einige Artikel als die Urſache der Mißbräuche ſelbſt anſahen; ſo blieben endlich auch dieſe nicht verſchont. Sie warfen das Anſehen des Pabſtes und der Konzilien übern Haufen, weil ſelbe ihre Lehre verdammen konnten. Sie griffen die Gegenwart im Sakramente an, weil dieſer Glauben den ſinnlichen Gottesdienſt erhebt; ſie nahmen das Fegfeuer nicht an, weil ſie dieſes als ein Beförderungsmittel der geiſtlichen Macht hielten; ſie verwarfen endlich die Göttlichkeit Chriſti ſelbſt, weil ſie alle Verehrung eines Menſchen als Abgötterey betrachteten.

Nun traten aber die Kirchenhäupter auf, und ſagten ihnen: die Kirche iſt eine Geſellſchaft, von Gott ſelbſt gegründet und geſetzt. Ihren Vorſtehern allein kommt das Recht zu, den Glauben zu beſtimmen und die Mißbräuche abzuſtellen. Die Konzilien haben von jeher die übertriebene Gewalt der Päbſte beſchränkt, die Sitten der Geiſtlichen gebeſſert, den Aberglauben und die Abgötterey verdammt, aber nie den Glauben erſchüttert. Es ſteht in ihrer Gewalt, Faſt- und Feyertage einzuſetzen und abzuſchaffen, den ehloſen Stand der Prieſter zu gebieten und aufzuheben, Mönchsklöſter zu ſtiften oder zu vernichten, den Gottesdienſt zu vervielfältigen oder zu vereinfachen ꝛc. Ueber alles das, was ihr an der Kirche

rügen wollt, hat ſie Gewalt, und ſie kann es ſo oder ſo ordnen; nur die alten, von den Kirchenvätern bis auf unſere Zeiten übertragenen Religionswahrheiten darf ſie nicht ändern, oder verdrehen. Wollt ihr alſo wahre Mißbräuche abgeſchafft wiſſen, ſo wendet euch an uns, und es ſoll geſchehen, aber den Glauben zu ſchmälern, liegt nicht in unſerer Macht.

Nach dieſen beyderſeitigen Aeußerungen war keine Vereinigung in Glaubensſachen mehr möglich; über die Abſchaffung der Mißbräuche konnten zwar beyde Theile einig werden, nicht aber über die Feſtſtellung der Glaubensartikel. Beyde glaubten Recht zu haben, und keine Parthey konnte doch behaupten, daß ſie über Glaubensſachen aufgeklärter ſey, als die andere. Denn ein Ding glauben, und darüber zu gleicher Zeit aufgeklärt ſeyn wollen, iſt ein offenbarer Widerſpruch. Aufgeklärt über eine Sache ſeyn, heißt: ſie begreifen; welche aber von allen dieſen Partheyen konnte ſich rühmen, Geheimniſſe begriffen zu haben?

„Die Reformation“, ſagt Schlegel *), „hat wider Mißbräuche geeifert, deren Abſtellung in der Geſammtheit der Kirche (das bedeutet ja Katholicismus) vielleicht allmähliger, ſpäter, aber univerſeller und dauernder zu Stande gekommen wäre. Uebrigens gleichen die Reformatoren ſchon darin den neueren Theologen, gegen die ſie übrigens Heroen und Koloſſen waren, daß ſie, Gegner aller Myſtik, gleichſam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil ſie etwa damit abkommen möchten; daß ſie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer ſinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten, und endlich, daß ſie ſehr unhiſtoriſch zu Werke gingen, indem ſie die

*) Ibidem. Seite 76.

ganze Geſchichte des Chriſtenthums von beynahe andert-halb tauſend Jahren, nur etwa die erſten Generationen abgerechnet, mit einem Streiche vernichteten. Die pro-teſtantiſch gewordenen Länder erlitten durch ſie Anfangs einen großen Rückſchritt in eine barbariſche Kontrovers-zeit; die nachherigen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften waren mehr indirekte Wirkung. In den katholiſch geblie-benen Ländern erfolgte ebenfalls eine Hemmung und Stillſtand der ſchon ſo blühenden Bildung, indem die um ihre Exiſtenz kämpfende Kirche illiberal und argwöh-niſch ward. Zuvor war ſie die milde Mutter der Künſte geweſen; in der Muſik hat uns der Kirchengeſang viel-leicht die einzigen ächten Ueberreſte griechiſcher Muſik bewahrt; die Malerey verdankt ihr alles: Gegenſtände, Begeiſterung und großen Wetteifer; die Skulptur und Architektur nicht zu erwähnen. Noch hat die Malerey in keinem proteſtantiſchen Lande zu einigem Flor gelangen können (Holland etwa ausgenommen: was bedeutet dieß aber gegen die großen italieniſchen Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert?) und es läßt ſich leicht nachweiſen, daß dieß von der religiöſen Verfaſſung herrührt. Europa, beſtimmt nur eine einzige große Nation auszumachen, wozu auch die Anlage im Mittelalter da war, ſpaltete ſich in ſich; das wiſſenſchaftliche Streben zog ſich nach Norden, die Kunſt und Poeſie blieb im Süden; und da ohne die Reformation Rom verdientermaßen, der Mittel-punkt der Welt geblieben wäre, und die ganze europäiſche Bildung italieniſche Farbe und Geſtaltung angenommen hätte, ſo gaben jetzt Frankreich und England den Ton an, und natürlich verbreitete ſich von daher aus der Weſtwelt vieles auch über Deutſchland, den eigentlichen Orient von Europa. Deutſchland als die Mutter der Refor-mation, hat auch an ſich ſelbſt die ſchlimmſten Wirkungen

Digitized by Google

von ihr erfahren; in zwey Nationen, die nördliche und ſüdliche, geſchieden, die ohne Zuneigung und Harmonie von einander nichts wiſſen, und ſich hinderlich fallen, ſtatt gemeinſchaftlich herrliche Erſcheinungen des Geiſtes hervorzurufen, hier durch Mißbrauch der religiöſen Freyheit erſchlafft, dort durch geiſtlichen Despotismus gedrückt und dumpf geworden, und noch iſt keine Ausſicht zur Vereinigung da. Deutſchland ſpielt die übelſte Rolle in der Geſchichte, und iſt in Gefahr ſeine Selbſtſtändigkeit ganz einzubüßen."

Aber auch ſelbſt im praktiſchen Leben konnte weder das eine noch das andere Bekenntniß an und für ſich ſelbſt größere Aufklärung gewähren. Thomas Morus war ein ſo gerechter und ſittlicher Staatsmann als Hugo Grotius; Richelieu ein ſo aufgeklärter Miniſter als Oxenſtierna; Wallenſtein ein ſo großer General als Wrangel; de Thou ein ſo vortrefflicher Geſchichtſchreiber als Puffendorf; und Taſſo ein ſo geiſtreicher Dichter als Milton; obwohl Erſtere ſich zur katholiſchen, Letztere zur proteſtantiſchen Kirche bekenneten. Ein klarer Beweis, daß ſich ein Menſch nicht rühmen könne, daß er im praktiſchen Leben größere Aufklärung beſäße, wenn er weniger Glaubensartikel annimmt; denn die praktiſche Aufklarung wachſt nicht mit der Abnahme des Glaubens, ſondern mit der Kenntniß ſolcher Dinge, welche wir begreifen können. Aus allem dem folgt, daß ſich die religiöſe Aufklärung nur über die Moral und Kirchenordnung erſtrecken könne, der Menſch aber im Uebrigen ſeine Unwiſſenheit bekennen müſſe. Hat doch die neueſte Philoſophie den Glauben über das Wiſſen ſetzen müſſen; was will, was kann die Theologie thun*)?

*) Die Skeptiker alter und neuer Zeiten haben dadurch die philoſophiſchen und theologiſchen Sophiſten in eine gewal-

2.
Politiſche Aufklärung.

Wir kommen nun auf einen anderen Zweig der Aufklärung, welcher in unſern Tagen eben ſo große Erſchütterungen hervorgebracht hat, als zu den Zeiten der Reformation die religiöſe: ich meyne die politiſche Aufklärung.

Religionsſachen können nicht begriffen werden, denn ſie liegen außer dem Gebiete der menſchlichen Erkenntniß; aber politiſche Dinge ſind Menſchenwerke, und man kann nicht nur, ſondern ſoll ſich darüber wahre Aufklärung erwerben.

Woher kam es denn aber, daß in unſern aufgeklärtern Zeiten ſich das aufgeklärteſte Volk Europens ſo gewaltig daran verſtoßen hat? Die Philoſophen hatten die erſten Rechtsgründe auseinander geſetzt, Staatsmänner die Formen der bürgerlichen Geſellſchaft feſtgeſtellt, ein allgemeiner Freyheitsenthuſiasmus ſelbe unterſtützt; und doch ſind bey und durch die franzöſiſche Revolution ſolche politiſche Fehler und Gewaltthaten begangen worden, welche man ſeit undenklichen Zeiten in der Staatsgeſchichte nicht erhört hat.

In politiſchen Dingen iſt eine doppelte Aufklärung nöthig, welche man wohl unterſcheiden ſoll. Man muß erſtens die allgemeinen Rechtsgründe erforſchen, und dann die beſondern Klugheitsregeln kennen, welche zur wirklichen Feſtſtellung der erſteren nöthig ſind. Jene gründen ſich auf die Vorſchriften der Vernunft, dieſe auf die Vorſchriften der Erfahrung. Jene haben es mit

tige Verlegenheit gebracht, daß ſie ihnen zuvor den erſten Grund alles Wiſſens abforderten; und ſie eben dadurch wieder auf den Glauben verwieſen.

Digitized by Google

abſtrakten Wahrheiten, dieſe mit den individuellen Leidenſchaften der Menſchen zu thun. So iſt es zum Beyſpiele ein allgemeiner Rechtsſatz, daß die Menſchen alle an Rechten gleich, und in der bürgerlichen Geſellſchaft als einzelne Kontrahenten anzuſehen ſind. Da aber die Organiſation eines Staates nach Maßgabe ſeiner Größe, Bevölkerung, Lage, der Sitten des Volkes ꝛc. beſondere Rangordnungen, Bürgerklaſſen, Stellen und Abtheilungen erfordert; ſo würden ſeine Geſetzgeber einen geringen Grad von politiſcher Aufklärung beweiſen, wenn ſie dieſe allgemeinen Rechtsſätze ſo ganz nackt, wie ſie da liegen, auf das bürgerliche Leben anwenden wollten. Nur an Rechten ſind alle Bürger eines Staates einander gleich, aber weder an Rang, noch Vermögen, noch Gewalt, noch Kultur, noch Leidenſchaften. Auf alle dieſe Dinge muß ein weiſer Geſetzgeber Rückſicht nehmen, wenn er den Staat gut und gehörig organiſiren will.

Ein anderer allgemeiner Rechtsſatz iſt, daß alle unabhängige Staaten an Rechten gleich ſeyen. Allein wenn der Staatsmann einer kleinen Republik, wie die von St. Marino, oder eines kleinen Fürſtenthums, wie im rheiniſchen Bunde, eben die äußern Maßregeln nehmen wollte, wie ein Kaiſer der Ruſſen oder Franzoſen, ſo würde er ſich wahrlich dadurch lächerlich machen. Letztere können zahlreiche Armeen marſchiren laſſen, Erſtere müſſen ſich nur durch kluge Bündniſſe ſchützen. So ſehr hängt die ächte politiſche Aufklärung von Umſtänden, Verhältniſſen und den Leidenſchaften der verſchiedenen Staaten und Völker ab.

Indeſſen giebt es doch einige Dinge in der Politik, worin eine allgemeine Richtſchnur der Aufklärung angenommen werden kann. Z. B. die Civil- und Kriminalgeſetzgebung, die Verwaltung der Finanzen, die öffentliche

Digitized by Google

Erziehung, die Induſtrie, die öffentlichen Armen-, Kranken-, Landnothdurfts- und Pupillenanſtalten ꝛc. In ſolchen Dingen ſind alle Staaten einander gleich, und ein Jeder muß ſich beſtreben, die beſtmöglichſte Aufklärung darüber zu erhalten.

Ein anderer wichtiger Gegenſtand der politiſchen Aufklärung iſt die geſetzmäßige Regierung eines Staates. Seine Form mag nun nach Lage und Umſtänden monarchiſch, ariſtokratiſch, demokratiſch oder gemiſcht ſeyn; nie ſoll und darf Willführ und Bedrückung darin Statt haben. Der kluge Montesquieu hat in ſeinem ſchönen Werke über den Geiſt der Geſetze die Mittel angegeben, wodurch in den verſchiedenen Staatsverfaſſungen die Willführ und der Despotismus abgehalten wird. Auch andere alte und neuere politiſche Schriftſteller und Geſchichtſchreiber haben ein gleiches gethan. Es iſt alſo gut, wenn ſich ein jedes Volk oder vielmehr ſeine Häupter und Vorſteher eine ſolche politiſche Aufklärung über dieſen Punkt erwerben, daß aller Gewaltthätigkeit ſo viel möglich der geſetzmäßige Damm entgegengeſetzt werde.

Der Hauptzweig der politiſchen Aufklärung iſt aber die Menſchenkenntniß und ihrer Leidenſchaften, Charaktere und Neigungen. Ohne dieſen wird man ſich weder in Anordnung der Staatsverfaſſungen, noch in Behandlung der Geſchäfte guten Fortgang verſprechen können. Die größten Geſetzgeber und Staatsleute haben ſich in dieſem Punkte vorzüglich ausgezeichnet. Sie gaben ihrem Volke ſolche Geſetze und Verfaſſungen, welche ſeinem Charakter und ſeinen Sitten die angemeſſenſten waren, und wußten die Neigungen und Leidenſchaften der Menſchen ſo zu benutzen, wie es ihre Abſicht erforderte. So weiſe und aufgeklärt ſich auch manche Häupter der franzöſiſchen Revolution dünkten, wenn ſie ſich über etliche alte

Digitized by Google

Vorurtheile des Pöbels hinauszuſetzen wußten; ſo wenig Aufklärung zeigten ſie in der wirklichen Geſetzgebung und Staatsverwaltung. Sie warfen ein altes Gebäude übern Haufen, ohne an deſſen Stelle ein ſolides neues geſetzt zu haben. Sie ließen ſich den Zügel der Staatsverwaltung aus den Händen reißen, ehe das Volk noch an die Ordnung der Dinge gewöhnt war; und mußten endlich ſelbſt wünſchen, daß man jene alten Inſtitute wieder hervorſuchte, deren Vertilgung ſie als den Triumph der politiſchen Aufklärung angeſehen hatten.

Bey dieſem Theile der politiſchen Aufklärung, welcher ſich auf die Kenntniß und Benutzung der menſchlichen Leidenſchaften gründet, wird es nicht undienlich ſeyn, wenn ich hier anführe, wie ſich große Staatsmänner des Enthuſiasmus des Volks und ſelbſt des Aberglaubens bedient haben, um große Dinge hinauszuführen. Es haben ſchon Polybius und Tacitus unter den Alten, Machiavel und Montesquieu unter den neuern Geſchichtſchreibern dargethan, mit welcher Klugheit und Wirkſamkeit der Areopag bey den Griechen und der Senat bey den Römern die Weihungen des Epimenides und die Eidſchwüre der Plebejer benutzt hatten, um Aufruhr abzuhalten, und die Armeen zu Siegen zu führen. Die großen Thaten der Alten, ſagen Machiavel und Montesquieu, waren weniger auf feine Räſonnements, als auf einen heiligen Enthuſiasmus der Völker gegründet, welchen ihre Häupter anzufachen und zu unterhalten wußten; und ſelbſt in neuern Zeiten hat vielleicht der Marſeillaner-Marſch und das God seave the King mehr Wirkung hervorgebracht, als alle abſtrakten Räſonnements über die Rechte der Menſchen.

„Was iſt denn doch aber wohl die Urſache, ſagt „Demoſthenes, daß ehedem die Griechen insgeſammt

„ſo bereit und willig waren, für ihre Freyheit zu fechten,
„als die jetzigen ihrer Sklaverey täglich mehr zulaufen?
„Ich will es euch ſagen, Männer von Athen! Es war
„damals in den gemeinen Leuten ein Trieb, ein Geiſt,
„welcher ſich verloren hat, und nun gänzlich verloſchen
„iſt. Dieſer Geiſt hat den perſiſchen Reichthum mit Füßen
„getreten; er hat Griechenland in ſeine Freyheit geſetzt;
„er iſt aus allen Schlachten zu Waſſer und zu Land ſieg-
„reich davon gekommen.“

Ohne uns viel in die Geſchichte der alten Griechen und Römer zu entfernen, wollen wir aus der neuen franzöſiſchen Geſchichte Beyſpiele anführen, welche jenen alten gleichen.

So lange Frankreich und England, dieſe ewigen Feinde in dem europäiſchen Völkerbunde, mit einander kämpfen (ihr Zwiſt ſcheint ſchon bey ihrer erſten Bildung entſprungen zu ſeyn), war vielleicht kein Krieg für das franzöſiſche Reich fürchterlicher und gefährlicher, als jener, welcher unter Karl VI. und VII. geführt wurde. Die Engländer hatten unter Anführung ihres tapfern Königs Heinrich V. ſchon alle nördlichen Provinzen eingenommen. In der blutigen Schlacht bey Azincourt waren vier Prinzen vom Geblüthe und der Kern des franzöſiſchen Adels geblieben. Die Partheyen von Orleans und Burgund zerriſſen die Eingeweide des Staates, und halfen dem Feinde ſelbſt zum Siege. Der König war aus Paris in eine kleine Provinz getrieben; ſeine Mutter ſelbſt heimlich auf der Seite der Engländer; Heinrich VI. von England ſchon wirklich als König von Frankreich gekrönt.

Die ſchlechte Staatsverwaltung half nicht weniger das Reich zu Grunde zu richten, als die Feinde. Der Staat hatte keinen Rath, die Truppen keinen Anführer,

die Regierung keine Hülfsquellen. Während dem die Engländer eine Provinz nach der anderen wegnahmen, lag Karl VI. in den Armen ſeiner geliebten Agnes, ordnete Feſte und Luſtpartheyen an, und verſchwendete in Wolluͤſten die wenigen Gelder, welche noch die Armeen unterhalten konnten, ſo daß ihm der wackere la Hire ſelbſt ins Geſicht ſagte: Ich denke, Ew. Majeſtät könnten Ihr Königreich nicht mit mehr Kurzweil verlieren.

In dieſer Noth erſchien ein Mädchen aus Dom-Remi, ohne Vorzüge der Geburt, ohne Glanz des Namens, ohne Kraft der Männlichkeit, und bot ſich dem weibiſchen Könige an, den Staat zu retten. Sie rühmte ſich himmliſcher Eingebungen, dünkte ſich ein Werkzeug der Vorſehung, und verſprach den Franzoſen göttlichen Beyſtand in ihren Kriegen.

Der König, die Staatsräthe, die Biſchöffe, und ſelbſt die Krieger folgten ihrem Winke, man vertraute ihr, ſey es aus Glauben oder Klugheit, das Kommando des Heeres an.

Zu der Zeit belagerten die Engländer gerade Orleans, und wenn dieſer Platz genommen war, konnte ihnen die gänzliche Unterwerfung Frankreichs nicht mehr fehlen. Das Mädchen aber umgürtete ſeinen zarten Leib mit einem Harniſch, ſteckte ſein holdes Geſicht in eine Blechhaube, nahm ihr geheiligtes Schwerdt in die Hand, beſchämte den Anführer, entflammte den Soldaten, und ſchlug mit Heldengeiſt die Engländer von dieſer Feſtung weg.

Sie hatte nämlich dem Könige vorausgeſagt, daß ſie die Feinde beſiegen, und ihn zu Rheims krönen laſſen würde. Sie thats. Der durch ſie wieder begeiſterte Franzos überwand die Engländer in allen folgenden Treffen. Auxerre, Troyes, Chalons, Soiſſons, Com-

Digitized by Google

piegne und viele andere Städte wurden wieder eingenommen, die Feinde verloren die eroberten franzöſiſchen Provinzen. Im Jahr 1429 den 17. Juli wurde der König in Rheims gekrönt, und in kurzer Zeit beherrſchte er wieder, bis auf Calais, ſein ganzes Königreich.

Zu Anfang der franzöſiſchen Revolution ſahe man ein ähnliches Schauſpiel. Ganz Europa zog mit mächtigen Heeren gegen ein ſeine Freyheit vertheidigendes Volk. Schon waren in den Niederlanden viele Feſtungen, am mittelländiſchen Meere die Seeplätze eingenommen. Hier droheten die Kaiſerlichen dem Elſaß und Lothringen, dort die Engländer und Vendeer Bretagne und der Provence, indeſſen der bürgerliche Krieg das Herz von Frankreich zu zerreißen ſchien. Der Enthuſiasmus der Freyheit ſiegte über alle dieſe Hinderniſſe. Montesquieu rückte in Savoyen, Dümourier in die Niederlande, und in kurzer Zeit hatten die Republikaner nicht nur ihren eignen Boden wieder erobert, ſondern ihre Armeen ſtunden auch weit im feindlichen Gebiete.

Allein bald veränderten ſich dieſe glänzenden Auftritte in die fürchterlichſten Greuelſcenen. Die Häupter des Nationalkonvents in ſich ſelbſt entzweyet, ſetzten an die Stelle der ungemein beliebten Göttin der Freyheit, die ſcheußliche Furie des Schreckens, und nannten ſie Vernunft. Vor den franzöſiſchen Heeren wehete zwar immer noch die Fahne des Vaterlandes, allein hinter ihnen rückte das blutige Gerüſt der Guillotine her, und verſetzte alles in Furcht und Schrecken.

„Als der öffentliche Ruf“, ſagt ein Glied dieſes Nationalkonvents, „überall unſere Triumphe bekannt „machte, was mußte die Welt von einem Gouvernement „denken, welches eine Armee von Helden geſchaffen, „und auf zwanzig verſchiedenen Punkten den Sieg

Digitized by Google

„organiſirt hatte? Sollte man ſich dabey nicht eine Ver„ſammlung von Menſchen gedacht haben, welche einig „in ihren Entſchlüſſen, entflammt vom glühendſten „Patriotism, entfernt von aller Faktion und Privatin„tereſſe, nur das allgemeine Wohl vor Augen gehabt „hätten? Eine Verſammlung, von der man das hätte „ſagen können, was der Miniſter des Pirrhus einſt „vom römiſchen Senate ſagte. Allein dieſe Menſchen, „welche ganz Europa zittern machten, welche im Aus„lande mit dem Gedanken der Größe umgeben waren, „ſtellten vor den Augen ihrer Mitbürger das Bild der „kleinſten Leidenſchaften dar. In der Ferne war es der „Glanz des Olymps und die Majeſtät der Götter; in der „Nähe das traurige Schauſpiel von einigen ſchwachen „Tugenden, der elende Kampf von niedriger Eigenliebe, „und das ſchändliche Beſtreben des Haſſes und der „Rache. Woher kamen die großen Bewegungen, welche „wir ſahen? Soll ichs ſagen? Von einer Gottheit, welche „man Furcht nennt. Die Furcht hat in unſerer Revo„lution eine ſo große Rolle geſpielt, daß man öfter das „der Politik, dem Ehrgeize, oder gar tiefen Einſichten „zuſchrieb, was nur geſchah, um ſeinen Gegner zu über„raſchen, und ihm ſelbſt Furcht und Schrecken einzu„jagen.“

„Betroffen von der Ruchloſigkeit einer Generation, „unter welcher man zu gleicher Zeit, und vielleicht das „erſtemal die grauſame Brutalität der Wilden, und die „ränkevolle Verſchlagenheit geſchliffener Menſchen ver„einigt ſahe, fragte ich mich oft ſelbſt: welches ſind „denn wohl die übelverdauten Grundſätze, die ſo viele „Menſchen verdorben haben? und ich glaubte bemerkt „zu haben, daß die Angriffe, welche man auf die Gei„ſtigkeit der menſchlichen Seele gethan hatte, die Haupt„

Digitized by Google

„urſache jenes Höllengeiſtes ſeyen, welcher ſo viele „Greuelſcenen und Unheil hervorgebracht hat. Der „Menſch wurde nicht mehr als ein Spiegel, als ein „Bild der Gottheit angeſehen; man zertrümmerte ihn „ohne alle Barmherzigkeit und Gewiſſensbiſſe. Freche „Naturaliſten haben das Reich jener ſträflichen Sophi„ſten verbreitet, welche alles aus körperlichen Reizen „erklären, alles auf blos phyſiſche Bewegungen zurück„bringen wollen. Heilloſe Philoſophie! welche den „Menſchen zum Viehe herabwürdigte, du haſt die Herzen „unſerer Mörder und Gurgelabſchneider mit einer Stahl„kruſte umgeben; du haſt alle Menſchlichkeit ſo in ihnen „vertilgt, daß noch keiner von ihnen mit Reue bekannt „hat: wir waren Ungeheuer..“

Es giebt Zeiten, wo ſich eine aufgeklärte Politik gewaltſamer und außerordentlicher Mittel bedienen muß. So retteten die Scipionen Rom nach der Schlacht bey Kannä, ſo Friedrich II. Preußen im ſiebenjährigen Kriege. Allein wenn eine Regierung durch ihre Unklugheit ſelbſt die Urſache des Verderbens und der Verzweiflung iſt; wenn ſie den Enthuſiasmus, welcher ihre Bürger belebt, ſelbſt in Furcht und Schrecken verwandelt: dann kann man ihre Staatskunſt weder aufgeklärt noch edel nennen; und ſo wird einem unpartheyiſchen Geſchichtsforſcher die Erſcheinung eines Mädchens von Orleans ehrwürdiger und zweckmäßiger, als alle gewaltſamen Operationen tyranniſcher Regenten. Die politiſche Aufklarung beſteht nicht in Unterdrückung aller Gefühle und Leidenſchaften des Volks, ſondern in kluger Benutzung derſelben. Denn der Staat, welcher keine Leidenſchaften hat, iſt, wie Montesquieu ſo richtig ſagt, wie ein kranker Menſch, welcher nur darum nichts fühlt, weil ihm die Kräfte fehlen.

Digitized by Google

Ein Theil der politiſchen Aufklärung erſtreckt ſich auch auf die wiſſenſchaftliche, wovon wir ſo eben reden werden.

3.

Wiſſenſchaftliche Aufklärung.

Unter wiſſenſchaftlicher Aufklärung verſteht man die ächte Kenntniß derjenigen Dinge, welche man wiſſen und begreifen kann und ſoll. Wo kein Wiſſen mehr Statt hat, fängt, ſelbſt nach dem Urtheile der neueſten Philoſophen, der Glauben an. Welches ſind alſo die Grenzen der menſchlichen Wiſſenſchaft?

Ich habe ſchon oben dargethan, daß in naturphiloſophiſchen und religiöſen Dingen keine wahre Wiſſenſchaft zu erlangen ſey. Wer hat Gott und die erſten Gründe der Natur erkannt? Alle darüber aufgeſtellten Syſteme ſind jederzeit nur als glänzende Hypotheſen angeſehen worden. Ja die meiſten davon hielt man mehr für ſchöne Dichtungen einer reichen Phantaſie, als gründliche Wahrheiten der Vernunft. Die wiſſenſchaftliche Aufklärung ſchränkt ſich alſo blos auf jene Gegenſtände ein, welche der Menſch begreifen kann, und ihm nützlich und nothwendig ſind.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich hier den ganzen Stammbaum der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß prüfen und theilweiſe aufführen ſollte. Es wird genug ſeyn, wenn ich die Hauptzweige kürzlich berühre.

Vor allem iſt nöthig, eine geſunde Logik zur Bildung des Verſtandes, und eine feſte Moral zur Bildung des Herzens aufzuſtellen; obwohl auch letztere eigentlich nicht auf dem Wiſſen beruht. Nach dieſen Hauptwiſſenſchaften kömmt die Phyſik und alle damit verbundenen

oder darauf beruhenden Kenntniſſe, als Naturgeſchichte, Medizin, Oekonomie ꝛc. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften müſſen der menſchlichen Erkenntniß Richtigkeit und Hülfe leiſten. Die Staatswiſſenſchaften und ihre Geſchwiſter, als Geſchichte, Politik, Jurisprudenz ꝛc. ſind dem bürgerlichen Menſchen unentbehrlich geworden. Die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dienen nicht nur den übrigen, ſondern ſind eine reiche Quelle der menſchlichen Glückſeligkeit und des Wohlſtandes; und viele davon ſuchen ſelbſt außer dem Wiſſen ihren Grund. Alle dieſe Wiſſenſchaften ſind der Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß, und man ſoll ſich darin die höchſtmögliche Aufklärung verſchaffen. Jeder einzelne Menſch ſowohl, als ein ganzer Staat wird die Vortheile finden, welche ihm zuwachſen, wenn er ſie kultivirt und durch neue Entdeckungen vermehrt. Daher haben auch alle wohlbeſtellte Regierungen ſich wechſelſeitig beſtrebt, diejenigen, welche ſich damit abgeben, zu unterſtützen und zu befördern. Eine Folge der wiſſenſchaftlichen Aufklärung iſt die

4.
Handwerkliche und häusliche Aufklärung.

Dieſe erſtreckt ſich über alle Beſchäftigungen des menſchlichen Lebens, welche zum Unterhalte des Staates und der Familien dienen, als Ackerbau, Bergbau, Handwerke, Haushaltung, Handel und Gewerbe. Auch hierin iſt der höchſtmögliche Grad von Aufklärung nachzuſuchen. Kenntniß der Produkte und des Bodens, Vervollkommnung der Maſchinen und Inſtrumente, Entdeckungen neuer Vortheile ꝛc. ſind von allen Sekten und Regierungen zugleich als nützlich und wohlthätig angeſehen worden.

Digitized by Google

Es iſt ſeltſam, wenn man betrachtet, daß ſich öfter ganze Nationen und Völker wegen Glaubensmeynungen und politiſchen Dingen einander verdammen, verfolgen und bekriegen, und doch alle einander in ſolchen Dingen nachahmen, deren Nutzen und Brauchbarkeit vor Augen liegt. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben Glaubensartikel die Kirche getrennt und Völker entzweyet, indeſſen ſie allerſeits in wiſſenſchaftlicher Aufklärung einander nacheiferten. Während der franzöſiſchen Revolution haben die Jakobiner die Könige, und die Könige die Jakobiner verdammt, aber die jakobiniſchen und königlichen Heere bedienten ſich doch beyderſeits der reitenden Artillerie und des Telegraphs. Glaubens- und philoſophiſch-politiſche Sätze ſind öfters unter Todesſtrafe verboten geweſen; aber nie hat man gehört, daß eine neue nützliche Erfindung in Wiſſenſchaften oder Handwerken verbannt wurde, ja ſie fand vielmehr gleich die ſchnellſte Aufnahme. So wurde die Buchdruckerey, der Kompas, das Pulver, die Schutzblattern, der Kleebau ꝛc. in allen Staaten und bey allen Völkern des Erdbodens angenommen, ſie mochten ſich zur Lehre Chriſti oder Moſes, Mahomeds oder Luthers bekennen; ſie mochten von einem Könige oder Sultan, Senate oder Dogen regiert werden.

Hier iſt alſo das fruchtbarſte, nützlichſte und unſchädlichſte Feld der menſchlichen und bürgerlichen Aufklärung; und alle Regierungen und Menſchen ſollten ſich beſtreben, darin fortzurücken und ſich wechſelſeitig ihre Entdeckungen, Unterſuchungen und Erfindungen mittheilen. Ich habe es nöthig gefunden, die öffentliche Erklärung, was ich durch Aufklarung verſtehe, anzugeben. Der unrichtige Begriff der erſteren hat in unſern Tagen ſcheußliche Auftritte und einen der blutigſten Kriege

hervorgebracht. Der Mißbrauch der letztern könnte mit der Zeit ähnliche Verfolgungen und Greuelſcenen hervorbringen, wie ſie Deutſchland dreyßig ganze Jahre hindurch gefühlt hat. Rechtſchaffene Schriftſteller, welche auf das Publikum wirken wollen, müſſen ſich beſtreben, durch eine wahre Aufklärung und eine Zurechtſtellung der ſchiefen Begriffe ſolche Abſcheulichkeiten zu verhüten. Ich rühme daher alle die Verordnungen, Inſtitute, Erfindungen und Staatseinrichtungen, welche als Früchte einer ächten Aufklärung faſt überall anerkannt ſind. Ich weiß es gar wohl, daß jetzt der größte Theil der Leſewelt lieber von künftigen Kriegen und Staatsveränderungen, von geheimen Kabinetsplanen und großen Auftritten, als von nützlichen Anſtalten, heilſamen Inſtituten und ſeltenen Erfindungen hört: allein ein politiſcher Schriftſteller muß nicht allein ergötzen und unterhalten, er ſoll auch nützen. Flavie Goja war lange nicht ſo berühmt, als Ezzelino; Drake nicht ſo bekannt als der Herzog von Bukingham: aber die Zeit des Glanzes iſt vorüber gegangen, und noch ſegnet man die Erfindungen der Erſtern, indeſſen man Letztere nur noch dem Namen nach kennt.

Digitized by Google

Zweyundſechzigſtes Kapitel.

Von der Toleranz.

Jam non de religione, sed de regione agitur.
Hipp. a Lapide.

Die Toleranz kann in zweyfacher Rückſicht betrachtet werden, einmal theologiſch, dann politiſch. Erſtere hängt von dem höhern oder niedern Grade der Aufklärung ab; letztere gründet ſich aber auf die natürlichen Rechte der Menſchen. Ein jeder Menſch hat in religiöſen Dingen eine Meynung gefaßt, welche er für die beſte und wahrſte hält. Er kann alſo keine andere oder dieſer gar widerſprechende, zugeben, ohne inkonſequent zu ſeyn. Es wäre demnach keine theologiſche Toleranz möglich, und die Theologen müßten über alle, welche nicht wie ſie dächten, ihr Anathema ausſprechen. Die ganze Kirchen- und Ketzergeſchichte beſtätigt dieſe Erfahrung. Hartnäkkigkeit, Verfolgungen und Bedrückungen der Andersgeſinnten iſt ihr ſcheußlicher Inhalt. Die franzöſiſche Revolution, welche doch die Toleranz befeſtigen ſollte, hat vielmehr neue und noch abſcheulichere Belege dazu geliefert. Die theologiſche Unduldſamkeit ſcheint alſo eine nothwendige Folge der Meynungen ſelbſt zu ſeyn.

Indeſſen iſt die chriſtliche Religion, ihrer Lehre gemäß, die toleranteſte. Viele Glaubensartikel ſind in dem Evangelium noch unbeſtimmt gelaſſen, andere auf die lichteſten Wahrheiten gegründet, und ihre moraliſchen Vorſchriften gebieten ausdrücklich allgemeine Menſchen-

Digitized by Google

liebe und Duldſamkeit. Wenn alſo in einem Religionsſyſteme Toleranz einzuführen wäre, ſo müßte es gewiß in dem chriſtlichen ſeyn. Die Kirche nennt ſich vorzugsweiſe die allgemeine. Ihre Lehre müßte daher auch die allgemeinſten Religionswahrheiten enthalten; und kein Gläubiger könnte von ihrem Schooße ausgeſchloſſen werden, welcher dieſe Wahrheiten annähme. Dieſem zu Folge müßte der Pabſt, als das gemeinſchaftliche Oberhaupt alle Chriſtengemeinden mit Klugheit zu leiten ſuchen; denn nach den Vorſchriften des Evangeliums ſind die Samaritaner und Ketzer ſeine Nächſten und Brüder, und er iſt verpflichtet, ſie zu dulden, und ſanft zurechtzuweiſen.

Eben ſo könnten auch auf der anderen Seite die proteſtantiſchen Gemeinden zwar jede für ſich mehr oder weniger Glaubensartikel in der Bibel aufgeſtellt glauben: allein ſie müßten ja nach ihrem eignen Syſteme auch den übrigen Chriſten geſtatten, einige ihrer Glaubensmeynungen in der heiligen Schrift gegründet zu finden, welche ſie vielleicht überſehen hätten. Es müßte für beyde Theile ein hinlänglicher Grund zur Toleranz und Einigkeit ſeyn, daß ſie wenigſtens die Haupt- oder allgemeinen chriſtlichen Glaubensſätze nicht abläugneten.

Wenn aber auch die theologiſche Toleranz ſchwerer zu Stande zu bringen wäre, ſo ſollte es doch wenigſtens die politiſche nicht ſeyn. Dem Staate iſt allein an der öffentlichen Moral gelegen; im übrigen kann es ihm gleich gelten, ob eine Sekte dieſe oder jene Glaubenslehre aufſtellt. Allein unſere Zeitgeſchichte hat in dieſem Punkte ein ſcheußliches Beyſpiel gegeben. Indeſſen die unveräußerlichen Rechte der Menſchheit geltend gemacht werden ſollten, hat man das heiligſte Recht der Menſchen mit Füßen getreten; und während dem man eine allge-

Digitized by Google

meine Toleranz dekretirte, wurde die grauſamſte Intoleranz ausgeübt.

Wenn man die Maximen einer politiſchen Unduldſamkeit noch einigermaßen entſchuldigen könnte, ſo wäre es in den ehemals katholiſchen, beſonders den geiſtlichen, Staaten geweſen. Die katholiſche Religion ſchließt doch, ihren Grundſätzen gemaß, alle andere Sekten aus. Nichts deſtoweniger geben dieſelben, und beſonders in den neueſten Zeiten, die ſchönſten und auffallendſten Beyſpiele der politiſchen Duldſamkeit. Man hat darin einem jeden Nichtkatholiken nicht nur die durch die Geſetze anerkannte Gewiſſensfreyheit geſtattet, ſondern auch alle die Achtung, Beförderung und geſellſchaftliche Unterſtützung bezeigt, welche ſeinem Amte oder Stande gebührte. Ja man könnte ſie ſogar die erſten Sitze und Zufluchtsörter der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Aufklärung und Toleranz nennen. Während dem in Europa noch Barbarey und Fauſtrecht herrſchten, haben Leo X. in Rom, Johann von Dalberg in Worms und Heidelberg, und Albert II. in Maynz die Künſte und Wiſſenſchaften befördert, und letztere ſogar die erſten Reformatoren geſchützt. „Wo iſt „nun, ſagt Hutten von Albert, in ganz Deutſchland „ein wahrhaft gelehrter Mann, oder von welchem „gelehrten und geſchickten Manne iſt er jemals begrüßt „worden, den er nicht mit Gnade und ſeiner Freygebig„keit überhäuft hatte? Wie ſorgfaltig war er nicht erſt „neulich noch, daß dem guten Capnio *) nichts ſeiner „unwürdiges begegne? Wie begierig hat er nicht durch „eignes Schreiben den Erasmus zu ſich berufen, deſſen „Namen er allezeit mit den größten Lobeserhebungen „nennt? Wie oft fragt er uns nicht, was doch jeder der „Gelehrten arbeite, was er leide ꝛc.“

*) Reuchlin.

Als der dreyßigjährige Krieg, welcher hauptſächlich gegen die katholiſchen Stände geführt wurde, ausgewüthet hatte, war es wieder Johann Philipp, Erzbiſchoff und Kurfürſt von Maynz, welcher die beſten Köpfe aller Religionstheile entweder an ſeinem Hofe verſammelt oder in ſeinem Solde hatte. Er erhob den großen Leibniz, der auf proteſtantiſchen Univerſitäten nicht einmal die Doktorwürde erhalten konnte, zu ſeinem Reviſionsrathe und ermunterte in ihm den allumfaſſenden Geiſt, indeſſen die proteſtantiſchen Gelehrten nicht einmal wußten, daß ein Leibniz exiſtire *).

Auch in unſern Tagen hat der Kurfürſt von Maynz, Friedrich Karl, die ausgezeichneteſten Köpfe unter den proteſtantiſchen Gelehrten auf ſeine Univerſität und an ſeinen Hof berufen; und als durch den Deputationsſchluß die Hälfte von deutſchen Fürſtenthümern ſäkulariſirt wurden, waren es doch wieder der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Bayern und der Fürſt Primas, alle katholiſche Fürſten, welche proteſtantiſche Gelehrte beförderten.

Da alſo der katholiſche Theil, troz ſeiner Maximen, eine ſo vorzügliche Toleranz übte, ſo war es allerdings auffallend, wenn man in proteſtantiſchen Staaten, deren Bekenntniſſe eine unbeſchrankte Gewiſſensfreyheit geſtatten, das Gegentheil fand.

In Sachſen, Heſſen, dem Würtembergiſchen, Naſſauiſchen und anderen proteſtantiſchen Staaten und Reichsſtädten galten erſt kürzlich noch alte Geſetze, Statuten und Familienpakta, vermöge welchen ein jeder Katholik von allen öffentlichen Staatsamtern ausgeſchloſſen war.

*) Vellem, ſchreibt Conring an den kurmaynziſchen Miniſter von Böneburg, vellem significasses, quis ille sit (Leibnizius) quave dignitate. Nec enim mihi hactenus innotuit.

Zu einer ſolchen Barbarey findet ſich in jetzigen Zeiten weder ein rechtlicher, noch politiſcher, noch menſchlicher Grund. Nach den Geſetzen iſt die chriſtliche Gewiſſensfreyheit feſtgeſetzt, und ſeit dem verfloſſenen Jahrhundert beſtrebten ſich die Katholiken ſo gut, wie die Proteſtanten, in ächter Aufklärung und Wiſſenſchaften vorzurücken. Oder wollte man die katholiſche Geburt ſelbſt als ein Zeichen der Dummheit oder Ungeſchicklichkeit anſehen, ſo müßte man ſich gegen alle Geſchichte und Vernunft verſtoßen. Was würden z. B. die großen Staatsleute und Miniſter: ein Ximenez, Richelieu, Mazarini, Kauniz und Taleyrand ſagen, wenn man ſie nicht für würdig hielte, in einem kleinen Staate des heiligen römiſchen Reichs Amtsvögte zu werden? Was würden die großen Feldherren, ein Peskara, Conde, Turenne, Wallenſtein, Laudon und Montecuculi, was würden ſelbſt der Kaiſer Napoleon und ſeine Marſchalle ſagen, wenn man ihnen das Kommando einer Kreiskompagnie nicht anvertrauen wollte? Was würde endlich die Welt dazu ſagen, wenn ein Descartes, Galilei, Pascal, Colomb, Machiavel, Montesquieu, Boſſuet, Taſſo, Arioſto, Racine, Corneille, Raphael, Angelo, Titian, Haydn, Gluck, Mozart, und ſo viele große Köpfe und Genies, worunter die meiſten ſogar fromme und eifrige Katholiken waren, von der bürgerlichen Achtung ſolcher Staaten ausgeſchloſſen ſeyn ſollten?

Es hat ſich ſeit der franzöſiſchen Revolution wieder eine ſchändliche Partheylichkeit in Deutſchland eingeſchlichen, welche weder in politiſcher noch humaner Rückſicht gute Folgen haben kann. Der Sektengeiſt kann ohnmöglich der achten Aufklarung und Kultur dienen. Dieſer böſe Genius hat die deutſche Nation um ihre Würde, ihre

Länder und Selbſtſtändigkeit gebracht. Viele Jahrhunderte hindurch iſt dadurch das gute deutſche Volk in zwey Stücke zerriſſen worden, welche ſich einander mehr haßten und verfolgten, als fremde Barbaren und Eroberer. Es iſt wahrhaftig eine Schande, wenn man hört, daß in Deutſchland große Genies oder gute Köpfe nicht nach ihren Talenten oder Werken, ſondern nach den Meynungen der Pfefferkorne und Götze ſollen beurtheilt werden. Armer Leibniz! wie würdeſt du mit den Sätzen beſtehen können, welche du in deinem Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo Rege Polonorum behauptet haſt *)?

Unter den neuern deutſchen Schriftſtellern hat den Punkt der politiſchen Toleranz keiner beſſer aufgefaßt, als der Schweizer Tacitus, Johannes Müller. Man leſe ſeine Reiſen der Päbſte, und ſeine Darſtellung des Fürſtenbundes. In beyden Schriften

*) Es iſt in der That auffallend, folgende Sätze zu leſen: Catholicus est, qui in unitate catholica et sedis, apostolicae communione christianae ecclesiae pars est. — Ecclesia catholica est coetus, caritate unus, religione catholicus. — Religio catholica est, quae a Christo per Apostolos continuo universalitate temporis ad nos derivata est. — Haereticus extra religionem catholicam est, ergo extra Christum; ergo haeretici salus nulla. — Schismaticus extra caritatis unionem est; ergo in peccato mortali continuo. Ergo damnandus, si mutatur. Mutatio difficilis: ergo schismatici salus difficilis. Ergo qui catholicus non est, ejus salus externa aut nulla aut difficilis: ergo catholicum esse maximum bonum: ergo in republ. ejus impedimenta vitanda; impedimentum tanto majus, quando plus et potest nocere et vult. Vult maxime, qui cath. non est, potest, qui Rex est. Ergo Rex non catholicus, ne esto. Wo hat in langer Zeit ein katholiſcher Theolog ſolche Sätze aufgeſtellt?

geht er über die kleinlichen Meynungsunterſchiede weg, und betrachtet das große Politiſche, was die Verhaltniſſe darbieten. Der Name eines oberſten Prieſters iſt ihm daher eben ſo wenig anſtößig, als jener eines geiſtlichen Staates, wenn es auf die Erhaltung der Freyheit und Beförderung der Kultur ankommt; und die reiſenden Päbſte ſcheinen ihm ehrwürdigere Beförderer eines großen politiſchen Syſtemes zu ſeyn, als harte Eroberer oder wüthende Bilderſtürmer. Mit Thränen im Auge beſuchte er das Grab eines geiſtlichen Fürſten, deſſen große tolerante Geſinnungen er perſönlich gekannt hatte.

Ein jeder Menſch hat das unveräußerliche Recht das für wahr und heilig zu halten, was ihm ſeine Vernunft und ſein Gewiſſen dafür angiebt. Er hat auch das unveräußerliche Recht, es öffentlich zu bekennen, wenn er öffentlich dazu aufgefordert wird. Daraus folgt aber noch nicht, daß er auch das Recht habe, für ſeinen Glauben oder ſein Bekenntniß einen öffentlichen Kultus, eine öffentliche Kirche oder eine öffentliche Geiſtlichkeit zu fordern; denn, wenn dieſes von den Regierungen geſtattet würde, ſo dürften die Atheiſten und Theiſten mit eben dem Rechte in Tempeln oder Haynen ihren Naturdienſt feyern, oder die Gottheit und Unſterblichkeit der Seele läugnen, wie die Katholiken ihre Hochämter halten und die Proteſtanten ihr Abendmahl genießen. Daß nicht allen philoſophiſchen oder theologiſchen Sekten ein öffentlicher Kultus oder eine öffentliche Kirche geſtattet wird, iſt ſchon ein Beweis, daß eine vollſtandige Toleranz politiſch nicht exiſtire. Die Geſchichte aller europaiſchen Völker beweißt vielmehr, daß diejenigen Staaten und Reiche am wenigſten den bürgerlichen Kriegen und Verwirrungen ausgeſetzt waren, wo e i n öffentliches Bekenntniß das herrſchende war. Bürgerliche Faktionen wechſeln

mit den Generationen, ſo daß öfter die Kinder ſchon die Parthey verlaſſen, welche ihre Väter ergriffen hatten; aber religiöſe werden ſchon mit der Muttermilch fortgepflanzt, und dauern ſo lange, als das Bekenntniß dauert. Die Geſchichte der Reformation beweißt ferner, daß die Religionsbekenntniſſe ſich mehr nach dem Beyſpiele der Regierungen, als der Ueberzeugung des Volkes verbreitet hatten. In dem zerſtückelten deutſchen Reiche iſt faſt in einem jeden ſeiner Länder das Religionsbekenntniß nur nach den Grenzen der Territorien angenommen worden. Wenn freye Ueberzeugung des Volkes die Norm der Verbreitung geweſen wäre, ſo hätte ſchwerlich ein etliche Schuh breiter Landgraben oder Bach die verſchiedenen Religionsbekenner trennen können. Auch England iſt blos der Neigung ſeines Königs wegen, proteſtantiſch geworden. „Es iſt bekannt,“ ſagt Voltaire, „daß „ſich England deßwegen von dem Pabſte abſonderte, weil „der König Heinrich VIII. verliebt war. Das, was „weder der St. Peterspfennig, noch die Reſervate, noch „die Anwartſchaften, noch die Annaten, noch die Abläſſe, „noch eine fünfhundertjährige, von den Geſetzen des Parlaments und dem Murren des Volkes angefochtene Geldbetreibung vermocht hatten, das bewirkte eine leichtfertige Liebe.“ Ein klarer Beweis, daß ſich die Religionsbekenntniſſe der Völker zur Zeit der Reformation größtentheils nach dem Beyſpiele ihrer Regierungen geändert haben. Es fragt ſich daher, was fordert in dieſem ſo wichtigen Punkte die Klugheit, was die Gerechtigkeit?

Keine Regierung kann und ſoll einem Bürger das Recht nehmen oder verſagen, das für Wahr und Heilig zu halten, und auch, wenn er öffentlich aufgefordert wird, es zu bekennen, was ihm ſeine Vernunft und Ueberzeugung als Wahr und Heilig angiebt. Sie kann

ihn auch nicht zu einem anderen Bekenntniſſe zwingen. Jeder Bürger kann für ſich und ſeine Familie, oder auch mit ſeinen Freunden und ihm Gleichdenkenden glauben und denken auch räſonniren was er will; da aber eine jede Regierung öffentliche Kirchen- oder Staatsformen aufſtellen muß, an die ſie und ihre Untergebenen ſich halten können, ſo erfordert es die Klugheit, ſelbe nach dem Willen und Bekenntniſſe der Mehrheit einzurichten. So wie alſo in Frankreich ein Republikaner, wie Carnot, noch ſeinen Republikanismus behaupten darf, obwohl jetzt wieder eine Monarchie eingeführt iſt, ſo kann auch ein Proteſtant in Spanien, oder ein Katholik in Schweden ſeinen Glauben bekennen, obwohl die ſpaniſche Konſtitution die katholiſche, und die ſchwediſche die proteſtantiſche Religion als herrſchend angenommen haben.

Dreyundſechzigſtes Kapitel.

Daß ein Fürſt nur das Große der Regierungsgeſchäfte leiten ſoll.

Eine der erſten Eigenſchaften eines klugen Fürſten, iſt unſtreitig die Menſchenkenntniß, wodurch er ſeine Staatsbeamten gut zu wählen, und auf die Poſten zu ſtellen weiß, wohin jeder vorzüglich taugt. Wenn er alsdenn nur das Ganze überſieht und leitet, ſo geht die Staatsmaſchine, ſo zu ſagen, von ſelbſt. So haben es die größten Monarchen alter und neuer Zeit gemacht. Sie leiteten unmittelbar ihre Armeen und die auswärtigen Geſchäfte, aber die innere Verwaltung überließen ſie tüchtigen Miniſtern und Räthen, welche in ihrem Namen das Einzelne ausführten.

Digitized by Google

Ein Fürſt kann ſich auch nicht wohl in das Detail der Geſchäfte einmiſchen, ohne die Staatsmaſchine zu verwirren; denn wenn er, ohne den Beamten, welchen er an dieſe oder jene Stelle geſetzt hat, die Geſchäfte unmittelbar abthun will, ſo läuft er Gefahr, weil er die vorhergehenden Umſtände oder Verhältniſſe nicht alle kennt, einen Beſchluß abzufaſſen, welcher gerade dem Ganzen nachtheilig iſt. Die Subordination iſt darum in den Staaten eingeführt worden, damit der untere Beamte dem höhern vorarbeite, und ihn in Stand ſetze, das Ganze ſeines Geſchäftszweiges zu überſehen, und alle dahin einſchlagenden Verhältniſſe und Umſtände zu erfahren. Der in einem beſondern Geſchäfte beſtändig arbeitende Rath oder Beamte hat daher nothwendig mehr Kenntniſſe und Einſicht darin, als jeder andere, welchem dieſe Geſchäfte fremd ſind. Wenn nun der Fürſt dieſe eigens dazu angeſtellten Beamten umgeht, und entweder einen anderen darüber zu Rath zieht, oder gar ſelbſt das Geſchäft unmittelbar abthun will, ſo entſtehen offenbar zwey Nachtheile daraus. Der Fürſt wird erſtlich nicht auf den ganzen Grund der Sache kommen, und folglich zu Maßregeln verleitet werden, welche den Gang der Geſchäfte hindern oder den guten Zweck nicht erreichen, und zweytens wird der umgangene Beamte ſein Amt nicht mehr mit dem Eifer verwalten, wie er es zuvor that; ja er wird die Verwirrung der Geſchäfte noch mehr zunehmen laſſen, um den Mißgriff des Fürſten deſto auffallender zu zeigen. Die Regierung Joſephs II. giebt auch hierin wieder ein ſprechendes Beyſpiel. Dieſer Kaiſer wollte in ſeiner raſtloſen Thätigkeit alles ſelbſt überſehen, alles ſelbſt thun, und miſchte ſich öfter in die kleinſten Regierungsgeſchäfte. Nichtsdeſtoweniger ſtockte oft die Maſchine, und er wurde mehr betrogen, als ein ſchwacher Fürſt.

Digitized by Google

Vierundſechzigſtes Kapitel.

Wie ein obwohl ſchwacher Regent doch eine glänzende Regierung haben kann.

Ein Regent muß entweder ſelbſt Geiſt genung haben, um regieren zu können, oder wenn er das Staatsruder ſelbſt zu führen ſich zu ſchwach fühlt, ſelbes einem Miniſter überlaſſen, der es in ſeinem Namen thut. Die Regierungen Karls des Großen, Alfreds, der Eliſabeth, Heinrichs IV., Guſtav Adolfs, Peters und Friedrichs II. ſtehen groß in der Geſchichte angeſchrieben. Dieſe Fürſten regierten ſelbſt, und hatten auch Krafte dazu. Dagegen ſind die Regierungen Ludwigs VI., Ludwigs XIII. und des Kaiſers Karl VI. nicht minder glanzend geweſen, obwohl ſie das Staatsruder ihren Miniſtern anvertrauten.

Sobald die Erbfolge in einem Staate eingeführt iſt, werden auch Premierminiſter nothwendig. Da nicht alle Erbkönige gleichen Regentengeiſt haben können, ja die meiſten davon nach dem gemeinen Lauf der Dinge berathet ſeyn müſſen; ſo findet man in einer jeden europäiſchen Reichsgeſchichte erſte Beamte, welche den Staat regierten, und, was noch ſonderbarer iſt, die meiſten davon waren Geiſtliche und Kardinäle. Die Urſache davon iſt leicht zu ergründen: der geiſtliche Stand war immer der erſte und in Staatshändeln geübteſte. Die Geiſtlichen regierten die Gewiſſen der Könige; und da der erſte Staatsminiſter ein mächtiger Mann iſt, ſo wird ihm auch ſelten die biſchöffliche oder Kardinalswürde verſagt werden. Ja Viele davon waren nicht zufrieden, im Namen ihres Königs ein Reich zu beherrſchen; ſie wollten vermöge

Digitized by Google

der Kardinalswürde ſelbſt ſouveräne Fürſten und Päbſte werden.

Dem ſeye aber wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß die Regierungen jener Regenten, welche das Ruder einem geſchickten Premierminiſter überließen, viel beſſer waren, als jene, wo ein Fürſt ſelbſt regieren wollte, ohne dazu die Fähigkeiten zu haben. Ein ſolcher iſt ein eingebildeter Menſch, welcher, gegen Schmeichler ſchwach, gegen rechtſchaffene Beamten taub, indem er alles ſelbſt thun und nachſehen will, ein Spielwerk ſeiner Spitzbuben wird, und dadurch den Staat zu Grunde richtet oder wenigſtens die Geſchäfte in die größte Verwirrung bringt.

Ein auffallendes Beyſpiel davon haben wir an Kaiſer Karl VI. Dieſer Fürſt war nicht ganz ohne Talente, liebte die Arbeit und Thätigkeit, hatte ſich auch manche Kenntniſſe in Staatsſachen erworben. Er mußte aber ſelbſt geleitet werden, und wollte doch nicht dafür angeſehen ſeyn. Es koſtete ſchon viele Mühe, bis er dem Prinzen Eugen die oberſte Leitung der Staats- und Kriegsgeſchäfte zugleich anvertraute. So lange indeſſen dieſer Held an der Spitze der öſterreichiſchen Monarchie ſtund, war die Regierung des Kaiſers glänzend, ſeine Truppen ſiegreich, und der Staat mit Ruhm und Ordnung verwaltet. Nach dem Tode Eugens war aber keiner da, welcher deſſen Stelle einnehmen und bey einem auf ſeine Gewalt ſo eiferſüchtigen Monarchen behaupten konnte. Karl wollte ſelbſt regieren. Er bekümmerte ſich um alle Kleinigkeiten ſeiner Staatskanzleyen und des Hofceremoniels; und wurde das Spiel elender Höflinge und Miniſter. So fiel der Glanz und Wohlſtand der öſterreichiſchen Monarchie, welchen Eugen errungen hatte, in kurzer Zeit. Die kaiſerlichen Truppen, welche

Digitized by Google

kurz zuvor noch die geübteſten Armeen Ludwigs XIV. beſiegt hatten, wurden nun von den Türken geſchlagen, und Karls VI. Tochter ſtund auf dem Punkte nach ſeinem Tode ihre Staaten zu verlieren.

Fünfundſechzigſtes Kapitel.

Wie Deutſchland die franzöſiſche Revolution befördern half.

Wenn man die Urſachen und die Geſchichte des franzöſiſchen Revolutionskrieges erwägt, ſo wird es deutlich, daß er entweder gar nicht ausgebrochen, oder doch wenigſtens nicht ſo zerſtörend geworden wäre, wenn Deutſchland eine andere Verfaſſung gehabt hätte. Man kann alſo keck behaupten, daß die Revolution durch Deutſchland befördert worden ſeye.

Schon den erſten Anlaß, oder wenigſtens Vorwand zum Kriege gab die Verletzung einiger unbedeutenden Gerechtſamen, welche im weſtphäliſchen Frieden ſanktionirt waren. Ohne eine Verfaſſung, welche ſich auch noch Rechte im fremden Gebiete vorbehalten hatte, würde ſich Deutſchland über die Dekrete der franzöſiſchen Nationalverſammlung nicht haben beſchweren können. Indeſſen würde der Anfang des Krieges die Revolution weniger befördert haben, als die Art, wie er von den Deutſchen geführt wurde. Schon die alten Reichskriege haben Beweiſe genug von den unharmoniſchen Operationen der Reichsarmee gegeben; dieſe mußten im gegenwärtigen Kampfe noch auffallender und nachtheiliger werden, weil die zwey Anführer der vereinigten Armeen natürliche Rivalen waren. Oeſterreich und Preußen

hatten ſich faſt ein Jahrhundert hindurch als die ärgſten Feinde bekampft, und nun ſahe man ſelbe die deutſchen Truppen gegen ein Volk anführen, das mit Kraft und Muth ſeine Unabhängigkeit vertheidigen wollte. Man konnte dieſe unnatürliche und zerbrechliche Verbindung gleichſam als das ſichere Zeichen des Sieges der Revolution anſehen; denn kaum waren beyde einen Feldzug hindurch gemeinſchaftlich gegen Frankreich herangerückt, als ſie ſich ſchon wieder trennten, und den Häuptern der Revolution freyen Spielraum gaben. Hatte ſie ſpäter hin wechſelſeitiges Unglück und die gewiſſe Gefahr der Vernichtung nicht zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbinden können, wie ſollte es das Glück gethan haben?

So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß, ohne Deutſchland beſiegt zu haben, die franzöſiſche Revolution immer noch problematiſch blieb. Deutſchland aber war zu beſiegen, nicht ſowohl durch eine vorzügliche Tapferkeit, auch nicht durch eine überlegene Taktik oder Truppenzahl; als durch ſeine Verfaſſung, durch die Uneinigkeit ſeiner Stände.

Sechsundſechzigſtes Kapitel.

Daß die militäriſche Operationslinie am Rhein eigentlich über das Schickſal Deutſchlands und Europens entſchied.

Seit dem fürchterlichen Kampfe, welchen die deutſchen und europäiſchen Völker für ihre Unabhängigkeit gegen einander fochten, iſt der Rhein als jene Linie angeſehen worden, welche das Schickſal unſers Welttheils entſcheiden würde. Ueber drey hundert Jahre kämpfte Oeſterreich

und Frankreich auf und wegen dieſer Linie; über hundert Traktaten oder Friedensſchlüſſe ſind darüber verhandelt und abgeſchloſſen worden. Dreymal ſtund Oeſterreich, und zweymal Frankreich auf dem Punkte, ſelbe zu überwältigen, und ſie blieb unerſchüttert ſtehen, als Bruſtwehre des alten Völkerrechts. In unſern Tagen hat ſie ein erneuertes Volk und eine erneuerte Dynaſtie zuſammengeſtürzt. Die Stärke und Schwäche dieſer Linie war folgendermaßen mit Klugheit und Vorſicht unter die Hauptmächte vertheilt. Der rechte Flügel derſelben erſtreckte ſich von dem mittelländiſchen Meere bis an Baſel, und war durch die Alpen und den Jura gedeckt. Vor ihr lagen die Staaten des Königs von Sardinien und die Schweiz, welche die unmittelbaren Berührungspunkte zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, entweder durch eine kluge Neutralität, oder einen beträchtlichen Beytritt auseinander halten ſollten. Beyde hatten entweder feſte Plätze oder Gebirge als Schutzmauern gegen einen ſchnellen Ueberfall. Die Kriege unter Ludwig XIV. und XV. geben die Beweiſe von der Feſtigkeit und Schlüpfrigkeit dieſes Flügels.

Das Centrum fing bey Baſel an, lief längſt dem Rhein bis nach Speyer hin, von da zog es ſich an die Saar zurück, und endigte bey Trier oder Luxenburg. Es war durch den Rhein, die Vogeſen, den Schwarzwald und wechſelſeitige Feſtungen gedeckt. Rechts und links des Rheins waren ſolche Fürſten im Beſitze der Linie, welche einzeln auf keiner Seite entſcheiden, aber von Mächtigern geſchützt und zuſammen genommen jedem Anfalle widerſtehen konnten. Es waren Baden, Würtemberg, Heſſen und die vier rheiniſche Kurfürſten. Der linke Flügel ging von Luxenburg bis Dünkirchen, und war durch Flüſſe und wechſelſeitige Feſtungen gedeckt.

Digitized by Google

Von Frankreich aus war er durch die Nähe ſeiner Macht, von Oeſterreich und Deutſchland aus durch die öſterreichiſchen Niederlande, Holland und England geſchützt. Der Verluſt einer oder der anderen Schlacht, ſo wie der Gewinnſt des einen oder des anderen feſten Platzes, entſchieden nicht über dieſe Linie; denn ſolcher Glücks- und Beſitzwechſel iſt die Geſchichte ſeit Karl V. voll. Nur ein revolutionares Volk und ein militariſches Genie, wie Napoleon, konnte ſie überwaltigen, und damit auch über das Schickſal Deutſchlands und Europens gebieten.

Nachdem nämlich dieſe Linie durch den Frieden von Lüneville den Franzoſen abgetreten war, beherrſchten ſie damit zugleich auch Italien, die Schweiz, Holland und das deutſche Reich. In jedem Feldzuge waren ihre Armeen den deutſchen in Italien, der Schweiz, im Reiche und den Niederlanden zuvor gekommen. Von Maynz aus konnten ſie den Mayn hinauf den vorrücken: den Oeſterreichern oder Preußen in den Rücken operiren, von der Schweiz aus die deutſchen Armeen in Schwaben und Italien flankiren, und von Holland aus die ganze Nordküſte im Zaum halten.

So viele Generäle haben ſich um dieſe Linie mit aller Anſtrengung militäriſcher Kunſt geſchlagen, ſo viele Miniſter und Geſandten um ſelbe mit aller diplomatiſchen Feinheit gehandelt, ohne daß ein Theil dem anderen etwas abgewinnen konnte. In unſern Tagen hat ſie ein einziger Held übern Haufen geworfen, als wenn ſie von Karten gebaut geweſen wäre.

Digitized by Google

Siebenundſechzigſtes Kapitel.

Daß der Friede von Lüneville und der daraus erfolgte Deputationsſchluß ſchon die Grundfeſte des Reichs erſchüttert habe.

Noch immer hängt ganz Deutſchland als ein unter einem gemeinſamen höchſten Oberhaupte vereinigtes Reich zuſammen; aber die andere Betrachtung, wie Deutſchland aus lauter beſondern Staaten beſteht, die meiſt eben ſo, wie die verſchiedenen Staaten von Europa ſich gegen einander verhalten, iſt ſeit dem weſtphäliſchen Frieden je länger, je überwiegender geworden. Pütter.

Die Geſchichte von Deutſchland und Frankreich ſtellt uns zwey lehrreiche Bilder politiſcher Veränderungen dar. Beyde Reiche ſind von einem Volke gegründet, nach den nämlichen Grundſätzen angelegt, und in ihren erſten Ereigniſſen auch ſo ziemlich gleich geweſen. Aber beſondere politiſche Umſtände, welche bey einem oder dem anderen eintraten, gaben auch einem jeden eine ganz beſondere, und ich möchte faſt ſagen, entgegengeſetzte Richtung. Während dem ſich Deutſchland immer mehr in eine föderative Republik ſouveräner Staaten auflößte, ging Frankreich in eine ſtrenge erbliche Monarchie über; und dieſe Tendenz beyder Reiche äußert ſich auch ſo frühe und anhaltend, daß wenn im erſtern große Kaiſer es verſuchten, monarchiſche Einheit darin zu gründen, ſo ſchlugen dieſe Verſuche meiſtens zu ihrem eignen oder doch zum Unglücke ihrer Familien aus. Und wenn im letztern, nämlich in Frankreich, zuweilen republikaniſche

Digitized by Google

Aufwallungen erſchienen, ſo endigten ſie meiſtens mit einer deſto ſtrengern Monarchie. Die Regierungen der Ottonen, Heinriche, Konrade und Karle bey dem erſtern; und die Unternehmungen der Jaquerien, Compagnien, der Fronde, Ligue und letztern Revolution bey den letztern, ſind die ſprechendſten Beweiſe davon.

Wenn man die Geſchichte des deutſchen Reichs achtſam durchlieſt, ſo findet man, daß nach einem jeden kraftigen Verſuche großer Kaiſer, die Einheit hervorzubringen, immer die Anarchie und Unabhängigkeit der Stände deſto tiefere Wurzel gefaßt habe. Gleich nach der kräftigen Regierung Karls des Großen bildete ſich ſchon die erſte Anlage zur Unabhangigkeit der großen Vaſallen und Stände unter ſeinen Nachfolgern. Auf die Ottonen und Konrade wurde der bürgerliche Krieg und die Anarchie durch den Streit Heinrichs IV. mit Gregor VII. angezettelt. Nach den großen Friedrichen aus dem Hohenſtaufiſchen Geſchlechte, kam das große Interregnum, wo gar keine Geſetze galten. Nach der glänzenden Regierung Karls V. ſtellte ſich der Religions- und dreyßigjahrige Krieg ein, welcher die Unabhängigkeit der Stände geſetzlich machte. Nach Joſeph II. kam die franzöſiſche Revolution und der Lüneviller Friede, wodurch denn zuerſt durch den Deputationsſchluß, dann durch die neuen Verhältniſſe, Deutſchland in einen förmlichen Bund ſouveräner Fürſten aufgelößt wurde.

Wenn ſchon vor dieſem Frieden das deutſche Reich in Hinſicht der übrigen Mächte ſelten als ein zu einem Zwecke vereinigter Körper anzuſehen war; ſo mußte es nach demſelben gar als ein aufgelößter Staat erſcheinen. Schon der folgende Krieg gab die Beweiſe davon. Oeſter-

reich ſiel, ohne daß der Reichstag einen Krieg erklärt hatte, in Bayern und Schwaben ein. Die drey ſüdlichen Kurfürſten verbanden ſich mit dem franzöſiſchen Kaiſer, und der nördliche Theil ließ Franzoſen, Ruſſen, Engländer und Schweden in Deutſchland ziehen, ohne daß ein Reichskrieg angekündigt war. Der Preßburger Frieden machte alle künftige Vereinigung des deutſchen Reichs zu einer gemeinſchaftlichen Vertheidigung völlig ohnmöglich, und das deutſche Reich mußte bey allen Kriegen in Stücke zertheilt bleiben, welche ihre Richtung nicht von dem Reichstage, ſondern von fremden Mächten erhielten.

Das alte Verhältniß der beyden Religionstheile mußte eben ſo aufhören. Ich wüßte nicht, wie noch eine Itio in partes möglich war? Wie wollten die Proteſtanten im ſüdlichen, oder die Katholiken im nördlichen Deutſchland eine Itio vornehmen, da auf der einen Seite Frankreich, auf der anderen Preußen über beyde Theile mächtig geboten? Ein jedes Land in dem Reiche folgte nun in Religionsſachen den Weiſungen ſeines Fürſten, und die freye Religionsübung hing allein von dem duldſamen Genius unſerer Zeiten ab. Die Diöceſen wurden nur noch der alten Gewohnheit und Erſparniß wegen beybehalten, und das neue Konkordat ſteht noch zu erwarten.

Die kaiſerliche Gewalt im Reiche war ſchon durch die vorigen Reichsſchlüſſe herabgekommen; jetzt wurde ſie nur noch ein Schatten. Wenn der Kaiſer noch einiges Anſehen behauptete, ſo war es einigermaßen daſſelbe, was dem Präſidenten einer föderativen Republik zuſteht, mehr noch der alten Reichsform als der Wirklichkeit wegen. Der Reichstag war nur noch auf ein Kurkollegium eingeſchränkt; denn wozu ein Fürſtenkollegium, da die Kurfürſten ſchon die meiſten Stimmen im Fürſtenrathe beſaßen? Und wozu ein Städtekollegium, wenn es keine

Reichsſtädte mehr gab? Mit der eintretenden Souverä=nität der großen Fürſten kamen die Reichsgerichte ohnehin aus ihrer Aktivität; und warum ſollten die noch wenigen übrigen Stände allein ſich verklagen laſſen? Aus dieſer gänzlichen Veränderung der deutſchen Reichsverfaſſung folgte natürlich, daß ihr der künftige Friede endlich den letzten Stoß geben, oder eine andere unterſtellen mußte *).

Achtundſechzigſtes Kapitel.

Ueber die mißliche Lage der ſüdlichen Reichsſtände nach dem Deputationsſchluß.

Quia inter impotentes et validos falso quiescas: dum manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt. Tacitus.

Die politiſche Lage des deutſchen Reichs und ſeiner Ver=faſſung war durch die letzteren Kriege, welche es führen, und die Friedensſchlüſſe, welche es annehmen mußte, ſo ſchlüpfrig und ſchwankend geworden, daß, wenn die=jenigen ſeiner Stände, welche nicht durch den Beſitz aus=wärtiger Königreiche ſelbſtſtändig handeln konnten, auf=fallende Schritte wagten, man vermuthen mußte, daß ſie ehender durch den Drang der Umſtände und die Beſorgniß für die Erhaltung ihrer Länder, als durch Stolz und Eroberungsſucht dazu verleitet wurden. Warum ſollte auch ein Reichsfürſt das Wohl und die Ruhe ſeiner Unter=thanen an ein ungewiſſes Kriegsglück ſetzen, wenn er ſtatt

*) Man leſe hierüber meine Staatsrelationen, VI. Bandes V. Stück.

Digitized by Google

Verbeſſerung ſeines gegenwärtigen Zuſtandes nur die Verwüſtung ſeiner Staaten und den gewiſſen Druck des Krieges zu erwarten hat? Dazu kam noch, daß die meiſten Reichsſtände mittlerer Größe bey einer jeden fremden Anmuthung und Zudringlichkeit entweder auf gar keinen oder nur einen entfernten Schutz von ihren mächtigen Mitſtänden zählen konnten, und am Ende ein jeder nur ſein eignes Intereſſe beſorgte, unbekümmert um das Glück oder Unglück ſeines Mitbürgers. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, was damalen Pflicht und Klugheit zu thun geboten. Hier ſollen nur die Urſachen angegeben werden, welche die politiſche Lage der ſüdlichen Reichsſtände ſo mißlich gemacht haben, auf daß Jedermann, wenn einer oder der andere in dieſem Kriege zu einem gefährlichen Schritte genöthigt wurde, gehörig darüber urtheilen könne.

Als die franzöſiſche konſtituirende Nationalverſammlung in ihrem alle alte Formen umwälzenden Geiſte die durch den weſtphäliſchen Frieden *) vorbehaltenen Rechte einiger deutſchen Stände und Erzbiſchöffe zu kränken ſchien, wurde auf Betrieb der zwey mächtigſten deutſchen Fürſten der Reichskrieg gegen die Republik beſchloſſen, und ganz Deutſchland zur Vertheidigung ſeiner Würde und Rechte aufgefordert. Obwohl zu der Zeit ſchon viele Reichsſtände bey dieſem Schritte Bedenklichkeiten zeigten, ſo blieb doch keiner ſowohl in Stellung ſeines Kontingents als ſeiner pflichtmäßigen Beyträge zurück. Der unſelige Krieg nahm unaufhaltbar ſeinen Anfang, und ſchien auch, von den größten Mächten in Europa unterſtützt, für das deutſche Reich den beſten Fortgang zu haben.

Bald aber konnte man ſchon die Uneinigkeit unter den verbundenen Theilen bemerken, welche, wie von jeher im

*) Instrum. pacis monast. §. 70 — 76.

Digitized by Google

deutſchen Reiche ihren erſten Ausbruch nahm. Nachdem die Franzoſen die Linien von Weiſſenburg wieder eingenommen, und die Oeſterreicher zurückgedrückt hatten, erklärte der König von Preußen, daß er den Krieg nicht ferner fortſetzen könne, und ſchloß bald darauf (den 5. April 1795), unter den kriegführenden Mächten der Erſte, mit der neuen Republik den Frieden zu Baſel.

In dem erſten und zweyten Artikel dieſes Vertrages verſprach Friedrich Wilhelm nicht nur als König von Preußen, ſondern auch als Kurfürſt von Brandenburg und Mitſtand des deutſchen Reichs, gegen Frankreich keine Hülfe oder Kontingent, es ſey an Mannſchaft, Pferden, Lebensmitteln, Geld, Kriegsmunition, oder ſonſt etwas zu leiſten.

In dem fünften Artikel wurden auch die auf dem linken Rheinufer gelegenen Lande des Königs von Preußen bis zum allgemeinen Frieden den franzöſiſchen Truppen überlaſſen, und im ſiebenten der Grund zur Neutralität des ganzen nördlichen, folglich kriegeriſchen Theiles von Deutſchland gelegt, welcher Artikel durch einen neuen am 17ten May geſchloſſenen Vertrag ſeine endliche Berichtigung durch Beſtimmung einer Neutralitätslinie erhielt.

Dieſem Beyſpiele Preußens folgte der Herr Landgraf von Heſſenkaſſel (der wehrhafteſte Fürſt deutſcher Nation) nach. Er ſchloß unter ähnlichen Bedingniſſen den 28ten Auguſt Friede mit der Republik. Durch beyde Verträge war der deutſche Bund, wenigſtens im nördlichen Deutſchland gelähmt, und die Franzoſen konnten nun ihre ganze Kraft nach dem ſüdlichen Theile wenden.

Der Kaiſer mochte wohl mit ſeinen noch im Felde gebliebenen Mitſtänden die mißliche Lage, worin ſie jetzt verſetzt waren, beherzigt haben. Es wurden daher auch von ihm den 4ten Februar 1796 zu Baſel Friedenspräli-

Digitized by Google

minarien verſucht, worin nach dem II. und III. Artikel die Integrität des deutſchen Reiches noch geſichert, nur auf die im Ganzen unbedeutenden Gerechtſamen einiger deutſchen Stände und Erzbiſchöffe im Elſaß ꝛc. Verzicht geleiſtet war. Zum Unglück wurden dieſe Präliminarien nicht ratifizirt und der Krieg mit anhaltendem Glücke auf Seiten der Franzoſen fortgeſetzt.

Da durch die von Preußen gezogene Neutralitätslinie das Kriegstheater hauptſachlich auf den ſüdlichen Theil Deutſchlands beſchränkt war, ſo mußten die Stände deſſelben alle Bedrückungen und Nachtheile des Krieges allein tragen. Dieſes bewog verſchiedene davon, und namentlich die Herren Kurfürſten von Pfalzbayern, Würtemberg und Baden, dem Beyſpiele ihrer nordiſchen Mitſtände zu folgen, und ſich und ihre Staaten durch Partikularfriedensſchlüſſe zu retten. Die Bedingniſſe waren aber von der ſiegenden Republik ſchon ſo hart angeſetzt, daß ſie nicht nur der fernern Theilnehmung an dem Kriege entſagen, ſondern nach dem 2ten und 3ten Artikel den Truppen der franzöſiſchen Republik freyen Durchzug und die Beſetzung der Kriegspoſten geſtatten, ja ſogar kein Kontingent und Beyſteuer mehr zu leiſten verſprechen mußten, ſelbſt wenn ſie auch als Mitglieder des deutſchen Reichs dazu aufgefordert würden.

Man muß geſtehen, daß dieſe Bedingniſſe auffallend und den ohnedies ſchon ſchwachen Reichsverband gänzlich aufzulöſen ſchienen. Da ſie aber den mächtigen Mitſtänden nicht verborgen blieben, ja durch ihre Unthätigkeit ſelbſt herbeygeführt waren; ſo wurden ſie im Drange der Umſtände genehmigt und unterſchrieben.

Nach dem Abtritte ſo vieler Fürſten konnten die deutſchen Waffen nicht glücklicher werden als zuvor. Der Kaiſer neigte ſich daher endlich zu einem Friedensvertrage

zu Campo=Formio, wodurch zwar durch eine geheime additionelle Konvention vom 17. Oktober 1797 der größte Theil des linken Rheinufers, und namentlich die Feſtung Maynz an Frankreich überlaſſen, jedoch die Grundverfaſſung des deutſchen Reiches noch einigermaßen erhalten war.

Es heißt unter andern darin im 12. Artikel: „Seine Majeſtat der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, und die franzöſiſche Republik werden ſich bey den Friedensunterhandlungen mit dem deutſchen Reiche gemeinſchaftlich verwenden, daß den verſchiedenen Fürſten und Ständen des Reichs, welchen einiger Verluſt an Landen und Rechten zugegangen, gemäß der Bedingungen des gegenwärtigen Vertrages, und zufolge des mit dem deutſchen Reiche zu treffenden Friedensſchluſſes, und insbeſondere die Kurfürſten von Maynz, Trier, Kölln und Pfalzbayern, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Herzog von Zweybrücken, die Landgrafen von Heſſenkaſſel und Darmſtadt, die Fürſten von Naſſau=Saarbrücken, von Salm=Kyrburg, Löwenſtein und Wiedrunkel, dann der Graf von der Leyen, in Deutſchland angemeſſene Entſchädigung erhalten, welche mit gemeinſchaftlichem Einverſtändniß der franzöſiſchen Republik regulirt werden ſollen.“

Ferner heißt es darin Art. 9: „Die franzöſiſche Republik findet keinen Anſtand, dem Könige von Preußen ſeine Beſitzungen auf dem linken Rheinufer wieder zurück zu geben: in Gemäßheit deſſen kann von einem Länderzuwachs für denſelben keine Rede ſeyn, welches ſich die zwey kontrahirenden Machte wechſelſeitig garantiren.“

Bekanntlich kam die Vollſtreckung dieſes ſowohl für Oeſterreich als das deutſche Reich noch mäßigen Friedens

nicht zu Stande, indem der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich während den Unterhandlungen zu Raſtadt von neuem ausbrach. Auch dießmal blieben die Hauptſtände des ſüdlichen Deutſchlands, obwohl ſie wegen den vorher eingegangenen Friedensverträgen der Rache der Franzoſen ausgeſetzt waren, nicht zurück, und die wenigen Kurmaynzer Truppen verdienten ſich im Jahre 1800 an der Nid wohl mit eben ſo viel Recht ein Denkmal, als im Jahre 1792 die fürs Vaterland gefallenen Heſſen bey der Einnahme von Frankfurt.

Der Krieg wurde auch von Anfang (unterſtützt durch die ruſſiſchen Waffen) ſo glücklich für Deutſchland geführt, daß ſich das Reich am Ende des Jahres 1799 einen beſſern Frieden, als jenen von Campo-Formio verſprechen konnte. Allein nun trat Rußland nicht nur von der Koalition ab, ſondern half noch, in Verbindung mit Preußen, die Macht Frankreichs ſo ſehr erheben, daß endlich der Friede von Lüneville und die durch ſelben bewirkte mißliche Lage, vorzüglich des ſüdlichen Deutſchlands, die Folge alles bisher vergoſſenen deutſchen Blutes wurde.

Nach dieſer zwar trockenen, aber unpartheyiſchen, und auf die ausdrücklichen Worte der Friedensſchlüſſe gegründeten Darſtellung der durch die verfloſſenen Kriege veränderten politiſchen Lage des deutſchen Reichs wird man ſich das damalige Benehmen der mindermächtigen Reichsſtände füglicher erklären können.

Digitized by Google

Neunundſechzigſtes Kapitel.

Deutſchland konnte ſich nur durch Bündniſſe erhalten.

Nach der Anlage, welche die deutſche Verfaſſung vor und nach dem großen Interregnum bekam, konnte ſie nur durch Bündniſſe beſtehen. Sie, in ſich ſelbſt und in ihren Theilen, ſchon eine politiſche Konföderation, erhielt ſich, und verfiel durch Konföderationen. Bodin giebt uns ſieben und vierzig Bündniſſe an, welche deutſche Fürſten allein mit Frankreich abgeſchloſſen hatten, ohne deren zu gedenken, welche im Reiche ſelbſt oder mit anderen Mächten zu Stande kamen.

Wir finden in der Reichsgeſchichte, daß ſchon frühe die Fürſten unter ſich Bündniſſe zu ihrer eignen und zur Erhaltung des Reichs geſchloſſen hatten. Das merkwürdigſte iſt aber jenes, welches im Jahre 1338 unter allen Kurfürſten, außer Böhmen, zu Renſe bey dem ſogenannten Königſtuhl zu Stande kam. Sie verſprachen ſich den wechſelſeitigen Beyſtand in Beſchirmung des Reichs, ihrer Rechte, und einer freyen Kaiſerwahl gegen jede fremde Gewalt.

Als Kaiſer Wenzel, zu Gunſten der Viſconti, Mayland vom Reiche trennen wollte, errichteten Maynz, Trier, Kölln, Pfalz und Sachſen, zu Maynz einen Bund gegen alle Schwachung des Reichs.

Im Jahre 1406 machte der Kurfürſt von Maynz einen Bund mit Baden, Würtemberg und einigen Städten, um Schirms- und Friedens willen. Ihnen widerſtand König Ruprecht, weil er der ſey, welcher von Reichs wegen Frieden beſtellen ſollte. Nichts deſto-

Digitized by Google

weniger mußte er zuvor den Ständen ſelbſt Recht zugeſtehen, ehe er Recht nahm.

Einige Jahre darauf (1410) wurde zu Frankfurt verabſchiedet: Wenn ein römiſcher König, oder Kaiſer, dem Reichsgeſetz zuwider thun, oder es auf irgend eine Art verletzen wollte, ſo ſollen die Kurfürſten, wie auch die übrigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Prälaten, Grafen, Freyherren, Edlen und Gemeinen alle ſammt und ſonders das Recht haben, ihnen zu widerſprechen und zu widerſtehen.

Als der mächtige Karl V. zum Kaiſer gewählt war, errichteten Maynz, Trier, Kölln und Pfalz in Oberweſel einen neuen Kurverein, welcher auch mit allem, was die Kurfürſten noch weiter darüber untereinander vergleichen würden, in der Wahlkapitulation beſtätigt wurde.

Die große Trennung, welche ſowohl in religiöſen als politiſchen Dingen zu der Zeit die Stände in zwey Partheyen theilte, brachte nicht nur häufige Bündniſſe unter ihnen ſelbſt, ſondern auch mit fremden Mächten hervor, z. B. jene zu Leipzig, Torgau, Schmalkalden, Worms ꝛc.; ja während den Religionskriegen beſtand ganz Deutſchland nur aus zwey Bündniſſen, nämlich der Union und der Ligue, oder unter den Katholiken und Proteſtanten.

Im weſtphäliſchen Frieden wurde den Ständen das Recht, Bündniſſe ſowohl unter ſich als mit fremden Mächten zur Erhaltung des Reichs und ihrer Rechte zu ſchließen, förmlich zugeſtanden, und von nun an war das Reich ſelbſt nur noch ein großer Bund faſt unabhängiger Fürſten. Dieſen durch den weſtphäliſchen Frieden konſtitutionsmäßig gewordenen Konföderationsgeiſt wußte kein Fürſt zur Erhaltung des Reichs beſſer zu benutzen und richtiger anzuwenden, als der große Johann Philipp

Kurfürſt von Maynz *). Da zu Anfang ſeiner merkwürdigen Regierung immer noch ein neuer Krieg von ſpaniſcher Seite für das Reich zu fürchten war, ſchloß er mit Kölln, Trier, Pfalzneuburg, Münſter, ja ſogar mit Schweden, Frankreich und einigen proteſtantiſchen Fürſten einen Bund zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen Friedens; und als hernach der Garant deſſelben, Ludwig XIV., in ſeinen Kriegen für das Reich gefährliche Grundſätze äußerte, erneuerte er mit Oeſterreich den böhmiſchen Erbverein, und trat mit noch anderen Fürſten in ein neues Bündniß zu fernerer Sicherheit.

Nach dem Tode dieſes klugen Fürſten fühlte man die Nothwendigkeit ſeines Bundesſyſtems noch mehr. Die Union der korreſpondirenden Höfe kam zuerſt zu Regensburg zu Stande; endlich wurde die große Aſſociation zu Frankfurt geſchloſſen, wodurch allein noch das Reich erhalten werden konnte.

Die letzte Vereinigung, welche zur Erhaltung der Geſetze und Verfaſſung zu Stande kam, war der ſogenannte Fürſtenbund. Der verſuchte bayriſche Ländertauſch verurſachte ihn; der größte Held dieſer Zeiten, Friedrich II. und der erſte geiſtliche Kurfürſt Friedrich Karl waren an ſeiner Spitze; ſein Zweck ſollte kein anderer ſeyn, als die Erhaltung des Reichs und ſeiner Geſetze. Aber wie die deutſche Verfaſſung bisher allein durch Bündniſſe erhalten war, ſo mußte ſie auch endlich durch Bündniſſe verfallen. So lange die deutſchen Fürſten durch Vereinigung unter ſich ſie ſchützen konnten, waren ſolche Unternehmungen nicht nur nicht gefährlich, ſondern auch erſprießlich. Als aber verſchiedene unter ihnen zugleich fremde Länder beherrſchten, und alſo ihr

*) Siehe funfzigſtes Kapitel.

Digitized by Google

Intereſſe dem deutſchen fremd wurde, konnte das Reich auch nur durch fremde Hülfe erhalten werden. Die betheidigten Fürſten mußten ſich unter den Schutz Frankreichs begeben. Dieſe Macht war lange die Stütze und Garantin der deutſchen Verfaſſung, bis endlich deren Auflöſung durch die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten nothwendig wurde. So gab ein rheiniſcher Bund im Jahre 1255 und 1338 dem deutſchen Reiche ſein Beſtehen, und im Jahre 1806 ſein Ende.

Siebenzigſtes Kapitel.

Die Gänſeprediger.

Ich habe einmal in irgend einer alten Legende geleſen, daß ein gewiſſer Heiliger, da die Menſchen ſeine guten Ermahnungen nicht hören wollten, ſich mit ſeinen Predigten an die Gänſe gewendet habe, und unter dieſen unvernünftigen Thieren aufmerkſamere Zuhörer gefunden habe, als unter den ſogenannten vernünftigen. Man könnte in unſern Zeiten dieß auf politiſche Schriftſteller anwenden, und ſie Gänſeprediger heißen; denn ſie mögen noch ſo gute Vorſchläge thun, noch ſo ſehr warnen und mahnen; ſie werden von denen nicht gehört, welche ſie am erſten hören ſollten.

In der That, wenn man die großen Fehler betrachtet, welche nicht Theoriker oder Anfanglinge der politiſchen Künſte, ſondern die ſonſt geübteſten Miniſter und Generäle in unſern Zeiten gemacht haben, wenn man bedenkt, daß nach ſo grob begangenen Fehlern faſt dieſelben Miniſter oder Generale kurz darauf wieder in die nämlichen Schlingen gegangen ſind; ſo ſollte man glauben, alle diplomatiſch-militäriſche Geſchicklichkeit wäre auf einer

Digitized by Google

Seite gänzlich verſchwunden, und auf die andere über- gegangen.

Man ſagt von den politiſchen Schriftſtellern, daß ſie bloße Theoretiker und Stubengelehrten ſeyen, welche nie an der Spitze der Staatsgeſchäfte oder einer Armee geſtanden hätten; indeſſen haben dieſe ſogenannten Stubengelehrten dieſe kritiſchen Zeitpunkte richtiger gefaßt, und die Folgen davon und Maßregeln beſſer angegeben, als ſo mancher Miniſter oder General, welcher jetzt wegen ſeinen Fehlern in Gnaden entlaſſen iſt, oder gar vor einem Kriegsgerichte ſteht.

Pitt! Fox! wo ſeyd ihr? ſagt der Moniteur. Man könnte noch weiter ſagen: Kauniz, Herzberg, Oxenſtierna! wo ſeyd ihr.

Einundſiebenzigſtes Kapitel.

Der Schlendrian.

Les Princes choisissent donc les pédants les plus lourds et les plus consommés dans les vetilles de la formalité, pour les envoyer comme leurs représentants. Ces gens discutent sur la forme des choses et ont l'esprit trop rétréci, pour envisager les choses en grand.

Frédéric II.

Es iſt immer als ein Zeichen eines charaktervollen und gut regierten Volkes angeſehen worden, wenn es, auf ſeine alten Geſetze und Gebräuche haftend, ſich gegen ſeine Feinde behauptet hat, und nur in Behauptung ſeiner Grundſatze zu Grunde gegangen iſt. So werden auch einzelne Bürger, ein Philopömen und Aratus unter

den Griechen, die Machabäer unter den Juden, die Brutus und Caſſius unter den Römern immer noch mit Bewunderung und Ruhm genannt. Sie wollten ihre Geſetze und Staaten erhalten, und ſtarben groß nur mit dem Untergange derſelben.

Mit dieſer Beharrlichkeit auf Geſetz und Vaterland muß man aber die Beharrlichkeit auf Mißbrauch und Unklugheit nicht verwechſeln. Denn die Griechen würden ſchwerlich über die Perſer, die Juden über die Kananiter und die Römer über die ganze Welt geſiegt haben, wenn ſie immer nur die Rohheit und Einfalt beybehalten hätten, an welche ſie in ihrem erſten Zuſtande gewohnt waren. Obwohl dieſe Völker, ſo lange ſie im Wohlſtande waren, genau an ihrer alten Religion, an ihren alten Geſetzen und Sitten hielten; ſo haben ſie doch jederzeit ſowohl in der Politik als Kriegskunſt, in Künſten und Wiſſenſchaften die größten Fortſchritte gemacht. So wiſſen wir, daß ſie ſich in ſpätern Zeiten ganz anderer Waffen, einer anderen Taktik und Politik bedient haben, als zur Zeit des trojaniſchen Zugs und der Gefechte des Aeneas. So vortheilhaft alſo und lobenswerth die Anhänglichkeit an Vaterland, Religion und altes Geſetz bey einem Volke iſt; ſo nachtheilig und verächtlich iſt die Beharrlichkeit auf alten Mißbräuchen und Dummheiten. Man kann daher jene mit allem Rechte einen ehrenvollen Charakter, dieſe aber einen elenden Schlendrian nennen; und letztere auszuzeichnen, ſoll der Gegenſtand dieſer Abhandlung ſeyn.

In einem Staate, wo Nationalcharakter, folglich Geſetzlichkeit und Klugheit herrſchen, wird man finden, daß der Schlendrian oder Leute, welche ihn unterhalten wollen, gerade verachtlich ſind. Nur ſolche Menſchen und Bürger ſind da beliebt, welche den Schlen=

drian haſſen, den Staat klug regieren, die Vortheile deſſelben angeben, vor den Gefahren warnen, und die richtigſten Urtheile über den Staat entweder ſchriftlich, oder in der Verwaltung ſelbſt an Tag legen. So wurden bey den Römern, ſo ſehr dieſes Volk an alten Geſetzen und Gebrauchen hing, immer nur jene Männer hervorgezogen, welche ſich durch ſolche Urtheile, oder wirkliche Verwaltungen ausgezeichnet haben. Wo aber in einem Staate der Schlendrian die Oberhand hat, werden gute Köpfe unterdrückt, ihre Urtheile als nachtheilig oder gar verachtlich ausgeſchrien, und ſelbſt dann, wenn ein Unglück entſteht, mehr die Urſache in der Verrätherey als in der Unklugheit oder Ungeſchicklichkeit geſucht. Wer ſind nun dieſe Leute, welche den Schlendrian lieben und erhalten? Wer ſind die elenden Menſchen, welche auf alle gute und brauchbare Subjekte mit Stolz und Neid herabſehen, und ſie von den Fürſten und der Regierung entfernt halten? Ich will ſie genau auszeichnen, damit man ſie nicht verfehlen kann, und auf daß ſie jeder Regent und Miniſter kenne, wenn ſie ihm mit ihrer elenden Kleinheit aufſtoßen ſollten.

Sie laſſen ſich in zweyerley Klaſſen abtheilen. Die erſtere Klaſſe ſucht ſich durch angeerbte Geburtsvortheile oder Familienverbindungen wichtig zu machen, und dieſe Arroganz iſt noch zu verzeihen; denn wenn ſie ſelbſt auch von Natur aus nicht gar günſtig ausgeſtattet ſind, ſo haben doch wenigſtens ihre Vater irgend ein Verdienſt um den Staat gehabt. Es wird daher überall billig befunden, daß man die Verdienſte der Väter an den Kindern und Enkeln belohne. Mögen alſo ſolche gebornen Schlendrianiſten immer eine gewiſſe Wirkſamkeit erhalten: nur dürfen ſie nicht ihren Einfluß auf die oberen Staats- und Kriegsgeſchafte ausdehnen wollen; denn dieſe können

allein durch Verdienſt und Talente zum Vortheile des Staates verwaltet werden.

Deſto gefährlicher iſt aber der Geiſt der ungebornen Schlendrianiſten: denn dieſe ſuchen meiſtens die erſtern zu ihrem Vortheile zu gewinnen, um ſo den fatalen Schlendrian ganz herrſchend zu machen. Sie ſchmeicheln nämlich der Behaglichkeit der erſtern, um ihrer eignen ein deſto ſichereres Ruhebett zu bereiten. Ich werde ſie auch hier beſonders ſchildern.

Dieſe Menſchen ſind meiſtentheils von keiner anſehnlichen Herkunft, ja manchmal von der niedrigſten. Sie bemerken aber bald, daß ein gutes Einkommen und ein gewiſſer Rang ſie in den Zuſtand ſetzen könne, wodurch ſie das erhalten, was ihnen ihre Geburt verſagte. Da nun nichts mehr dieſem gemächlichen Egoismus zuträglicher iſt, als der Schlendrian, ſo ſuchen ſie ſich dieſem faulen Götzen auch frühe zu weihen, und werden bald Diener ſeines finſtern Reiches.

Schon in ihren frühern Jahren üben ſie ſich in allen den elenden Künſten, welche auf dieſer Laufbahn befördern können. Sie erwerben ſich als Studenten einen gewiſſen Namen von Fleiß und Regelmäßigkeit, welche gerade ein junges Genie nicht ſo einhalten kann. Sie ſchreiben, ſelbſt aller eignen Gedanken unfähig, die Worte ihrer Lehrer genau nach und lernen ſie auswendig. Am Ende ihrer Studien zeichnen ſie ſich durch irgend einen akademiſchen Actus oder eine Dissertatio de eo, quod justum est etc. das iſt, was jetzt gang und gebe iſt, aus. Dann ſuchen ſie Verbindungen mit geltenden Perſonen durch Dedikationen, Schmeicheleyen und Unterwürfigkeit. Haben ſie da einen feſten Fuß gefaßt, ſo laſſen ſie ſich's ja nicht beygehen, einen eignen Gedanken oder Rath anzugeben: ſie nehmen vielmehr die Arbeiten

Digitized by Google

und Vorſchläge ihrer Patronen, wie heilige Schrift, mit Bewunderung auf, und ſtellen ſich, als wenn ſie nur deren Schreiber und Lehrlinge wären. Dabey beobachten ſie ein heiliges Stillſchweigen, getrauen ſich nicht irgend einen guten Gedanken zu äußern; und wenn auch ſo grobe Fehler zum Nachtheile des Staats begangen werden, daß man ſie mit den Händen greifen kann, ſo ſuchen ſie ſelbe noch dadurch zu entſchuldigen, daß ſie angeben, als könnte man die geheimen Urſachen davon nicht ergründen.

Durch ſolche gemeine Künſte hüpfen ſie denn wie die Hühner auf ihrer Leiter die erſte Stufe ihres Glücks hinan. Sie werden angeſtellt. Jetzt zeigen ſie ſich auf der einen Seite als fleißige brauchbare Arbeiter und Geſchäftsleute; auf der anderen aber als blinde Werkzeuge ihrer Obern. Sie wiſſen aber ſchon frühe und auf dieſer untern Stufe ganz den Ton einzuhalten, welchen ſie für die Zukunft verfolgen werden. Sie zeigen ſich ſchon ſtolz, hart, gebietend gegen ihre Untergebenen, und ſollten es nur Schreiber und Pedellen ſeyn; ſind aber deſto geſchmeidiger ja niederträchtig-gefälliger gegen ihre Vorgeſetzten. Auch wiſſen ſie auf der untern Stufe ſchon den Ton und die Lebensart anzunehmen, welche die Leute üben, ſo eine höhere ober ihnen ſtehen. Dieſen Ton bemerkt man ganz deutlich ſowohl in ihrer Art als in ihrer Haushaltung, bey ihren Weibern als bey ihren Kindern.

Indeſſen giebt ihnen dieſe erſtere Stufe ſowohl einen größern Wirkungskreis als Gelegenheit, ſich bey den mächtigern Schlendrianiſten bekannt zu machen. Auch wiſſen ſie ihre erſten Patronen ſo für ſich einzunehmen, daß ſie von denſelben überall gelobt und anempfohlen werden. So fehlt es ihnen dann nicht, daß ſie ſchon eine höhere Stufe erreichen.

Digitized by Google

Auf derſelben unterhalten ſie ihren bereits erworbenen Ruf eines fleißigen, akkuraten und brauchbaren Staatsdieners, hüten ſich aber auf alle Weiſe, die Arbeiten irgend eines angeſehenen Schlendrianiſten reformiren zu wollen; im Gegentheile erſcheinen ſie immer nur den Mächtigen als Leute, welche zwar fleißig und brauchbar, aber nie fähig wären, ihnen über den Kopf zu wachſen; und das iſt eben das beſte Mittel ihrer Beförderung.

Wenn nun irgend einer der mächtigen Schlendrianiſten ein Subjekt zu ſeinen Abſichten nöthig hat, ſo bedient er ſich voll Zuverſicht und ohne Furcht überflügelt zu werden, eines ſolchen. Dieſer wird alſo auf ſolche Weiſe zu geheimen Arbeiten, Negotiationen und Vorſchlägen gebraucht; und da er ſich nun leicht in der Routine übt, und vorzüglich die Gabe der Verſchwiegenheit und Verſtellung beſitzt, weil er von ſich ſelbſt her nichts weiß, ſo klimmt er allbereits auf eine hohe Stelle hinauf.

Sobald er dieſe erreicht hat, nimmt das Männchen einen ganz anderen Ton an. Er giebt ſich das Anſehen, als wenn er viel bey dem Fürſten und den Miniſtern gelte, um alle Entdeckungen ſeiner Schwäche zu verhüten; er wird ſtolz und hochmüthig gegen ſeine alten Freunde und Untergebenen, um ſeine Perſon verehrter zu machen; er thut immer geheimnißvoll über Dinge, die er entweder nicht verſteht, oder wovon er gar nichts weiß; er ſtudiert endlich einige große politiſche Maximen, aber wendet ſie nur am unrechten Fleck an.

Indeſſen gewinnt er, da er Andere ſchon zurückgeſchreckt hat, die Gunſt des Fürſten oder der Großen, und nun entwickelt ſich der Geiſt des Schlendrianismus erſt bey ihm in ſeiner vollen Dickheit. Die Armuth ſeines Geiſtes ſucht er durch den Reichthum wichtiger Einkünfte

Digitized by Google

zu decken; den Mangel eignen Verdienſtes will er durch hochlautende Titel und Ehrenſtellen erſetzen; und die Niedrigkeit ſeiner Geburt glaubt er durch einen erkauften Adel zu verbergen. Gegen alle Warnungen iſt er taub, gegen gute Köpfe drückend, gegen beſſere Einſichten rügend. Seine ganze Kunſt beſteht darin, dem alten Schlendrian zu ſchmeicheln, damit er ſeinen eignen erhalten möge.

Die Nachtheile ſolcher Menſchen werden im Innern der Staatsgeſchafte nicht ſo bemerkt, als in dem Aeußern. Denn die Fehler bey den erſtern können durch Zeit und Umſtände wieder verbeſſert werden. Deſto ſchändlicher und oft gefahrlicher kömmt aber ihre Nullität an Tag, wenn ſie in auswärtigen Geſchäften, und bey kritiſchen Vorfallen gebraucht werden; denn hier haben ſie keine folgſame und ihnen zuarbeitende Subalternen, ſondern mächtige, oft klügere Feinde vor ſich, welche von ihnen und ihrem Fürſten gänzlich unabhängig ſind.

Bey keinen Geſchaften iſt daher der Schlendrian einem Staate nachtheiliger, als bey den auswärtigen. Sie laſſen ſich in diplomatiſche und militäriſche abtheilen. Ein diplomatiſcher Schlendrianiſt zeichnet ſich beſonders dadurch aus, wenn er mehr das Etiket und die Hofzeremonien, als die politiſchen Verhältniſſe kennt; wenn er mehr ſeine Notizen von Fraubaaſen, Hofdamen, Kammerdienern und Kannengieſern, als aus der Natur der Sache und dem Charakter der Fürſten, Nationen und Regenten ſchöpft; wenn er ſich mehr durch eine kalte, herzloſe Verſchwiegenheit, als eine gründliche, herzliche Beredſamkeit auszeichnet. Er weiß daher alles bis auf die geringſten Kleinigkeiten, wie es an ſeinem und fremden Höfen ſeit Olimszeiten hergegangen iſt; wenn aber irgend eine Veränderung in der Regierung,

eine geheime, dem alten Syſtem zuwiderlaufende Verbindung, oder gar eine wichtige Revolution vorgeht, iſt er oft gerade der Letzte, der ſolche Dinge erfährt, oder ſich in ihre neue Lage ſchicken kann. Er wird überflügelt, hintergangen, geprellt, und weiß ſich zuletzt durch kein anderes Mittel zu retten, als daß er gerade in dem Augenblicke, wo er geſchmeidig ſeyn ſollte, gegen fremde Fürſten ſtolz, ja grob wird. Ich könnte hier eine Menge Anekdoten und Fälle anführen, welche die ſprechendſten Belege zu meiner Schilderung wären: allein ich habe mir es vorgenommen, in dieſer Schrift mich aller Beleidigungen zu enthalten.

Der militäriſche Schlendrianiſt iſt noch gefährlicher als der diplomatiſche; denn hier kommt es auf ſchnellen Entſchluß, Gegenwart des Geiſtes und ein gebildetes Genie an, was gerade den Schlendrianiſten fehlt. Den militariſchen Schlendrianiſten kann man auf ſeinen untern Stufen dadurch hauptſächlich erkennen, wenn er, unbekümmert um die Bildung ſeines Geiſtes, ſein Hauptſtudium in eine genaue Kenntniß und Befolgung der gemeinen militäriſchen Reglements ſetzt, und ehender einen kleinen Flecken auf dem Rocke ſeiner Soldaten, als die Schwäche ſeines Haufens oder ſeiner Stellung bemerkt. Ordnung und Diſciplin iſt zwar bey keinem Stande nöthiger und lobenswerther, als bey dem militäriſchen: allein wenn bey einer Armee auch nichts anders, als Ordnung zu finden iſt, wird ſie ſchwerlich große Fortſchritte im Felde machen. Da aber die militäriſchen Schlendrianiſten für nichts anders Sinn haben, als einen ordentlichen pünktlichen Alltagsgang, ſo glauben ſie, daß Diſciplin allein eine gute Armee bilden könne. Sie bekümmern ſich daher wenig darum, ob ihre Subalternen auch den Dienſt richtig beurtheilen; ja ſie haſſen

ſogar alle militäriſche Aufklärung an ihnen, und glauben, daß die militäriſchen Kenntniſſe und das militariſche Genie gerade ſo, wie man eine höhere Stelle erhält, auch in einem höhern Maße, wie durch den heiligen Geiſt, müßte mitgetheilt werden.

Indeſſen machen ſie ſich eben durch dieſe Beſchränktheit ihres Geiſtes bey den höhern Schlendrianiſten beliebt, und ſo werden ſie meiſtentheils verdientern und geiſtreichern Offizieren vorgezogen. Da ſie nun mehr darauf ſehen, einen hohen Grad, als die dazu gehörigen Kenntniſſe zu erlangen; ſo ſtudieren ſie auch mehr die Künſte der Schmeicheley und Intrigue, als jene der Taktik und Strategetik. So erhalten ſie endlich ein Kommando über einen Heerhaufen, und nun erſt zeigt ſich ihre Nullität im wahren Lichte.

Da ſie weder von Haus aus Genie, noch durch Studium der Mathematik, Geographie und Geſchichte Kenntniſſe erworben haben, und ſie doch ihren hohen Poſten ausfüllen wollen; ſo fangen ſie allbereits an, die gemeinen Kriegsregeln auswendig zu erlernen. Da fahren ſie denn, als wenn ſie ein Eugen oder Laudon wären, auf ihren Landcharten und Exerzierplätzen herum, ordnen Schlachten und Operationsplane, demonſtriren rechts und links die Feſtigkeit ihrer Stellungen, ſo daß faſt jeder Uneingeweihte ſie anſtaunt, und glauben ſonach, wenn ſie wirklich ins Feld ziehen, daß der Feind nothwendig auch in ihre Operationen eingehen müſſe.

Allein bald fällt ihr ganzer papierner Operationsplan in Stücke. Der Feind, welcher den Schlendrianismus dieſer Plane kennt, operirt ihm gerade entgegen, ſucht den eingebildeten Meiſter durch geſchickte Manövres außer Faſſung zu bringen, hält die Punkte nur im Schach, worauf er all ſein Heil geſetzt hat, greift ihn gerade da

an, wo er es nicht vermuthete, und bringt ſeine ganze Stellung in Unordnung.

Jetzt weiß er ſich nicht mehr zu faſſen. Eben durch die Bewegungen, wodurch er ſich helfen will, giebt er noch mehr Blößen: ſeine Armee wird umgangen, geſprengt, geſchlagen und endlich vielleicht gar gefangen. So enden meiſtentheils alle Schlendrianiſten, wenn ihnen wichtige Poſten anvertraut ſind. Indeſſen ſchätzen ſie ſich noch glücklich, wenn ſie mit einer guten Penſion in Ruhe geſetzt werden.

Wir haben vielleicht in der ganzen Weltgeſchichte kein auffallenderes Beyſpiel von der Nullität der Schlendrianiſten erhalten, als durch die franzöſiſche Revolution. Während dem dieſe Menſchen ſich an den gemeinen Maximen irgend einer alten Miniſter-Fraubaaſe hielten, und dadurch den Revolutionsteufel bannen wollten, hat dieſes ſeltſame Ereigniß Staatsleute und Helden aufgeſtellt, welche jenen des Plutarchs gleichen; und da jene noch mit ihren gemeinen diplomatiſchen oder militäriſchen Taſchenſpielereyen gaukelten, haben dieſe Schlachten gewonnen und ganze Königreiche im Frieden erhalten. Es war zu dieſer Zeit auch faſt nicht möglich, daß ein guter Kopf bey der Koalition, ein ſchlechter bey der Revolution aufkommen konnte: denn ein jeder Menſch oder Bürger, und wenn er auch die unverkennbarſten Beweiſe von Treue und Anhänglichkeit an ſeinen Staat und Fürſten gegeben hatte, wurde gleich als verdächtig angeſehen, ſobald er nur einige wahre Gedanken über die begangenen diplomatiſchen oder politiſchen Fehler äußerte. Nur der konnte emporſteigen, welcher alles billigte, glaubte und rühmte, was man von dieſer Seite unternahm, wenn es auch zum Untergange des Staates oder Fürſten führte. Im Gegentheile konnte keiner unter der Revolution ſich emporſchwingen, wenn er ſich nicht

Digitized by Google

entweder durch Kopf oder Muth oder Kenntniſſe ausgezeichnet hatte. Bey ſo ungleichem Spiele waren die Folgen natürlich.

Man betrachte nur zum Beyſpiel die Staatsmänner und Generäle, welche auf der einen Seite wirkten, und vergleiche damit nur jene, welche ihnen entgegen handelten. Ich will, um alle Partikularitäten zu vermeiden, das Publikum nur auf zwey Schriften aufmerkſam machen, worin es, was dieſen Punkt betrifft, ſich nahere Aufklärung verſchaffen kann. Die eine erſchien im Jahre 1798, und führte den Titel: Recueil d'anecdotes biographiques, historiques et politiques sur les personnages les plus remarquables et les événements les plus frappants de la revolution française. Paris 1798 de l'imprimerie de J. B. du Soult. Die andere: Vollſtändige Rangliſte aller Generäle und Generaladjutanten in den Armeen der franzöſiſchen Republik, nebſt einer umſtändlichen Anzeige ihres Standes vor der Revolution, der Zeit ihrer Kriegsdienſte, ihres Avancements, ihrer militäriſchen Talente und Eigenſchaften, und der Armee, wo ein jeder ſteht, nebſt Liſte aller Generäle, die ſeit dem Anfang der Revolution ein Kommando geführt haben, vor dem Feinde geblieben, geſtorben, hingerichtet oder ausgewandert ſind. Aus dem Franzöſiſchen. 1796. Wenn man dieſe zwey Bücher geleſen hat, wird man die Schlachten bey Jena und Auſterlitz beſſer begreifen; aber einem jeden guten Kopfe in Deutſchland wird auch der Ausſpruch des Cicero aus der Seele ſteigen: Nos inquam, Nos dico aperte, consules reipublicae desumus.

Digitized by Google

Zweyundſiebenzigſtes Kapitel.

In wie weit können Schulen den National-geiſt bilden?

Habuerunt virtutes ſpatium exemplorum.

Tacitus.

In keinem Lande iſt für Erziehung mehr geſchrieben und gethan worden, als in Deutſchland, aber in keinem der Kern aller Nationalerziehung ſo verdorben worden, als eben in unſerm Vaterlande. Dieſer ſo auffallenden Inkonſequenz des Zeitalters ſcheinen drey Urſachen zum Grunde zu liegen. Erſtens haben diejenigen, welchen die Aufſicht über Erziehung anvertraut war, auf die Natur und die Kräfte des Menſchen überhaupt und des Bürgers insbeſondere zu wenig Rückſicht genommen; zweytens hielten ſie die Schule faſt für das einzige, wenigſtens Hauptbildungsmittel, da ſie davon doch nur ein ſehr prekäres und untergeordnetes Werkzeug iſt, und drittens führten ſie durch eine zu oberflächliche Menge der Lehrgegenſtände und Theorien die Zöglinge von der wahren Praxis und Uebung ab. Wir wollen einen jeden dieſer Irrthümer und ſeine Folgen beſonders vornehmen, um daraus zu erſehen, in wie weit er auch auf die Bildung des Nationalgeiſtes Einfluß haben konnte.

1) Wenn die Veredlung des Menſchen und die Beförderung ſeines Glücks der erſte Zweck einer guten Erziehung ſeyn ſoll, ſo dünkt mich, daß die Unterſuchung derjenigen ſeiner Kräfte, wodurch er am meiſten veredelt und glücklich gemacht wird, auch ihr erſtes Beſtreben

ſeyn müſſe. Um nun dieſen zu erreichen, dünkt mir eine vollkommene Menſchen- und Naturkenntniß unumgänglich nothwendig. Es dünkt mir ferner nothwendig, den Zuſtand des geſitteten Menſchen von jenem des wilden oder ungebildeten zu unterſcheiden; denn obwohl der Wilde, wie der Geſittete, eines gewiſſen Glücks fähig iſt, ſo kann doch Wildheit nicht der Zweck ſeiner Beſtimmung ſeyn.

Wenn der Menſch, wie das Thier, blos in ſeinem rohen Naturtriebe eingeſchränkt wäre, ſo könnte man ſeine ganze Beſtimmung, oder ſein ganzes Glück, wie jene des Thiers, in der Befriedigung dieſer Triebe finden. Darum wünſcht der gutmeinende Rouſſeau den Menſchen wieder zu dem Zuſtande der Wildheit zurück; und wenn der Menſch blos durch Begriffe oder Lüſte glücklich wäre, ſo müßte er kein Gemüth, kein Herz, keine Vernunft und kein Gewiſſen haben; und doch ſagen unſere Philoſophen, eben da ſie ihn zum bloßen Körper- und Nervenſpiel deräſonniren, er ſollte blos als Geiſt handeln. Es wird daher vorläufig nothwendig ſeyn, zuerſt die verſchiedenen Krafte im Menſchen zu unterſcheiden, einer jeden ihre Beſtimmung und ihren Wirkungskreis anzuweiſen; und dann wird es ſich von ſelbſt ergeben, welche unter denſelben am meiſten ſeine Veredlung und ſein Glück befördern, und folglich vorzüglich gebildet werden müſſen.

Die erſte Kraft im Menſchen iſt unſtreitig die Kraft ſeines Seyns, man mag ſie nun Lebenskraft, oder Kraft des Selbſtgefühls, oder Gemüth, oder Gewiſſen, oder, weil er durch ſie alles vernimmt, Vernunft nennen. Sie iſt der Grund aller anderen Krafte: durch ſie erhalt er die erſte Ueberzeugung, welche aller logiſchen, moraliſchen und äſthetiſchen vorausgeht,

ja welche der letzte Grund aller anderen Ueberzeugungen iſt; durch ſie vernimmt er nicht nur ſeine, ſondern die Exiſtenz aller anderen Dinge. Aus ihr allein kann alſo auch nur beſtimmt werden, was ihn veredelt und glücklich macht. Man hat bisher fälſchlich den Verſtand zur oberſten Kraft erhoben, weil man wähnte, daß nur das vernünftig könnte genannt werden, was durch logiſche Schlüſſe erſt als vernunftmäßig und wahr dargethan wäre; allein der tiefere Skeptizismus hat die Unzuverläßigkeit aller logiſchen Schlüſſe dargethan, indem er der Logik ſelbſt ihren letzten Grund abforderte, und dadurch die eitlen Philoſophen auf die erſte Kraft, namlich das Gewiſſen oder die Vernunft, aufmerkſam machte, ohne welche der Verſtand ſelbſt nichts verſtehen könnte. Wenn man daher die menſchlichen Kräfte auf die Grundkraft zurückführt, ſo wird man finden, daß, was die Veredlung und das Glück des Menſchen betrifft, der Verſtand weiter hinter dem Gemüthe, ja ſelbſt der Einbildungskraft ſtehe; denn ein richtiger Begriff hat an und für ſich ſelbſt keinen anderen Werth, als welchen ihm ſein Gehalt giebt, der allein durch das Gemüth ꝛc. beſtimmt werden kann; und da, um die Natur des Menſchen zu beurtheilen, dem Verſtande kein anderes Organ oder Mittel übrig bleibt, als gerade das Gemüth, ſo kann er ja über die wichtigſte Angelegenheit des Menſchen nicht anders als durch daſſelbe urtheilen. Wenn alſo unſern Philoſophen die Menſchenbildung ſo ſehr am Herzen lag, ſo hätten ſie wohl vor allem über die erſte Grundkraft im Menſchen nachdenken, und nach derſelben die anderen Kräfte würdigen und bilden müſſen; allein da es viel leichter iſt, mit den Spiegelfechtereyen des Witzes oder Raſonnements des Verſtandes umzuſchlagen, als die Tiefe der menſchlichen Natur zu ergründen, ſo glaubten ſie auch

alles in das Gebieth des Aberglaubens, des Irrthums, der Thorheit, oder wenigſtens der Phantaſie, verweiſen zu müſſen, was außer der ſo ſehr beſchränkten Jurisdiktion des Verſtandes ſeinen Grund hatte; ja ſie wollten dieſe ſogar über das Gebieth der Religion, der Moral, der Poeſie, und anderer Potenzen ausdehnen, deren Herrſchaft doch älter und feſtgegründeter war, als jene des Verſtandes. Daher kam denn auch die Inkonſequenz unſerer Zeiten. Auf der einen Seite muthete man dem armen Menſchen eine Moral zu, welche bis an die Göttlichkeit gränzte; und auf der anderen demonſtrirte man ihm, daß er nur eine Maſchine, eine beſſer organiſirte Pflanze, ein belebtes Automat oder gar eine Uhr ſey. Auf der einen Seite forderte man von ihm Aufopferung, Patriotismus, Ehrgefühl und bürgerliche Tugend; auf der anderen zeigte man ihm aber, daß alle Gefühle und Heldenthaten nur in dem gröbſten Eigennutze ihren Grund haben, und daß die Sehnſucht der Vertriebenen nach ihrem Vaterlande nicht edler ſey, als der Appetit eines Wilden nach Bratwürſten. Auf der einen Seite rühmte man ihm in allen Schriften und bildlichen Vorſtellungen die Schönheit der Natur und Kunſt, und auf der anderen zerſtörte man barbariſch die Gefühle und Gegenſtände, woraus doch beyde ihre Nahrung erhalten. Daher kömmt es denn auch, daß die Menſchheit zuletzt, ſtatt veredelt zu werden, ſich immer mehr einer verfeinerten Thierheit nähert. Man betrachte nur, was unſere öffentlichen, wie unſere Privatgeſellſchaften, treibt und in Bewegung ſetzt; ſo wird man keinen fernern Beweis nöthig haben. Man rühmt jetzt ſo ſehr die Kultur unſerer Zeiten; und wenn man ſo recht beym Lichte betrachtet, was denn am Menſchen kultivirt wird, ſo ſind es gerade ſeine niedrigſten Leibes- und Seelenkräfte.

Digitized by Google

Sonſt wurden ſowohl im Hauſe als in der Welt Religion und Vernunft, Ehre und Liebe, Gerechtigkeit und Patriotismus, Häuslichkeit und Freundſchaft als die Haupttugenden des geſellſchaftlichen Lebens angeprieſen, und ſein junger Geiſt ſtrebte bey Zeiten, darin ſich zu üben und darnach zu wirken. Jetzt bildet man blos den Verſtand, oder vielmehr den Witz, um alles Edle hinweg zu räſonniren; die Lüſte, um alle ſchöne Gefühle zu erſticken, und die Gewinnſucht, um die gröbſte Eigenliebe und Ueppigkeit zu nähren. Die höhern Kräfte im Menſchen werden ſonach von den niedern überwältigt, und der ganze Menſch wird Sklave ſeiner groben Sinnlichkeit, und folglich auch des Despoten, dem er dafür dienen muß. Sowohl in öffentlichen als häuslichen Geſchäften und Verrichtungen kommt weder Tugend noch Heldenmuth, weder Liebe noch Religion, weder Patriotismus noch Häuslichkeit in Anſchlag. Unſere Statiſtiker wiſſen nur von Induſtrie, (eigentlich Knechtsdienſt) von Bevölkerung, (eigentlich Vermehrung des Menſchengeſchmeißes) und Nationalreichthümer (eigentlich Wucher) zu reden; und des Engländers Smith Werk, The Wealt of Nations, iſt jetzt mehr werth, als die Schriften des Plato und Ariſtoteles, des Tacitus und Polybius, des Machiavel und Montesquieu. Die alten Helden und Staatsmänner würden ſchlecht neben einem Mauthwächter beſtehen, und Fabrizius oder Cato, Thomas More und Grotius faſt als unbrauchbare Sauertöpfe erſcheinen. Gequälte Geſpenſter in den finſtern Höhlen des Mammon, oder hölzerne Maſchinen in den engen Kaſernen der Bellona ſind die einzigen Stützen unſerer Staaten. Unſer ganzes geſellſchaftliches Leben dreht ſich um zwey Punkte herum: Reichthümer zu

erhaſchen, und ſelbe wieder zu verpraſſen. Da findet weder ein neuer Lykurg noch Solon feſten Grund zu einem edlen Staatsgebäude. Da findet weder ein Homer noch ein Taſſo, weder ein Phidias noch Raphael Stoff zu ſchönen erhabenen Bildern. Zeitungsſchreiber und Journaliſten ſind die Cenſoren und Oberaufſeher unſerer Sitten und Religion. Modehändler und Tapetenfabrikanten ſind die Zuflucht der ſchönen Künſte; und wenn es unſerm Geiſte noch zuweilen gelüſtet, Helden oder beſſere Menſchen zu ſehen, ſo muß man ſie in papiernen Geſtalten auf dem Theater ſuchen. Wahrhaftig! es iſt nichts infamers zu denken, als der Widerſpruch und die Inkonſequenz unſerer Staatsmänner und Philoſophen. Während dem ſie in der Theorie dem armen Menſchengeſchlechte eine überirdiſche, aller Sinnlichkeit entkleidete Tugend zumuthen, verdammen ſie ihn in Praxi unter die Zahl der Laſtthiere, deren ganze Beſtimmung iſt: zu tragen, und ſich zu vermehren; und nennen das Fortgang des geſellſchaftlichen Lebens, und Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes.

2) Die Nachtheile, welche aus dieſer verkehrten Art, die Menſchen zu bilden, hervorgegangen ſind, fallen jetzt ſchon ſo grell in die Augen, daß man über Hals und Kopf ſowohl in Schulen als Schriften dagegen zu eifern ſucht. Im Grunde wird aber dadurch die Sache eher verſchlimmert, als gebeſſert. Man glaubt nämlich, daß die Schule und Lehre das einzige und wirkſamſte Mittel ſeye, dieſer Verſchrobenheit des Zeitalters entgegen zu arbeiten, da ſie doch in dieſem ſo wichtigen Punkte auf einer ſehr untergeordneten Stelle ſtehen *).

*) Auch Fichte in ſeinen Briefen an die deutſche Nation, legt zu viel Werth auf Wort und Lehre.

Digitized by Google

Die Erziehung im weiteſten Sinne genommen, hängt von drey beſondern, auf ſie einwirkenden Anlagen und Umſtänden ab, nämlich von dem väterlichen Hauſe, von der öffentlichen Schule und dem Zeitgeiſte oder der Welt, worin wir leben. Keine dieſer drey Anlagen oder Umſtände darf den anderen widerſprechen, wenn aus der Jugend ein konſequentes, fruchtbares Ganze gebildet werden ſoll; denn, wenn das Kind die Eindrücke und Lehren, welche es in der Schule erhält, mit jenen, welche es in ſeinem Hauſe oder der Welt empfängt, im Widerſpruche findet, ſo glaubt es ſich getäuſcht und betrogen; es wird ſchwankend in Anſichten und Gefühlen, und rächt ſich alsdann im freyen Kreiſe der Welt für die Inkonſequenzen ſeiner Schule. Die Nachtheile dieſer verkehrten Art von Erziehung ſind bekannt genug, indem wir bey vielen jungen Leuten die ſchönſten Sittenſprüche im Munde, aber ein heimliches Verderben im Herzen, die erhabenſten Theorien im Gedächtniſſe, aber eine gänzliche Verſchrobenheit oder Seichtigkeit im Verſtande finden.

Von dieſen drey Anſtalten oder Umſtänden iſt aber die Schule gerade das untergeordneteſte Mittel der öffentlichen Erziehung; denn ſie entwickelt eigentlich nur einige mechaniſche Kräfte und Fertigkeiten, indeſſen das väterliche Haus der Anfang, und die Welt das Ende aller menſchlichen Bildung iſt. Dann nebſt dem, daß in dem Vaterhauſe die erſten Keime aller Kräfte und menſchlichen Bildung entwickelt werden, ſo ſind darin auch ſogleich die natürlichſten und mächtigſten Triebfedern menſchlicher Handlungen und Geſinnungen in Bewegung geſetzt: Blutsfreundſchaft, Häuslichkeit, Familienintereſſe, mütterliche Pflege, väterliches Anſehen und Beyſpiel, väterliche Sprache,

Religion und Sitten ꝛc. Wo ſtehen einer Schule ſo lebendige und herzergreifende Mittel zu Gebot? Daher kömmt es dann auch, daß wenn das Haus oder die Eltern der Erziehung eine ſchiefe Richtung geben, die Schule alsdann ſchwerlich wieder einlenken kann.

Die Welt oder der Zeitgeiſt haben noch einen viel weitern Umfang ihrer Wirkſamkeit. Die Volksreligion und der öffentliche Kultus, die Staatsverfaſſſung und Geſetze, ſprechende Beyſpiele und Nationalſitten, öffentliche Strafen und Belohnungen, herrſchende Gebräuche und Manieren ꝛc. Kurz alles das, was den Menſchen äußerlich und innerlich zum Handeln und Nachahmen antreiben kann, wirkt aus ihrem Kreiſe mächtig ein, und drückt ihm ſeinen eignen Charakter auf. Wir dürfen nur um uns herſehen und betrachten, wie ſehr ſich in unſern Zeiten die Sitten und Geſinnungen der Jugend nach den Sitten und Geſinnungen der Väter und der Welt, trotz allen Schul- und Erziehungsanſtalten geändert haben, ſo braucht es keines Beweiſes mehr. Der urſprünglich deutſche Charakter beſtand nach Tacitus und Cäſar aus Religioſität, Vaterlands- und Freyheitsliebe, Tapferkeit, Häuslichkeit, Keuſchheit, Treue und Redlichkeit, und dieſen hat die Nation bis in unſere Zeiten und mitten unter ihren bürgerlichen und Religionskriegen nicht verläugnet. Wenn auch Deutſchland in eine Menge kleiner Staaten und Sekten vertheilt war, ſo erkannte man doch immer noch die alten Sitten. In unſern Zeiten aber fing ſowohl das Haus als die Welt an, eine andere Geſtalt zu erhalten. Statt der alten häuslichen Tugenden, der Gottes- und Elternfurcht, der Häuslichkeit, Gaſtfreundſchaft und Offenheit herrſchen nun, und beſonders in den ſogenannten gebildeten

Familien Ausgelaſſenheit, Verſchwendung, Tücke oder eine filzige Knickerey; und wenn man noch die alten Sitten finden will, muß man in abgelegene oder abgeſonderte Länder und Hütten gehen. Die Welt oder der Zeitgeiſt wirkt noch ſchlimmer, indem da von Eigenheit, Rechtlichkeit, Landesanhänglichkeit und Treuherzigkeit faſt keine Spur mehr zu finden iſt. Wie kann alſo die Schule allein allen dieſen heterogenen Eindrücken und Beyſpielen entgegen wirken, da ihr faſt nichts übrig bleibt, als die Bildung mechaniſcher Kräfte und Fertigkeiten, als ein glänzender Apparat von eben ſo leicht wieder vergeſſenen als erlernten Kenntniſſen, und auch noch davon ein großer Theil der häuslichen Erziehung überlaſſen iſt.

3) Aber ſelbſt darin gehen ſo viele Schulen von dem Wege der Natur ab, indem ſie ihre Zöglinge mit Worten und Theorien plagen, ohne nur an die Praxis oder Uebung deſſen, was ſie gelehrt haben, zu denken. Wenn in vorigen Zeiten die Schule nur Weniges, und das oft mangelhaft lehrte, ſo erſetzte doch die Uebung, wozu der Schüler gleich angehalten wurde, den Mangel einer guten Theorie, und der junge Menſch bildete ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt. In unſerm Zeitalter werden dem Jünglinge unzählige Regeln und Theorien vorgeleyert, und wenn er denn aus der Schule in die Welt tritt, kennt er weder die eigentliche Praxis ſeiner Kunſt, noch die Praxis des gemeinen Lebens, ſondern muß gleichſam von neuem anfangen, und beydes praktiſch erlernen. Daher kömmt denn auch das Schwankende und die vielen Inkonſequenzen in unſern Meynungen, Gefühlen und Handlungen.

Gott und die Natur ſind unſtreitig die erſten und beſten Erzieher des Menſchengeſchlechts. Wir können daher nicht irre gehen, wenn wir ihren Fingerzeigen

Digitized by Google

folgen, und die Erziehung und Schulen darnach einrichten. Und ſo dürfen wir nur unſere Blicke auf das Kind werfen, wie es an allem bedürftig aus dem Schooße der Mutter kommt, und wir werden die Winke Gottes und der Natur verſtehen. Einer kaum belebten Auſter gleich tritt der Saugling in die Welt ohne Fertigkeit, ohne Begriffe, ohne Sprache. Sein Blick iſt noch unbeſtimmt und ſchwankend, ſein Ohr noch auf keinen beſondern Schall gerichtet, ſeine Bewegung faſt ohne Ziel. Alles muß er lernen durch Uebung ohne Theorie, ohne vorher verkündete Lehre und Regel. Schon dieſes ſollte uns lehren, daß alle Erziehung mit der Praxis beginnen könne und müſſe.

Gehen wir nun weiter in die Zeit vor, wo das Kind ſeine erſten Eindrücke erhält, ſeine erſten Geſchicklichkeiten erlernt hat, und wir finden denſelben Gang. Ohne alle Theorie übt ſich der kindliche Verſtand durch die Mutterſprache, durch das innere Bedürfniß nach Außen zu wirken und thatig zu ſeyn, übt ſich der Körper, und die Gelenke erhalten Geſchicklichkeit und Kraft; und durch Beyſpiele in dem Umgang mit Menſchen umher wird das ſittliche Gefühl im kindlichen Herzen geweckt. Ehe das Kind zur Schule kommt, kann es ſchon ſprechen, folglich Gedanken reihen (denn die Sprache iſt die erſte Uebung in Grammatik und Logik.) Es hat ſittliche Gefühle, körperliche Fertigkeiten ꝛc. und alles das ohne Schule, ohne Theorie gelernt.

Nach dieſer häuslichen oder Selbſtbildung kömmt das Kind zur Schule, und nun müſſen wir darthun, was die Nation und die Eltern hier zu erwarten haben.

Die erſten oder Unterſchulen ſind eigentlich für alle Kinder angelegt, ſie mögen nach der Hand zu dieſem oder jenem beſondern Gewerbe oder Stande beſtimmt werden.

Digitized by Google

In denſelben müſſen daher auch nur ſolche Gegenſtände gelehrt werden, welche allen Kindern künftig nöthig oder nützlich ſind. Da der Verſtand ſchon im väterlichen Hauſe durch die Sprache und andere Gegenſtände geübt wurde, ſo wird dieſe natürliche Praxis nur durch eine verwickeltere oder künſtlichere fortgeſetzt. Der Verſtand wird nämlich durch ſeltene Gegenſtände aus dem Reiche der Natur oder ſeltene Zuſammenſetzungen im Reiche der Gedanken und Zahlen geübt (Naturgeſchichte und Rechnen), der richtige Ausdruck der Sprache gelehrt, ſowohl in Worten als durch Zeichen oder Buchſtaben (Leſen und Schreiben), und endlich die von Haus aus mitgebrachte väterliche Sittlichkeit und Religion, durch die öffentliche (oder den ſogenannten Katechismus) bekräftigt und geſtärkt.

Hier iſt iſt alſo Theorie ſchon mit Praxis vermiſcht, doch ſo, daß erſtere nur eine Rechenſchaft der letztern ſeyn ſoll. Daher iſt auch die ſogenannte Peſtalozziſche Methode nur eine nach gewiſſen Regeln feſtgeſetzte häusliche oder natürliche Praxis. Sie iſt eine Entwicklung der menſchlichen Kräfte, Gefühle und Geſinnungen durch ſich ſelbſt.

Nach dieſen Uebungen und Erlernungen in den Unterſchulen, welche allen Kindern nöthig und gemein ſind, theilen ſich dieſelbe, je nachdem ſie zu dieſem oder jenem beſondern Stande und Gewerbe beſtimmt werden; und ſonach geht die zweyte Stufe der Erziehung ſogleich wieder zur lebendigen Uebung über. Die Mädchen werden im Nähen, Stricken, Kochen, und anderen zur Haushaltung nöthigen Gegenſtänden unterrichtet, und diejenigen Knaben, welche ſich entweder dem Feldbau oder einem Handwerke widmen, entweder zu ihren Eltern auf das Feld, oder zu einem Meiſter in die Lehre gethan; wo

ſie denn ſogleich werkthätig zur Arbeit angehalten werden: alles nur Entwickelung mechaniſcher Fertigkeiten.

Viel verwickelter iſt aber die Lehre und Erziehung jener Kinder, welche ſich entweder dem gelehrten oder Handelsſtande widmen; deßwegen bleiben dieſe auch länger in der Schule, und werden in mehreren Gegenſtänden unterrichtet. Dem Handelsmann iſt Waarenkenntniß, Länder- und Völkerkunde, Fertigkeit im Rechnen und Kenntniß mehrerer Sprachen nützlich und nöthig. Daher wird auch auf dieſer zweyten Stufe oder in dieſen höhern Schulen, welche man gewöhnlich Gymnaſien nennt, ein gründlicher Unterricht in der Geographie und Naturlehre, in der Welt- und Naturgeſchichte, in der kaufmänniſchen Rechnung und Schönſchreibekunſt, in der Grammatik mehrerer Sprachen, im Schreibſtyl und auch im Zeichnen ertheilt.

Für jene Jünglinge, welche ſich dem gelehrten Stande widmen wollen, wird die griechiſch- und lateiniſche Grammatik, die Geſchichte, die Mathematik, die Rhetorik, und was man gemeiniglich humaniora, oder die humanen Künſte nennt, gelehrt, und der Unterricht in Religion und Moral nach höhern Begriffen fortgeſetzt, ebenfalls mehr Erudition als Bildung des Charakters.

Die Univerſitäten und hohen Schulen tragen gar nichts zur Bildung der Moralität oder des Nationalcharakters bey; im Gegentheil iſt die Anhäufung von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit eher derſelben ſchädlich, als nützlich. Durch die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenſtände und Syſteme wird der Jüngling in ſeinen Meynungen und Anſichten ſchwankend. Die Univerſitäten haben gute Theologen, Juriſten, Mediziner und Kam-

Digitized by Google

meraliſten, aber nie Patrioten und ſittliche Menſchen gebildet. Auch ſind ſie nicht zur Erziehung des Bürgers, ſondern des Staatsmannes oder Gelehrten geſtiftet worden. Deutſchland hat daher, und beſonders in neuern Zeiten, mehr groſe Gelehrte und Künſtler, als groſe Patrioten und Volkshäupter hervorgebracht.

Dreyundſiebenzigſtes Kapitel.

Daß, wenn Oeſterreich oder Preußen in den letztern Kriegen gegen Frankreich auch anfänglich geſiegt hätten, Deutſchland doch nie wieder zu ſeiner alten Verfaſſung gekommen wäre.

Wenn man die Stärke der letztern Koalitionen gegen Frankreich erwägt, und die Lage der Dinge vor dem Ausbruche des Krieges betrachtet, ſo kann man nicht leugnen, daß ſelbe klug benutzt oder gut geleitet, den Oeſterreichern oder Preußen die erſten Siege über die Franzoſen hätten verſchaffen können. Bey dem erſten öſterreichiſchen Kriege war die Hauptmacht des franzöſiſchen Reichs längſt der Nordküſte vertheilt, in Italien und den Feſtungen am Rhein ſtunden keine hundert tauſend Mann, dagegen brach Oeſterreich mit ſeiner ganzen Macht in Italien, in Bayern und Schwaben vor, und hatte ſtarke ruſſiſche Armeen zu ſeiner Unterſtützung. Zu Anfang des preußiſchen Krieges ſchien der ganze Norden kampffertig und kampfluſtig, und Oeſterreich nur den erſten Sieg zu erwarten, um auch in Süden loszubrechen; bey dem zweyten öſterreichiſchen Kriege war der Kern der franzöſiſchen Truppen in Spanien beſchäftigt, Deutſchland, Polen und Italien heimlich durch Emiſſäre, und öffentlich

Digitized by Google

durch Manifeſte zum Aufſtande aufgefordert, und faſt alle ſtreitbare Männer der öſterreichiſchen Monarchie unter Waffen, zu denen noch preußiſche Regimenter ſelbſt aus ihren Garniſonen deſertirten. Bey ſolchen Umſtänden war der erſte Sieg über die Franzoſen gewiß möglich, indem ihre Heere in Deutſchland ſchwach, und ihr Kaiſer von ihnen entfernt war.

Die Folgen dieſes Sieges würden aber nicht ſo glänzend geweſen ſeyn, als man vermuthete. Bey den glücklichſten Fortſchritten des erſten Feldzugs würden die Franzoſen nicht weiter als über den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen geſchlagen worden ſeyn; und da bey ſolchen Fallen der Kaiſer Napoleon alle Hülfsquellen ſeines Genies und ſeines Landes hervorgeſucht haben würde, ſo iſt leicht zu denken, daß er in dem zweyten Feldzuge wenigſtens die Linien der Alpen, des Rheins und der Pyrenäen behauptet hätte.

Aber eben die Siege der Oeſterreicher und Preußen würden ihm in dem dritten Feldzuge einen neuen Weg in Deutſchland oder Italien gebahnt haben. Sobald nämlich die öſterreichiſchen oder preußiſchen Armeen im Beſitze des alten deutſchen Reichs geweſen wären, würde ohne allen Zweifel auch die alte Eiferſucht zwiſchen dieſen Mächten oder dem katholiſch-ſüdlichen und proteſtantiſch-nördlichen Theile wieder zum Vorſchein gekommen ſeyn. Wäre Oeſterreich der erſte Sieger geweſen, ſo würde es mit einem gewiſſen Stolze die alte Kaiſerkrone hervorgeſucht und die alte Unterwürfigkeit der deutſchen Fürſten gefordert haben, welche es im Unglücke ſo ſchändlich verlaſſen hatte, ja es würde ſelbſt gegen Preußen eine gewiſſe Verachtung oder gewiſſe Vorwürfe nicht haben verbergen können, weil es dieſe Macht als die Urheberin des bisherigen Zwieſpalts und Unglücks angeſehen hatte.

Digitized by Google

Der nämliche Fall wäre auch bey den Preußen geweſen, wenn ſie die erſten Siege erfochten hätten. Sie würden ſich als die alleinigen Retter Deutſchlands, als die unbeſiegten Veteranen des großen Friedrichs angerühmt, und auf die guten Oeſterreicher mit Stolz herabgeſehen haben; und da die deutſche Kaiſerkrone und Verfaſſung ohnehin ſchon vernichtet war, ſo würde man den, obwohl guten und gerechten, König beredet haben, daß es nun Zeit ſey, die Rolle des Hermann und Wittekind zu übernehmen, und Deutſchland zu einem ſelbſtſtändigen Reiche zu organiſiren.

In beyden Fallen hätte der kluge Kaiſer Napoleon dieſe Stimmung benutzt, einen oder den anderen Theil durch eine neue Verbindung und glänzende Ausſichten gewonnen, und ſo deſſen Waffen ſelbſt gegen denjenigen gekehrt, welcher anfanglich geſiegt hatte.

Ich habe in den letztern Kriegen deutlich bemerkt, daß ſich die Deutſchen immer ſelbſt täuſchen. Da iſt ein ewiges Geſchwatz von deutſcher Nation, deutſchem Patriotismus, deutſchem Gemeingeiſt, und man ſollte glauben, der Geiſt Hermanns und ſeine Heerhaufen wären wieder von den Todten erwacht, um die feindlichen Legionen zu zermalmen. Wenn es aber wirklich zum Handeln kommt, zieht jeder ſich zurück, oder verlaßt nach beſondern Anſichten und Intereſſen ſeinen Nachbar ſelbſt im Siege. Nicht nur in großen Ländern und unter dem gemeinen Volke iſt der alte Geiſt der politiſchen und religiöſen Zwietracht noch nicht erloſchen, ſondern ſelbſt in einzelnen Stadten und unter den Häuptern und Aufgeklarten der Nation. Da darf nur ein deutſches Fürſtenhaus einen Vortheil erhalten, da darf nur ein Mann von einem anderen Glaubensbekenntniſſe in einem Staate vorgezogen werden, ſogleich gahrt der alte Sauerteig

wieder auf, und die Bewohner des nämlichen Landes werden zum bürgerlichen Kriege bereit. Schon ſeit einem Jahrhundert her haben groſse Staatsleute und Schriftſteller den Fürſten und Völkern die unausbleibliche Folgen der Zwietracht vorhergeſagt und ſie gewarnt, und doch ſind bey einem jeden neuen Kriege die nämlichen Fehler begangen worden. Es iſt daher wahrſcheinlich, daſs, wenn auch in den letzten Kriegen Oeſterreich oder Preuſsen anfänglich geſiegt hätten, doch die alte Verfaſſung nicht hätte erhalten werden können.

Vierundſiebenzigſtes Kapitel.

Was hat Deutſchland von dem rheiniſchen Bunde zu erwarten?

Die alte deutſche Reichsverfaſſung liegt nun, und ſelbſt mit Zuthun deutſcher Fürſten und Sekten, zertrümmert; die Gröſse der mächtigſten Stände iſt durch unglückliche Kriege verſchwunden, und ſelbſt die letzten Verſuche, ſelbe wieder herzuſtellen, durch die Friedensſchlüſſe geſcheitert. Vom Rhein bis an die Elbe und Sau herrſcht Kaiſer Napoleon als Protektor des rheiniſchen Bundes. Von ſeinen eignen Staatskräften hat Deutſchland nichts mehr zu erwarten; ſein Schutz und ſeine Hoffnung beruhet auf des franzöſiſchen Kaiſers Macht und deſſen Weisheit.

Drey Dinge müſſen einem jeden aufgeklärten deutſchen Patrioten über die gegenwärtige Lage von Deutſchland eine frohe Ausſicht gewähren.

Erſtens, daſs mit der Zerſtörung der alten Verfaſſung auch jene Feudalanarchie und privilegirte Reli-

gionszwietracht aufhören muß, welche bisher Deutſchland gegen ſeine eigne Kinder verhetzte, und es zum Spielballen fremder Mächte machte.

Zweytens, daß, ſo lange der Kaiſer Napoleon lebt, und der rheiniſche Bund durch ſeine ſiegreichen Waffen geſchützt iſt, nie wieder ein Krieg das Innere von Deutſchland verwüſten werde; und

Drittens, daß der Kaiſer Napoleon, obwohl Sieger und Herr über den ganzen Süden von Europa, doch jederzeit die Nationalunabhängigkeit in allen Friedensſchlüſſen und Verfaſſungen anerkannt hat.

Ich habe wohl nicht nöthig alle die Nachtheile noch einmal aufzuzählen, welche die Feudalanarchie und Religionsuneinigkeit in Deutſchland hervorgebracht haben. Die ganze bisher angeführte Geſchichte, beſonders das achte und vierundzwanzigſte Kapitel liefern die Beweiſe davon. Der größte Nachtheil, welchen Deutſchland dadurch zu erdulden hatte, war aber zuverläßig der, daß faſt alle Kriege der europäiſchen Mächte mitten in ſeinen Ländern geführt wurden.

Es wird der Mühe werth ſeyn, einen Abriß der Kriegs- und Friedensgeſchichte ſeit den Kriegen Karls V. und Franz I. bis auf heute hier beyzufügen, woraus man erſehen wird, daß Deutſchland ſeit mehreren Jahrhunderten nicht nur anhaltend das Kriegstheater der blutigſten Kämpfe und Verwüſtungen war, ſondern auch faſt bey einem jeden Frieden noch überdieß den nachtheiligſten Verluſt an Land und Leuten erdulden mußte.

Bekanntlich waren die Kriege, welche im funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geführt wurden, nicht nur

aus politiſchen, ſondern auch religiöſen Gründen fürch-terlich und zerſtörend. Der erſte Ausbruch derſelben geſchahe auf dem Boden der deutſch-italieniſchen Staaten. Schon hatten vor dieſem Kampfe Karl VIII. und Ludwig XII. Italien mit franzöſiſchen Heeren über-ſchwemmt. Zur Zeit der Ligue von Cambrai fochten Franzoſen, Deutſche, Spanier und Schweizer auf dem Reichsgebiethe. Die Völker dieſes ſchönen Landes wurden dadurch viele Jahre lang in dem Genuſſe ihrer Ruhe geſtört, und am Ende hatte keines derſelben nur einen beträchtlichen Vortheil davon.

Dieſer Kampf wurde zwiſchen Karl V. und Franz I. fortgeſetzt. Die fremden Kriegsheere wurden um ſo erbitterter, je mächtiger ihre Häupter waren. Zu gleicher Zeit entzündete ſich das Kriegsfeuer in Deutſchland und den Niederlanden, und die Flammen des Religions- und Bürgerkriegs verwüſteten bis auf den erſten Religions-frieden oder Paſſauer Vertrag die fleißigen deutſchen und niederländiſchen Staaten.

Durch dieſen erſten Religionskrieg wurden ſchon ſieben Provinzen vom deutſchen Staatskörper abgeriſſen, und Frankreich bemeiſterte ſich der drey lotharingiſchen Fürſtbisthümer Metz, Toul und Verdun.

Die Bürgerkriege, welche jetzt in Frankreich aus-brachen, ließen zwar Italien, Deutſchland und den Nie-derlanden eine Zeitlang Ruhe; aber kaum war die Ligue durch Heinrich IV. gebändigt, als der lange 30jährige Krieg in Deutſchland ausbrach. Es ſchaudert einen, wenn man die Greuelſcenen lieſt, welche zu der Zeit die bedrückten Länder und Staaten mitten in ihrem Einge-weide zu dulden hatten. Viele Provinzen ſind verwüſtet, ganze Städte von Grund aus zerſtört, und die Deutſchen ſelbſt gegen Deutſche auf das Schlachtfeld geführt wurden.

Digitized by Google

Der weſtphäliſche Friede endigte zwar dieſes Elend: allein dadurch verlor Deutſchland Elſaß und einen Theil der Niederlande, und Italien mußte fremde Herrſchaft anerkennen.

Während dieſen Auftritten in Weſten und Süden von Europa, blieb auch der Norden nicht ruhig. Polen war ebenfalls in Bürgerkriege verwickelt, und fremde Völker fochten auf ſeinem Boden; am Ende verlor der deutſche Orden noch ganz Preußen durch den Vertrag von Welau und Oliva.

Durch obige Verträge wollte man die Uebermacht des Hauſes Oeſterreich brechen; allein ſtatt deſſen war jetzt das Haus Bourbon die Geſetzgeberin von Europa geworden. Drey bis vier fürchterliche Kriege wurden in Deutſchland, Spanien, Italien und den Niederlanden gefochten, um die Macht Ludwigs XIV. zu mäßigen. Ganze Provinzen und vorzüglich die Rheinpfalz wurden dadurch verwüſtet; und doch mußte man durch den Nimweger, Rißwicker und Utrechter Frieden Burgund, Franche-Comte, einen Theil vom linken Rheinufer und den Niederlanden nebſt der ſpaniſchen Krone dem Hauſe Bourbon überlaſſen, was man demüthigen wollte.

Zur nämlichen Zeit, als Ludwig XIV. die ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands mit Krieg überzogen hatte, ſtörten die ſchwediſchen Karle und Rußland die Ruhe der nördlichen. Hollſtein, Sachſen, Pommern und die Kurmark wurden der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe; und obwohl Schweden durch die tollkühnen Unternehmungen Karls XII. von ſeiner Größe herabfiel und ſeine ſchönſten Provinzen an Rußland und ſeine Nachbarn überlaſſen mußte; ſo erhielten weder Deutſchland noch Polen den geringſten Vortheil für die Laſt des Krieges.

Eine neue polniſche Königswahl zündete das Kriegs⸗feuer von neuem an, und Deutſchland wurde abermal der Schauplatz fremder Kriege. Nach langem Kampfe, welcher in dieſen Gegenden gefochten wurde, mußte es die Vormauer Lothringen an Frankreich, in Italien Toskana an Oeſterreich überlaſſen; und Rußland erhielt beträchtliche Vortheile über die Fürſten.

Der Tod Karls VI. zog die franzöſiſch⸗ſpaniſchen Waffen von neuem in Deutſchland, die Niederlande und Italien; und Deutſche mußten wieder gegen Deutſche fechten. Nach langen blutigen Kämpfen behielt zwar Maria Thereſia den Hauptthеil ihrer Erbſtaaten, jedoch wurde dadurch Schleſien aus dem Reichsverband geſetzt.

Der ſiebenjährige Krieg war eine Folge des vorhergehenden, und konnte nach ſo vielen Verwüſtungen die Sache für Deutſchland nicht beſſern.

Nachdem durch dieſe Kriege die Hauptmächte immer ſtärker, die Mindermächtigen immer ſchwacher wurden, hatten die Erſteren gar nicht mehr nöthig, um ihre Macht zu vermehren, lange Kriege mit einander zu führen. Sie konnten Polen, Italien, Deutſchland und die Türkey theilen, ohne nur ein Schwert darob zu ziehen; der bayeriſche Succeſſions⸗ und Türkenkrieg waren nur Verſuche, dieſe Theilungen zu befördern.

Indeſſen beförderte der franzöſiſche Revolutionskrieg noch gänzlich die Uebermacht der Erſtern. Nach einem der unſeeligſten Kriege, welche Deutſchland, Italien, die Niederlande, Polen und die Türkey zu ertragen hatten, wurde Polen gänzlich getheilt, Italien anderen Fürſten gegeben, Deutſchland verlor das linke Rheinufer und die Niederlande, und eine Menge Könige und Fürſten ihre Länder und Würden. Dabey ſind ſelbſt Oeſterreich und Preußen unter die Mächte vom zweyten Range herabge⸗

Digitized by Google

kommen, und mußten, wenn ſie ſich erhalten wollen, einen oder den anderen der Hauptſtaaten zum Bundesgenoſſen haben.

Wenn man nach dieſen kurzangeführten Thatſachen die Kriegs- und Friedensgeſchichte ſeit 1500 bis heute vergleicht, und die Jahre zuſammen zählt, ſo haben während dreyer ganzer Jahrhunderte die deutſchen Staaten über dritthalb hundert Jahre die ſchrecklichſten Kriege erdulden müſſen, und an die Hälfte ihrer Länder und Menſchen verloren.

Digitized by Google

Kriegsjahre.

	in Deutſchland.	in Italien und Spanien.	in den Niederlanden.	in Polen u. den nordiſchen Reichen.	in der Türkey u. Ungarn.	
Von 1492.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	
bis 1558.	13	60	40	20	10	durch Karl V. und Franz I.
bis 1618.		20	50	20	10	durch Philipp II. und die Eliſabeth.
bis 1648.	30	40	30	30	10	durch Ferdinand II. und Richelieu.
bis 1714.	50	50	50	50	30	durch Ludwig XIV. und Karl XII.
bis 1740.	5	10	12	10	12	durch den Herzog von Orleans und Alberoni.
bis 1748.	8	8	8	2	3	durch Friedrich II. und Belle-Isle.
bis 1762.	7	7	7	7	7	durch Maria Thereſia u. Friedrich II. u. Chatam.
bis 1792.	2	4	3	6	2	durch Friedrich II., Joſeph II. u. Katharina.
bis 1809.	17	17	10	2	2	durch die franzöſiſche Revolution.
	132	216	210	147	86	

Ich habe in dieſer Tabelle in Zahlen die Kriegsjahre nur im Allgemeinen angegeben. Wenn man aber alle zuſammen rechnen wollte, ſo hatte gewiß keins der deutſchen Länder über zehen Jahre im Durchſchnitte Ruhe. Dabey kommt aber hauptſächlich noch in Anſchlag, daß ſie dieſe Kriege nicht außer ihren Grenzen, ſondern mitten in ihrem eignen Lande, mit ihrem eignen Gelde und Blute ausfechten mußten. Ja öfters mußte ihr Land das Kriegstheater werden, ohne daß ſie ſelbſt daran Theil genommen hätten. So wurde der Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. größtentheils in der Lombardie, in Deutſchland und den Niederlanden geführt. Philipps II. Kriege waren außerhalb Spanien in eben dieſe Länder geſpielt. Der dreyßigjährige Krieg verwüſtete Deutſchland faſt allein. Die Kriege unter Ludwig XIV. wurden alle außer Frankreich entweder in den Niederlanden, oder Deutſchland, oder Spanien, oder Italien geführt. Die Kriege unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans und dem Miniſterium des Kardinals Alberoni machten Italien und die Niederlande bluten. Die nordiſchen Kriege unter Karl X. XI. und XII. wurden größtentheils in Hollſtein, Sachſen und Polen gefochten. Der öſterreichiſche Succeſſionskrieg verwüſtete Deutſchland, Italien und die Niederlande. Der ſiebenjährige fiel Deutſchland wieder allein zur Laſt. Die Türkenkriege brachten öfters Ungarn und Deutſchland zugleich ins Verderben. Der bayeriſche Succeſſionskrieg bedrohete Deutſchland von neuem, und der franzöſiſche Revolutionskrieg war der Untergang des deutſchen Reichs.

Wenn man nun den ungeheuern Aufwand, welchen dieſe Kriege koſteten, und die Anzahl der Menſchen berechnet, welche dadurch getödtet oder zu Grunde gerichtet wurden (ſie beläuft ſich auf Millionen); wenn

Digitized by Google

man betrachtet, wie viele Bürger eines und deſſelben Staates gegen ihre eignen Landsleute fechten mußten; wenn man erwägt, wie ſehr Deutſchland durch Brandſchatzungen, Schlachten und Einquartirungen verwüſtet und bedrückt wurde, ſo iſt die Stiftung des rheiniſchen Bundes geſchützt durch die mächtige Hand Napoleons ſchon in dieſer Hinſicht allein eine Wohlthat für die deutſche Nation, wenn man auch die Vortheile beſſerer Geſetze gleichförmiger Regierung und Bewaffnung nicht beherzigen wollte.

Häupter und Völker der deutſchen Nation! über zweytauſend Jahre habt ihr in Zwiſt und Uneinigkeit gelebt, und eure Drangſale und Schande ſelbſt herbeygeführt. Küßt daher die Hand, welche euch lehrt, einig zu ſeyn, als Gotteshand. Uneinigkeit war euer Unglück, euer Verbrechen, eure Schande. Einigkeit wird euer Heil ſeyn, wenn ſie euch auch geboten wird. Eure Waffen waren das Meſſer in der Hand eines Kindes, womit ihr euch ſelbſt verwundet habt. Dankt daher dem Vater, welcher ſie ſchützend für euch ſo lange führen wird, bis ihr lernt, ſie mit Vernunft zu gebrauchen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Fünfundſiebenzigſtes Kapitel.

Napoleon und die Prinzeſſin Louiſe.

François de l'ancienne Rome quitta les titres vains,
pour donner à l'Empire un vrai Roi des Romains.

Ich habe nun die Hauptepochen der Geſchichte von Deutſchland, wie ein großes Drama, meinen Leſern dargeſtellt zur Belehrung und Warnung. Wenn man dieſem hiſtoriſchen Drama eigentlich ſeinen wahren Titel geben wollte, ſo müßte man es: den Bruderzwiſt oder die feindlichen Brüder nennen; denn ſeit dem Uebergang Cäſars über den Rhein bis zum Uebergang Napoleons über die Donau bey Lobau, iſt der Inhalt der deutſchen Geſchichte ein anhaltender Krieg zwiſchen Franken und Allemannen, Nord- und Süddeutſchen, Katholiken und Proteſtanten. Nur Karls des Großen Regierung gab der deutſchen Nation Einheit, Glanz, Bildung und Ruhm. So laßt uns denn die Verbindung Napoleons mit Louiſe zu gleicher Zeit als eine neue Verbindung der deutſchen und franzöſiſchen Nation anſehen, und alles das Glück für unſere Kinder davon hoffen, was wir ſo lange entbehren mußten. Die Väter Louiſens haben ſo lange Karls des Großen Krone getragen. Napoleon hat ihr durch ſeine Siege wieder Glanz und Würde gegeben. Das Trauerſpiel iſt geendet, und der Ausgang verſpricht uns eine beſſere Zukunft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google